C. G. A. Oldendorps

Geschichte der Mission

der

evangelischen Brüder

auf den

caraibischen Inseln

S. Thomas, S. Croix und S. Jan.

Herausgegeben durch

Johann Jakob Bossart.

Erster Theil.

Mit sieben Kupfertafeln.

Barby,

bey Christian Friedrich Laux, und in Leipzig in Commission
bey Weidmanns Erben und Reich.

1 7 7 7.

C. G. A. Oldendorps

Geschichte der Mission

der

evangelischen Brüder

auf den

caraibischen Inseln

S. Thomas, S. Croix und S. Jan.

Herausgegeben durch

Johann Jakob Bossart.

Erster Theil.

Mit sieben Kupfertafeln.

Barby,

bey Christian Friedrich Laux, und in Leipzig in Commission
bey Weidmanns Erben und Reich.

1 7 7 7.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

13 g 1/71

Vorrede.

Es wird hiemit eine abermalige Probe der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden in der Absicht geliefert, daß von vielen Personen GOtt für die den Heiden erzeigte Gnade Dank gebracht werde.

Man hat die Neger bisher nur als ein unglückliches, zur Knechtschaft verdammtes, unwissendes Volk gekant, gegen welches menschenfreundliche Seelen nur Mitleiden fühlten. Diese Geschichte zeigt sie izt auch als von GOtt begnadigte und zu der hohen Würde der Christen erhabene Menschen,

über deren Glück Kenner des Christenthums sich freuen werden.

Der Character wahrer Christen wird an den Beyspielen gläubiger Neger, die nicht selten in der Missionsgeschichte vorkommen, von denjenigen Lesern nicht verkant werden, die mit dem Geiste des Evangeliums aus den Schriften der Apostel JEsu und ihrer eigenen Erfahrung bekant sind. Daß der lebendige Glaube an JEsum, dieses Hauptstück des Christenthums, wenn er in den Herzen der Menschen, auch aus der niedrigsten Classe, gegründet ist, die Quelle ächter Tugenden und wahrer Glückseligkeit werde, das braucht keines neuen Beweises; aber zur Bestätigung dieser Wahrheit kan die gegenwärtige Geschichte von der Einführung des Christenthums unter die Neger dienen.

Ausgebreitete und hohe Erkentniß wird niemand bey den gläubigen Negern suchen, dem ihre Naturbeschaffenheit und ihr eingeschränkter äusserer Zustand bekant ist; noch weniger diesen Mangel zum Nachtheil ihres thätigen Christenthums deuten. Gute Eigenschaften des Herzens, Vertrauen und Liebe zu GOtt, Menschenliebe, gänzliche Ergebenheit zum Gehorsam der Gebote JEsu, standhaftes

Halten

Vorrede.

Halten über der von GOtt empfangenen Gnade und bessern Erkentniß, Zufriedenheit des Herzens bey dem schwersten Druck aller Arten des äussern Elends, fröhliche Hoffnung im Tode und dergleichen, sind beym Christenthum characteristischer, als weitläuftige Kentnisse. Diese haben, bey allem ihrem innern Werthe, auch bey einem ungebesserten und gegen JEsum fremden und kalten Herzen statt; jene aber setzen allemal die lebendige Erkentniß JEsu Christi, als Versöhners unsrer Sünde voraus, und sie sind die Früchte dieses Baumes. Paulus schätzte die Liebe Christi höher, als die ausserordentlichen Geistesgaben. 1 Cor. 12, 13. Aber wie sich in der Geschichte der Mission jene Früchte des Glaubens in dem Verhalten der gläubigen Neger aufs deutlichste erkennen lassen; so läßt sich auch einsehen, daß es ihnen an richtiger Erkentniß der Heilswahrheiten nicht fehle. Ich zweifle nicht daran, daß es mehrern Lesern, die den grossen Unterschied zwischen theologischer Schulkentniß und der allen Christenmenschen zur Seligkeit nöthigen Erkentniß einsehen, so gehen wird, wie mir; daß sie nemlich sich darüber wundern werden, daß die Neger so viel wissen. Es ist in dem ganzen

Umfange der Lehre JEsu kein wichtiger Theil, womit sie unbekant sind, oder darinn sie nicht von ihren Lehrern Unterricht erhielten.

Wenn sich aber auch Mängel von aller Art in den Gemeinen der Neger finden, wie sie dann wirklich überall treuherzig angezeigt worden; so haben sie mit andern christlichen Gemeinen dieses von der Menschlichkeit unzertrennbare Schicksal in sofern gemein, daß dergleichen bey der einen Gemeine nur mehr, bey der andern weniger ist. Wenn man aber dasjenige bedenkt, was von dem äusserst verderbten Character des heidnischen Negers gesagt worden; so wird man bey allen Gebrechen der Negergemeine doch die göttliche Gnade erkennen und preisen, die sich so kräftig an ihnen bewiesen, und den Unterschied zwischen einem gläubigen und ungläubigen Neger so sichtbar gemacht hat.

Dieser Unterschied kan niemand besser als den weissen Einwohnern der drey Inseln bekant seyn. Es könten mehrere solche Zeugnisse, dergleichen das von dem Herrn Procanzler **Pontoppidan** in **Cranzens** Vorrede zur grönländischen Geschichte angeführte ist, beygebracht werden, wenn sie nicht in der Geschichte der Missionen schon hin und wie-

der

der eingeflochten wären. Es ist zur Förderung der Mission allemal vortheilhaft, wenn die dortigen weissen Einwohner auch nur aus dem vorzüglichen Nutzen, den ihnen die wahren Tugenden, die Treue, der Fleiß und Gehorsam ihrer zu Christo bekehrten Sclaven bringen, die Arbeit der Brüder begünstigen; aber um ihres eigenen Besten willen wäre es sehr zu wünschen, daß sie es noch aus einem edlern Grunde thäten. Möchte doch der gute Geruch, den die Früchte des Glaubens an das Evangelium dort reichlich ausbreiten, noch mehrern, als bisher geschehen, zum ewigen Leben dienen, und möchte auch diese Missionsgeschichte etwas dazu beytragen!

Ich habe izt noch etwas von der Geschichte dieses Buchs, oder von der Art und Weise zu sagen, wie dasselbe geworden ist.

Dem Verfasser desselben, **Christian Georg Andreas Oldendorp**, wurde von den Aeltesten der Brüderkirche im Jahr 1767. Gelegenheit gemacht, die dazu nöthigen Urkunden zu samlen, und sich andere zu dieser Arbeit nützliche Kentnisse auf den Inseln selbst zu erwerben, deren Geschichte er schreiben wolte. Er reiste zu dem Ende in besagtem Jahre nach Westindien, wo er vom 22ten

May 1767. bis zum 23ten October des folgenden Jahres auf den drey Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan sich aufhielt, und sieben-zehn Monate lang sich durch den Augenschein von der Grösse und inneren Beschaffenheit der Arbeit seiner Brüder und deren gesegnetem Erfolg unter den Negern eine richtige Kentniß erwarb. Er hat diese Zeit dazu angewendet, die Kirchen- und Tagebücher, und andere schriftliche Urkunden der Missionen durchzusehen; aus den erstern und lez-tern die zu seiner Absicht dienlichen Nachrichten auszuziehen, und in Absicht der Tagebücher alle die Lücken aus den dortigen Urschriften auszufüllen, welche sich in dem Exemplar des Archivs der Brüderunität fanden. Durch die mündlichen Nachrichten des ältesten Missionarius Johann Böhner, und verschiedener alter gläubiger Neger erhielt er viele nützliche Erläuterungen über die älteste Geschichte der Mission.

Als ein Liebhaber der Naturgeschichte hat er zugleich theils durch eigne Beobachtungen, theils durch die freundschaftliche Hülfe einiger auf den Inseln wohnhafter Kenner der Natur, diejenigen Kentnisse gesamlet, die in dem ersten Theile der

Missionsgeschichte vorgetragen sind. Er gesteht, daß er dem Herrn D. Rebhuhn, Herrn Brücher und andern vieles zu verdanken habe; vorzüglich aber dem Oberingenieur und Baumeister auf den drey Inseln, dem Herrn von Rohr, der ihm mit seiner Kentniß westindischer Pflanzen sehr grosse Dienste gethan habe. Da der Verfasser auch eine grosse Fertigkeit in der Zeichenkunst besitzt; so hat er viele Naturalien, Pflanzen, Fische, und auch die Aussichten der verschiedenen Missionsplätze mit vieler Genauigkeit nach der Natur gezeichnet, und zum Theil mit Farben gemahlt.

Als er aus Westindien über Pensylvanien, wo er in dem bethlehemschen Archiv noch die Briefschaften der Missionarien und andre Documente zu seiner Absicht benutzte, im Jahr 1769. nach Europa zurückgekommen war, und izt seine Materialien zur Missionsgeschichte bearbeitete, fand er sie sehr reichhaltig; und da er sich nicht entschliessen konte, etwas erhebliches wegzulassen, das zur Kentniß der Mission und zum erbaulichen Unterricht des Lesers dienlich schiene; so zog sich seine Arbeit dadurch sehr in die Länge, und sein Werk erwuchs zu einer

unerwarteten Grösse. Da sich nun aus dem hohen Preise, zu dem dasselbe durch den Druck steigen würde, voraus sehen ließ, daß es gegen die Absicht in wenig solche Hände kommen würde, für die es größtentheils bestimmt war, und der Verfasser gehindert wurde, sein Werk selbst umzuarbeiten; so übernahm ich mit seiner Genehmigung diese Mühe.

Da mir dabey die Wahl der Materien, ihre Verbindung, Ordnung und Ausdruck überlassen wurde; so muß ich mich darüber noch kürzlich erklären.

Bey der Wahl der Materien habe ich einmal mein Augenmerk darauf gerichtet, daß nichts, was zur gründlichen Kentniß des äussern und innern Zustandes und Fortganges der Missionen gehörte, vermißt, und dann auch das Buch nicht zu groß werden solte. Gute Beyspiele des rechtschaffenen Wesens in Christo haben allerdings in der Geschichte einer Mission blos durch ihre Vielheit mehr Gewicht, als es Argumente in andern Fällen aus eben der Ursache zu haben pflegen; aber da sich auch unter den Beyspielen einige durch stärkere Züge vor andern herausnehmen, so hat dabey eine

Wahl

Wahl statt, die ihrer Wirkung nicht nachtheilig ist. Daß nicht meine Denkweise und mein Geschmack einen Einfluß in diese Wahl solte gehabt haben, das ist nicht zu vermuthen. Es ist schwer, sich in dieser Absicht in eine solche Allgemeinheit zu setzen, daß man den so sehr verschiedenen Geschmack auch gutgesinnter Leser einigermassen befriedigen kan.

Ueber die Verbindung der Materien und Ordnung im Vortrage wird es mir etwas sauer mich zu erklären. Im ersten Theile habe ich es in der Geschichte der Thiere und Pflanzen bey der von dem Verfasser gewählten Ordnung völlig bewenden lassen, und nur hin und wieder von dem geringen Vorrath meiner Kentniß der Naturgeschichte einen sparsamen Gebrauch gemacht; aber seine Nachrichten von den africanischen Nationen ganz umgearbeitet, und dieselben unter gewisse allgemeine Begriffe gebracht, um die vielen Wiederholungen zu vermeiden.

Der zweyte Theil hat mehrere Veränderung erlitten. In den ersten Jahren der Missionsgeschichte, da nur die Handlungen einzelner oder weniger Personen zu erzehlen waren, konte ich der Zeitordnung, als der natürlichsten, leicht folgen.

Als sich aber die Begebenheiten häuften, und izt nicht nur eine christliche Gemeine auf S. Thomas durch das Band des Glaubens und der Liebe verbunden wurde; sondern auch noch die beiden Missionen auf S. Croix und S. Jan mit ähnlichem Erfolge entstanden; so hat mir die Wahl der Ordnung, in welcher ich dem Leser am nützlichsten seyn könte, einige Mühe gemacht. Die Trennung der Geschichte der drey Missionen, da jede in verschiedenen Abschnitten so vorgetragen wird, daß sie für sich als ein zusammenhängendes Ganzes ohne viel Mühe gelesen werden kan, schien mir eben so nothwendig, als ihre Abtheilung in Bücher und Abschnitte. Davon habe ich weiter nichts zu sagen; aber etwas von der Ordnung des Vortrags in den Abschnitten. Sie ist nicht durchgängig einerley; ich ließ mich darinn durch die Beschaffenheit der Materien, und ihre Vielheit leiten. Bald habe ich dieselben nach gewissen allgemeinen Begriffen geordnet, und hintereinander die Geschichte der Missionsarbeiter, der äussern angenehmen oder unangenehmen Begebenheiten, und dann des innern Gnadenganges der Mission erzehlt; bald habe ich ohne diese Eintheilung die Begebenheiten in ihrer

Zeit-

Vorrede.

Zeitordnung hintereinander folgen lassen. Ich habe wol auch einen ganzen Abschnitt zu der Geschichte der Arbeiter eines Zeitraums, ihres Reichthums wegen, angewendet, und die innere Missionsgeschichte in dem folgenden vorgetragen. Durchgehends habe ich die Geschichte mehrerer Jahre in einem Abschnitt erzehlt; weil bey der Methode, einen historischen Bericht von jedem Jahrgang abzustatten, die Einförmigkeit und die Wiederholungen nicht leicht vermieden werden können. Es ist bey jeder Methode in einem historischen Werke von dieser Art schwer, bey dieser Klippe unbeschädigt vorbeyzukommen. Ich suche dadurch den Leser zur Nachsicht gegen mich vorzubereiten, wenn ich es in dem Stück auch versehen habe.

Ueber den Ausdruck und den Vortrag habe ich am wenigsten zu sagen. Wenn der Leser Deutlichkeit und Genauigkeit darinn findet, und ohne viel anzustossen fortlesen, und wie auf einem ebenen Wege fortgehen kan; so ist meine Absicht dabey erreicht.

Wenn ihn noch über dieses der Inhalt der Missionsgeschichte interessirt, wenn er die Grösse

der

der Gnade erkennt, die GOtt durch das Evangelium dem armen schwarzen Volke erzeiget, und ihn dafür preiset, und den Heiland, von dessen unbeschreiblicher Menschenliebe so viele redende Beweise in dieser Geschichte vorkommen, würdig findet, daß er ihn von ganzem Herzen liebe, und glaubet, daß die größte Glückseligkeit und Ehre des Menschen darinn bestehe, ein Angehöriger JEsu zu seyn; so wird das die Erfüllung des wärmsten Wunsches meines Herzens seyn.

Im Seminarium zu Barby
den 25ten Febr. 1777.

Der Herausgeber.

Erster

Erſter Theil

enthaltend

verſchiedene zur Geographie, natürlichen und politiſchen Geſchichte dieſer Inſeln gehörige Nachrichten.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Kurze Nachricht von den sämtlichen caraibischen Inseln.

Die grosse Menge Inseln, welche den mexicanischen Archipelagus ausmachen, wird unter dem Namen **Westindien** begriffen. Obgleich dieser Name sonst auch in weiterem Sinne von America überhaupt genommen wird; so versteht man doch heut zu Tage unter demselben gewöhnlichermassen nicht das veste Land dieses Welttheils. Die Inseln selbst haben den allgemeinen Namen der **Antillen**, welcher von ihrer Lage hergenommen seyn, und soviel als **Vorinseln** bedeuten soll, welche diejenigen, die aus Europa oder Africa nach dem mexicanischen Meerbusen segeln, antreffen, ehe sie das veste Land von America erreichen. Man theilet sie in die **grossen** und

kleinen Antillen. Jener sind nur vier: Cuba und Portoric, die der Krone Spanien gehören; St. Domingo oder Hispaniola, welche von Frankreich und Spanien seit 1666. fast zu gleichen Theilen besessen wird; und Jamaica, welche die Engländer im Jahr 1655. den Spaniern abgenommen haben und noch besitzen. Der kleinen Antillen sind weit mehrere; die lucayschen, caraibischen und bermudischen Inseln werden dazu gezehlt. Doch zweifle ich, ob die letztern dazu gehören. Die lucayschen werden nur durch den Canal von Bahama, der nicht über zwanzig Meilen breit ist, von Florida getrennt, ziehen sich von da nach Südwest bis an die Insel St. Domingo, und stehen sämtlich unter spanischer Herrschaft.

Unter den caraibischen Inseln werden diejenigen verstanden, welche zwischen der Küste von Terrafirma des mittägigen America und der grossen Antille Portoric in einem Bogen von Süden nach Norden zwischen dem 11ten und 19ten Grad norder Breite, und dem 59ten und 64ten westlicher Länge von London liegen. Unter diesen Inseln liegt Tabago der Linie am nächsten, und St. Thomas ist von derselben am weitesten entfernt. Noch zieht sich eine Anzahl Inseln längst der Küste von Terrafirma von Westen nach Osten, welche nebst den vier grossen Antillen von den Spaniern und Franzosen die Inseln unter dem Winde (Sotto vento, Sous le vent) genennt werden; da sie die caraibischen die Inseln im Winde (Barlo vento, au vent) nennen. Die Inseln unter dem Winde werden von einigen Geographen, als von John Rocque in der englischen grossen Charte von Nordamerica, durch den Namen der kleinen Antillen

von den caraibischen unterschieden. Es scheint mir aber dieses dem Sprachgebrauch der Seeleute entgegen zu seyn, welche diese Inseln niemals unter diesem Namen verstehen. Als die Franzosen noch im Besitz der Insel St. Christoph waren, so begriffen sie unter den **Inseln im Winde**, Isles au vent, alle caraibische von Nevis an bis Tabago, welche etwas mehr nach Osten liegen, als St. Christoph; die übrigen mehr nach Westen liegenden, von St. Eustachius bis St. Thomas, nanten sie die **Inseln unter dem Winde**, Isles sous le vent. Izt nennen sie alle caraibische Inseln in Hinsicht auf St. Domingo, davon sie die eine Hälfte besitzen, die Inseln im Winde. Die Engländer nennen nur Barbados, welches ihre älteste Besitzung ist, und unter den caraibischen Inseln am meisten östlich liegt, the windward Island, oder die **Insel im Winde**; alle übrige caraibische Inseln nennen sie leeward Islands, die **Inseln unter dem Winde**. Doch könte es aus der angeführten Charte des J. Rocque scheinen, als ob sie unter beyden Namen eben dieselben Inseln verstünden, welche die Franzosen ehemals darunter verstanden haben. Man siehet daraus leicht, daß durch den Ausdruck **im Winde** das Verhältniß der Lage der Inseln vor einander angedeutet wird. Diejenige aber wird als vor der andern liegend betrachtet, welche mehr östlich liegt. Der Grund dieser Benennung ist in dem beständigen Ostwinde, der zwischen den Wendekreisen (Tropicis) oder in dem heissen Erdstrich, in welchem diese Inseln liegen, das ganze Jahr hindurch wehet, den folglich die mehr nach Osten liegenden Inseln eher haben, als die mehr nach Westen liegen; so

daß diese unter dem Winde der erstern zu liegen scheinen.

Die caraibischen Inseln, sonderlich diejenigen, welche man die Jungfern nennt, sind den Europäern im Jahr 1493. bekant worden, als Christoph Colom (Columbus) seine zweyte Reise nach dem von ihm entdeckten neuen Welttheile that. Er maßte sich im Namen seines Herrn, des Königs von Spanien, des Eigenthums aller der Länder an, welche er entdeckte, und nahm sie mit gewissen Ceremonien in Besitz. Gleichwol sind nicht alle von den Spaniern entdeckte Länder ihr Eigenthum geworden oder verblieben. Die caraibischen Inseln (denn von den andern neuen Ländern sehe ich hier billig ab) haben izt verschiedene Herren. Großbritannien, Frankreich, die vereinigten Niederlande und Dännemark haben sich so darein getheilt, daß Spanien gar keine derselben besitzt.

Diejenigen, welche unter großbritannischer Hoheit stehen, und die den größten Theil ausmachen, sind folgende:

Tabago gehört Großbritannien seit dem Frieden 1763, in welchem Frankreich ausser dieser Insel, und andern wichtigen Ländereyen, auch Grenada nebst den Grenadinen St. Vincent und Dominique, an diese Krone abtrat. Es ist diese Insel von Süden nach Norden gegen acht deutsche Meilen lang, und von Osten nach Westen drey Meilen und weniger breit, und hat im Umfang ohngefehr fünf und zwanzig Meilen. *) Ungeachtet sie unter den caraibischen

In-

*) Wenn in der Folge von Meilen ohne weitere Bestimmung geredt wird, so sind, wie hier, deutsche Meilen zu verstehen, deren funfzehn auf einen Grad gehen.

Inseln der Linie am nächsten liegt; so ist ihre Temperatur doch nicht die heisseste. Der Boden ist fruchtbar, ob er gleich hie und da sandig ist. In dem Aufsatz des Capitain John Poynz, der im vierten Theil des hamburgischen Magazins eingerückt ist, wird sie für die beste, bequemste und gesündeste unter allen caraibischen Inseln, für das indianische Paradies ausgegeben. Noch ehe die Engländer im Besitz dieser Insel waren, hatten sie sich des vortreflichen Bauholzes, das die Insel hervorbringt, zu ihren Zuckermühlen bedient.

Grenada, mit den kleinen Grenadinen und Beckia. Die erstere ist etwas kleiner als Tabago; hat aber gute Häfen und viel süsses Wasser, welches letztere der Insel Beckia, die nur etwa drey gevierte Meilen groß ist, fehlt, ob sie gleich den erstern Vorzug ebenfalls hat. Die Grenadinen werden blos der Jagd und Fischerey wegen, auch von den Caraiben besucht. Vor diesem hatten die Franzosen die Insel Grenada käuflich an sich gebracht, und 1652. eine Colonie darauf angesetzt.

St. Vincent ist von Süden nach Norden über vier Meilen lang, und von Osten nach Westen drey bis vier breit. Ihr Inhalt trift nahe an zwölf gevierte Meilen. Sie ist seit langer Zeit der Hauptsitz der von ihren übrigen Inseln verdrängten Caraiben. Man kan aber nicht sagen, daß sie da in Ruhe und Frieden lebten.

Barbados, eine der wichtigsten caraibischen Inseln, ist über acht Meilen lang, und drey bis fünf breit; ihr Inhalt kommt nahe an fünf und zwanzig gevierte Meilen, und hat über hunderttausend Acker

urbares Land. Sie ist der Engländer älteste caraibische Besitzung, die sie entweder noch unter dem Könige Jakob I. im Jahr 1624, oder 1626. entdeckten; worauf 1627. einige englische Familien sich darauf niederliessen, die erste Colonie aber erst 1629. oder 1630. von St. Christoph da anbaute. Sie fanden keine Merkmaale auf der Insel, woraus sie hätten schliessen können, daß sie von Caraiben wäre bewohnt gewesen. Ihre Fruchtbarkeit war anfänglich ausserordentlich, so daß diese Colonie seit 1650, da sie den Zuckerbau zu einiger Vollkommenheit brachte, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehr Zucker lieferte, als alle übrige englische Colonien zusammen. Ob sich nun gleich dieses sonderlich durch die Krankheiten, die von 1690 bis 1698. viele tausend Einwohner hinrafften, einigermassen geändert hat; so ist die Insel doch seitdem für eine der gesündesten unter allen Antillen erkant, und die Zahl der Einwohner dergestalt ersetzt worden, daß sich die Colonie wieder in einem blühenden Zustande befindet. Um das Heil der vielen tausend Neger auf dieser Insel durch die Erkentniß JEsu Christi, des Heilandes aller Menschen, zu befördern, hat die evangelische Brüderunität daselbst eine Mißion seit 1767. angefangen.

Dominique, eine der vorzüglichsten caraibischen Inseln, hält ohngefehr zehn gevierte Meilen, sechs in die Länge, und eine bis zwey in die Breite. Sie hat viel frisches Wasser; ein auf diesen Inseln unschätzbarer Vorzug. Auch auf ihr halten sich viele Caraiben auf.

Dominique gegen über, vierzig Meilen weiter nach Osten, liegt die kleine **Vogelinsel, Aves**, deren

nie=

niedrige Lage schon manchen Schiffen höchstnachtheilig gewesen ist, weil sie nicht eher gesehen wird, als bis man in ihrer Nähe ist. Sie ist unbewohnt.

Montserrat, eine kleine Insel ohne Hafen, deren Inhalt wenig mehr als zwey gevierte Meilen beträgt, ist sehr hoch und voller Berge, aus welchen aber viel süsses Wasser fließt. Seit 1632. ist sie von einer englischen Colonie besetzt.

Redondo, nicht halb so groß als Montserrat, scheint von ferne ein hoher runder Thurm zu seyn. Sie ist in der That nichts als ein steiler Fels, der aber oben eine Strecke flaches Land hat, von dessen Producten sich eine Menge Cabritten ernähren, die den Einwohnern von Montserrat gehören.

Antigoa oder Antego hält gegen neun gevierte Meilen, ist ohngefehr ein Drittel so groß als Barbados, hat wenig süß Wasser, keinen Fluß, nur einige wenige Quellen; aber einen sehr bequemen Hafen zu St. Johns. Ungeachtet sie vierzig Meilen weiter von der Linie nach Norden entfernt ist, als Barbados; so ist doch die Hitze auf dieser viel gemäßigter, als auf jener. Der sandige und trockne Boden, und die dicken Wälder in Antigoa mögen wohl die nächsten Ursachen dieser Verschiedenheit in der Temperatur seyn. Seit 1666. ist sie mit einer englischen Colonie besetzt, welche der damalige Eigenthümer, Lord Franz Willoughby dahin schickte. Izt ist sie ein Eigenthum der Krone. Auch auf dieser Insel wird den Negern durch einige Mißionarien von der Brüderkirche das Evangelium von der Gnade GOttes in JEsu Christo seit 1756. in und ausserhalb der Stadt St. Johns gepredigt.

Barbude, eine Insel von etwa sechs gevierten Meilen, ist niedrig, aber fruchtbar und mit frischem Wasser versehen, womit dessen Mangel, der bey anhaltender trockner Witterung auf Antigoa entsteht, abgeholfen wird. Die Engländer haben dieses Inselchen zu gleicher Zeit mit Montserrat 1628. entdeckt. Die Einwohner beschäftigen sich sonderlich mit der Viehzucht.

Nevis oder Nieves, etwas grösser als Montserrat, hat in der Mitte einen einigen Berg, um welchen die Pflanzungen ringsherum angelegt sind, und aus welchem verschiedene Quellen entspringen, darunter eine warm und mineralisch ist. Der mit grossen Bäumen bewachsene Gipfel des Berges ist der Ort, wo sich die Wolken samlen, und von da über die ganze Insel sich in Regen ergiessen. Schon seit 1628. hat sich eine englische Colonie auf dieser Insel gesetzt. An innerer Güte kommt der Zucker, der auf dieser Insel gebaut wird, dem barbadoischen am nächsten. Von St. Christoph ist sie durch einen Canal, der nur eine Meile breit ist, abgesondert.

St. Christoph wird von den Engländern St. Kits genennt, und hält ohngefehr zwölf bis dreyzehn gevierte Meilen. Die Franzosen und Engländer besassen sie anfänglich zu gleichen Theilen, weil sie selbige zu gleicher Zeit 1625. entdeckten, und sich darauf niederliessen; aber nachdem beide durch die Spanier davon vertrieben worden, und nach wiedergenommenem Besitz in wiederholten Kriegen verschiedene Schicksale erfahren hatten, wurde die Insel im Utrechter Frieden 1713. den Engländern völlig abgetreten. Sie wird wegen der reinen und gesunden Luft für die

angenehmste unter den Antillen gehalten. Ihr sandiger und leichter, aber fruchtbarer Boden bringt den schönsten Zucker hervor. Sie hat schweflichte Quellen und viele hohe Berge. Aber die häufigen Wetter und Orcane vermindern die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf der Insel gar sehr.

Anguilla hat wol den Namen von ihrer Gestalt, die lang und schmal ist; sechs gevierte Meilen machen ohngefehr ihren Flächeninhalt aus. Sie ist ganz eben, und nur von einigen Engländern bewohnt, welche Tabak bauen und Vieh ziehen.

Zwischen Anguilla und Annegada liegt **Sombrero**, eine unbewohnte kleine Insel. Sie hat diesen spanischen Namen, der einen Hut bedeutet, von der Aehnlichkeit, die sie damit hat; denn mitten auf derselben steht ein Berg, das herumliegende Land aber ist flach.

Annegada ist unbewohnt; nur halten die Engländer auf Spanishtown etwas Vieh darauf.

Spanishtown ist die östlichste von den sogenanten **Jungferninseln**. Mit dem Namen der elftausend Jungfern belegte Christoph Colom den kleinen Archipelagus, welcher der Insel Portoric ostwärts oder im Winde liegt, und noch der **Jungferngarten** oder die **Jungferngasse** genennet wird. Wenn man aber auch alles, was da über die Fläche des Wassers hervorsteht, zusammen zehlt, jedes Inselchen, jede Keye und Klippe; so wird die Summe doch nicht über einige hundert seyn. Es sind aber unter der grossen Anzahl nur vier Inseln von einiger Erheblichkeit: Spanishtown, Tortola, St. Jan und St. Thomas. Die vielen Felsen und Klippen, welche um

Spanishtown aus der See hervorragen, erscheinen dem Auge von ferne als eine Stadt mit vielen Thürmen. Dieser betrügliche Anschein ist die Veranlassung zu dem Namen der Insel gewesen. Auf den englischen Charten wird sie **Virgin Gorda**, und vom P. Labat aus Mißverstand **Paneston** oder auch die **grosse Jungfer** genennt. Sie ist kleiner als St. Thomas, und ihr Inhalt wird etwas über zwey gevierte Meilen betragen.

Tortola ist noch kleiner als Spanishtown, und hat meistens Quäker zu Einwohnern. Das nahe dabey liegende kleine Eyland **Scrub** ist wegen des Schifbruchs, welchen zwey Mißionarien von der Brüderkirche, **Feder** und **Israel**, 1740. dabey erlitten, und daraus nur der letztere errettet wurde, in der Mißionsgeschichte merkwürdig.

Jochs and Dyks oder **Vandyks** ist ein kleines Inselchen, das wenig Einwohner hat.

Diese sechzehn Inseln machen mit Jamaica das englische Westindien aus.

Folgende caraibische Inseln gehören der Krone Frankreich:

St. Lucia oder **Alusia** ist gegen fünf Meilen lang, zwey bis drey breit, und ihr Inhalt wird wenig über zehn gevierte Meilen seyn. Die Engländer, welche sich 1639. darauf niedergelassen hatten, wurden im folgenden Jahre durch die Caraiben wieder davon vertrieben. Sie kauften aber 1663. die Insel den Caraiben ab; worauf die Franzosen, die sich in der Zwischenzeit darauf gesetzt hatten, abziehen mußten. Diese bauten sich gleichwol abermals neben den Engländern an, und nachdem sie 1719. die Insel zum

drit-

drittenmal verlassen hatten, wurde sie ihnen zuletzt im Frieden 1763. ganz eingeräumt.

Martinique oder **Martinico** ist elf Meilen lang, von sehr verschiedener Breite, und hält gegen fünf und zwanzig gevierte Meilen Grundfläche. Sie ist eine der ältesten und volkreichsten Pflanzungen der Franzosen, die sie schon 1637. anlegten. Aus den vielen Bergen der Insel entspringen neun bis zehn erhebliche Flüsse. Der Boden ist nicht der ergiebigste; die Luft aber ist desto gesünder. Da der Boden zerstossenem Bimsstein ähnlich ist, so kan man leicht auf die Vermuthung fallen, daß sie, so wie Madera und andre mehrere, von einem Vulcan entstanden sey. Ihre Lage ist sehr vortheilhaft, und fast alle französische Schiffe, die nach Westindien gehen, pflegen da einzulaufen.

Marigalante hält etwa fünf gevierte Meilen, ist flach, und stark mit Holz bewachsen.

Guadaloupe besteht aus zwey Inseln, die durch einen Canal, der nicht über eine halbe Meile breit ist, von einander getrennt sind. Die eine ist von Süden nach Norden acht Meilen lang, und drey bis vier breit; die andre von Osten nach Westen zehn Meilen lang, und zwey bis vier Meilen breit. Funfzig gevierte Meilen werden ohngefehr ihren Inhalt ausmachen. Sie ist ohnstreitig die grösste unter allen caraibischen Inseln. Sie hat sehr hohe Berge, von welchen verschiedene Flüsse entspringen, die die Fruchtbarkeit des Landes befördern. Doch sollen die Baumfrüchte so beschaffen seyn, daß sich die Franzosen nicht getrauen, davon zu essen, weil sie schädlich und ungesund sind. Die Temperatur dieser Insel ist nicht so

gün-

günstig, als die auf Martinique. Sie hat vermuthlich ebenfalls ihren Ursprung von den Ausbrüchen eines oder mehrerer Vulcane. Die Franzosen sind seit 1635. im Besitz dieser, wie auch vier nahe dabey liegender kleinen Inseln, welche man die Heiligen (Santos) nennet.

Desirade, eine Insel, die kaum zwey gevierte Meilen Fläche hat.

St. Barthelemi kommt mit Desirade in der Grösse überein, und ihr Erdreich ist zum Anbau nicht das beste. Sie gehört den Franzosen seit 1639. oder 1640.

Noch hat Frankreich die Insel St. Martin mit den Holländern gemeinschaftlich. Es hatten beide zu gleicher Zeit Besitz davon genommen, als sie von den Spaniern war verlassen worden. Sie ist fünf Meilen lang, und eine bis zwey Meilen breit, und hat viel Salz.

Ausser dem Antheil, den die Holländer an St. Martin haben, gehört ihnen noch seit 1632. St. Eustachius oder Statius und Saba, davon jede ohngefehr eine gevierte Meile hält. Erstere ist ein blosser Berg, der sich in Form eines Zuckerhuts aus der See erhebt; auch letztere ist nichts anders, hat aber, wie man sagt, den Vortheil, daß sie von einem Feinde mit Gewalt nicht erobert werden kan.

Der Antheil der Krone Dännemark an Westindien besteht in den Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Da ich von diesen drey Inseln ausführlicher zu handeln gedenke; so verspare ich alles, was zu ihrer Geographie und Geschichte gehört, in die folgenden Abschnitte.

Zweyter Abschnitt.

Von den Caraiben.

Daß die Caraiben, oder Canibalen, die nach ihnen genanten Inseln zu der Zeit bewohnt haben, als sie von den Europäern entdeckt worden, ist ausser Streit; aber die übrige Geschichte dieses Volks ist ungewiß. Es ist dieses eine natürliche Folge theils von der Unwissenheit derselben in der Kunst, das Andenken vergangener Begebenheiten auf eine deutliche und sichere Weise für die Nachwelt zu erhalten; theils auch davon, daß sie solchen Nationen, die jene Kunst verstunden, bis dahin unbekant waren. Es blieb also nur der Weg der mündlichen Ueberlieferung übrig, durch welchen etwas von ihrer Geschichte bis zu uns gelangen konte; und auch das, was wir auf diese Weise von ihnen wissen, ist nicht ganz zuverläßig. Da diesem Mangel nicht abzuhelfen ist, so muß man sich schon mit den Nachrichten begnügen, welche sonderlich Rochefort in seiner Geschichte der Antillen von diesem Volke geliefert hat. Ihre Glaubwürdigkeit beruhet auf dem Ansehen eines Zeugen, der sich lange unter den Apalachiten, in deren Lande die Caraiben ehemals sollen gewohnt haben, aufgehalten, und seine Kentniß von ihrer Geschichte aus ihren mündlichen Erzehlungen gesamlet hat.

Die-

Diesen Nachrichten zufolge wohnten die Caraiben, unter dem Namen der **Cofachiten**, in den ältesten Zeiten in einer Landschaft des nördlichen America, welche dem heutigen Florida gegen Mitternacht liegt. Dieses letztere hatte wegen seiner bessern Lage und grössern Fruchtbarkeit vor dem Lande der Cofachiten beträchtliche Vorzüge, und gehörte zu dem Gebiete der Apalachiten, einer mächtigen Nation, die, wie viele andre americanische Völker, die Sonne verehrte. Eine günstige Gelegenheit veranlaßte die Cofachiten zu einem Versuch, sich in den Besitz des bessern Landes der Apalachiten zu setzen; als sie aber mit Gewalt diese Absicht sogleich nicht erreichen konten, liessen sie sich mit diesen in friedliche Unterhandlungen ein, wodurch sie ihren Zweck wenigstens zum Theil erhielten. Die Apalachiten traten ihnen die Landschaft **Amana** eigenthümlich ab, und ertheilten ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Gliedern ihrer Völkerschaft; sie aber verbanden sich zu gleichen Pflichten gegen dieselbe, und versprachen überdis, dem Könige jährlich eine neue Versicherung ihres Gehorsams zu geben. So wurden sie den Apalachiten gleichsam einverleibt, und von diesen mit dem Namen der **Caraiben**, welcher ein fremdes tapferes Volk bedeutet, beehrt.

Als aber nach einiger Zeit die Caraiben die jährliche Huldigung mit dem Character eines freyheitliebenden und tapfern Volkes nicht reinen konten; so wurde durch die Unterlassung dieser Bedingung des Friedens das gute Vernehmen unter beiden Nationen gestört, und das Mißvergnügen schlug zu einem Kriege aus, der über hundert Jahre abwechselnd zum Schaden beider Völker geführt wurde. Endlich erhielten

die

die Apalachiten durch List, was sie mit Gewalt von den Caraiben bisher nicht hatten erhalten können. Es wurde ein Waffenstillstand unter beiden Nationen geschlossen, neue Freundschaft versprochen, und zu dem Ende die Caraiben zu den jährlichen gottesdienstlichen Feyerlichkeiten der Apalachiten, die mit vielen Lustbarkeiten verbunden waren, eingeladen. Diejenigen, welche sich dabey einfanden, nahm man mit ausnehmender Freundlichkeit auf, bewirthete sie sehr freygebig, und entließ sie mit reichen Geschenken. Dieses wurde verschiedene Jahre hintereinander wiederholt; und nunmehr glaubten die Apalachiten mit hinlänglicher Gewißheit eines guten Erfolgs von den Caraiben fordern zu können, daß sie ihre Religion annehmen, und ihrem Könige von neuem Gehorsam und Treue versprechen solten. Sie betrogen sich in ihrer Erwartung nicht. Ihr bisheriges Betragen gegen die Caraiben hatte auf dieselben so viele Wirkung gethan, daß der zahlreichste Theil der Nation sich erklärte, den Sonnendienst anzunehmen, und sich dem Könige der Apalachiten zu unterwerfen. Die übrigen, welche alles lieber als ihre Unabhängigkeit verlieren wolten, wurden, bey standhafter Weigerung, endlich von ihren eigenen Landsleuten genöthiget, ihr Unterkommen ausser den Grenzen ihres Vaterlandes zu suchen. Zufälliger Weise kamen diese Vertriebenen an die östliche Seeküste, den lucayschen Inseln gegenüber. Sie wurden von den Einwohnern dieser Gegend wohl aufgenommen und beherbergt; bis sie von einigen durch Sturm an diese Küste verschlagenen Einwohnern besagter Insel veranlaßt wurden, ihnen dahin zu folgen. Diese hatten ihnen erzehlt, es lägen

in

in ihrer Nachbarschaft viele Inseln, die ohne Einwohner wären; und hatten versprochen, ihnen behülflich zu seyn, daß sie sich auf einer derselben niederlassen könten. Die vertriebenen Caraiben nahmen diesen Vorschlag gern an, folgten den Lucayern, als sie wieder nach Hause fuhren, und wurden auf Cigateo, einer von den lucayschen Inseln, wohl aufgenommen, mit Lebensmitteln versorgt, und nach der damals wüsten Insel Ayay, die izt St. Croix heißt, begleitet.

So sind die Caraiben, nach dieser Erzehlung, von dem vesten Lande auf diese Inseln gekommen. Sie liessen sich also auf der Insel St. Croix nieder, von wo aus sie nach und nach die übrigen kleinen Antillen, die nach ihnen genennt sind, bevölkert haben. Endlich, vielleicht erst nach etlichen Jahrhunderten, wurden sie durch den Anwachs ihrer Menge genöthiget, Colonien nach dem vesten Lande, in dem mittägigen America, zu schicken, wo sie sich, des Widerstandes der Arawacken, die auf der Insel Trinidad und an dem Strome Orenocke wohnten, ungeachtet, in der Provinz Guiana vestsetzten, wo sie noch izt ein zahlreiches Volk sind. Ein Theil derselben soll sich noch weiter in Terrafirma und bis nach Brasilien ausgebreitet haben.

So weit gehet die alte Geschichte dieses Volks, von der Zeit der ältesten Nachrichten an bis zu der Periode, da durch Hinkunft der Europäer eine grosse Veränderung mit diesen Inseln vorgegangen ist. Ihre neuere Geschichte begreift hauptsächlich die Schicksale, die sie seit dem sechzehnten Jahrhundert betroffen haben, da sie nach und nach von den Europäern genöthigt wurden, den größten Theil dieser ihrer Besitzungen völlig zu räumen.

Den

Den Anfang der Gewaltthätigkeiten gegen sie machten die Spanier im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die Schätze der Caraiben waren die Ursache nicht, warum sie ihnen feindlich begegneten; dergleichen waren bey dieser armen Nation nicht zu suchen: aber zur Bearbeitung ihrer Goldminen brauchten sie Sclaven. Sie glaubten, weil die Caraiben Menschenfresser, folglich Feinde des menschlichen Geschlechts wären; so wären sie berechtiget, selbige zu jener Arbeit zu verurtheilen. In der That wurde eine Menge derselben, welche den Spaniern in die Hände kamen, zu Bearbeitung der Bergwerke gebraucht. Don Diego de Nicuessa z. B. nahm ihrer zweyhundert von St. Croix weg, und verkaufte sie unter obigem Vorwand zu Sclaven. Durch diese Beleidigungen erbittert, thaten die Caraiben in die Colonien der Spanier, die sie izt als ihre offenbare Feinde betrachteten, öftere Einfälle, wobey sie ihrer grausamen Rache keine Grenzen setzten. So empfand Portoric, die von den spanischen Antillen den caraibischen Inseln am nächsten liegt, im Jahr 1530. die Wirkungen ihrer Erbitterung auf die kläglichste Weise. Fünfhundert dieser Wilden überfielen die volkreichste Gegend dieser Insel, und richteten unter Menschen und Vieh eine grosse Niederlage und Verwüstung der Pflanzungen an, führten auch eine Anzahl Gefangene mit sich weg, die sie doch nicht, wie man vermuthet hatte, schlachteten und verzehrten. Aehnliche Ausfälle thaten sie in den folgenden Jahren auf die Besitzungen der Spanier in Hispaniola, Jamaica, Portoric und selbst in ihre Colonien auf dem vesten Lande.

Die Vorsicht des Königes von Spanien, Kaiser Carls des V. wolte diesem verderblichen Kriege ein Ende machen, und er verbot seinen westindischen Unterthanen, die Caraiben als Feinde zu behandeln. Doch that dieses die gewünschte Wirkung nicht. Denn obgleich die Spanier den Befehl ihres Königes befolgten, und gegen die Caraiben keine Feindseligkeiten ausübten; so waren doch diese nicht gewohnt, eine Beleidigung zu vergessen. Die Unthätigkeit der Spanier erhöhte nur ihren Muth, und ihre Ausfälle auf sie wurden häufiger. Dieses Betragen der Caraiben, welches die Spanier ihrem Könige kläglich vorstellten, veranlaßte diesen, dieselben für öffentliche Feinde zu erklären, und seinen Unterthanen zu erlauben, ihnen als solchen zu begegnen, und sie allenfalls zu Sclaven zu machen. Die Feindseligkeiten gingen nach dieser Erklärung von Seiten der Spanier wieder an, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie bald nach denselbigen die Caraiben von der Insel St. Croix, ihrer ältesten Besitzung, völlig vertrieben haben. Doch wurden sie durch die Vereinigung verschiedener Umstände auf friedfertigere Gedanken gegen die Caraiben geleitet. Theils fanden sie in ihrem tapfern Widerstand grössere Schwierigkeiten, als sie vermuthet hatten; theils erlaubten ihnen die wichtigern Eroberungen, welche sie auf dem vesten Lande machten, nicht, so viel Macht gegen die Caraiben anzuwenden, als nöthig gewesen wäre, sie aus ihren Inseln völlig zu vertreiben: und überdiß lernten sie einsehen, daß sie weit mehr Nutzen davon haben könten, wenn die Caraiben friedlich ihre Inseln bewohnten, als wenn sie dieselben verliessen. Denn in erstern Falle konten sie hoffen, daß ihre aus

Europa

Europa kommenden Schiffe allerley Lebensmittel, frisches Wasser, Holz ꝛc. von denselben würden erhalten können. Ihr eigenes Interesse brachte sie also zu dem Entschluß, mit den Caraiben Friede zu machen. Einige Gefangene von dieser Nation, die sie freundlich behandelt und mit Geschenken zu den ihrigen entlassen hatten, waren die Vermittler dieses beiden Theilen so nützlichen Vorhabens. Nur die Caraiben auf St. Vincent und Dominique waren zu friedlichen Gesinnungen gegen die Spanier nicht zu bringen, und beharreten in dem einmal gegen sie gefaßten Haß. Die übrigen konten nun wieder in Frieden und Ruhe ihre Inseln bewohnen, auch wol aus der Nachbarschaft der Spanier einigen Vortheil ziehen.

Doch dieser bessere Zustand dauerte nicht lange. In der folgenden Zeit waren andere europäische Nationen bedacht, sich in Westindien einen vesten Sitz zu schaffen, um an den Vortheilen der Handlung Antheil zu haben. Seit dem Jahre 1625. suchten Engländer, Franzosen und Niederländer dieses zu bewerkstelligen, und errichteten mehrere Colonien auf den Inseln der Caraiben. Diese sahen die gefährlichen Folgen nicht ein, welche die Niederlassung dieser neuen freundlichen Gäste für sie in der Zukunft haben könten. Nicht mit Gewalt suchten sie die Caraiben von ihrem Eigenthum zu verstossen; es geschahe mit deren Einwilligung, daß sie sich neben ihnen niederliessen: und zum Theil kauften sie von den Caraiben das Eigenthum dieser oder jener Insel, oder eines Stücks derselben, worauf sich ihre Colonien anbauten. Die Engländer fanden Barbados, und die Holländer St. Croix leer von Einwohnern. Sie eigne-

ten sich dieselben, als Länder, die keinen Herrn haben, zu, und kamen ohne Schwierigkeit zum Besitz. So freundschaftlich sich aber die neuen Gäste gegen die Caraiben bewiesen, und so scheinbar das gute Vernehmen zwischen beiden Theilen war; so war es doch nicht dauerhaft. Man kan nicht behaupten, daß die Caraiben dabey ganz schuldlos gewesen wären, welches sich aus dem bekanten Character wilder Nationen auch nicht vermuthen läßt; aber es ist gewiß, daß sie von ihren neuen europäischen Nachbarn durch sehr ungerechte Handlungen beleidiget worden. Gegen ausdrückliche Verträge wurden ihrer viele von einigen Engländern theils mit Gewalt, theils mit List geraubt und zu Sclaven verkauft. Sie lockten dieselben auf ihre Schiffe, brachten sie durch übermäßigen Gebrauch des starken Getränks, das sie ihnen unter dem Schein der Freundschaft schenkten, um den Gebrauch ihrer Sinnen und Glieder, und in diesem wehrlosen Zustande fuhren sie mit ihnen davon, und verkauften sie als Leibeigene. Ob nun gleich dieses Verfahren von Privatpersonen, die darinn blos aus eigener Bewegung gehandelt hatten, auf keine Weise ihrer Nation, oder den englischen Colonien zur Schuld angerechnet werden konte; so waren es doch allemal harte Beleidigungen, und die Caraiben wurden dadurch zu einem allgemeinen Mißtrauen gegen die Europäer, und auf Gedanken von Vergeltung und Rache verleitet. Sie waren aber zu ohnmächtig, es in die Länge gegen die Europäer auszuhalten, die ihnen in allen Stücken überlegen waren. Selbst durch die Bemühungen, sich an ihren Feinden zu rächen, beschleunigten sie ihren Untergang. Nach und nach muß-

mußten sie fast alle ihre Inseln den Europäern überlassen. Endlich erfolgte im Jahr 1760. ein allgemeiner Friede zwischen den Caraiben und den westindischen Europäern. Nunmehr, da sich England und Frankreich in die den Caraiben bis dahin noch übrig gebliebenen Inseln in dem Frieden von 1763. getheilt haben, besitzen letztere keine von denselben mehr ausschliessend. Noch im Jahr 1773. haben sie sich gegen die englischen Truppen in St. Vincent vertheidigt, und bald darauf Friede erhalten.

Als die Dänen die Insel St. Thomas im Jahr 1672. in Besitz nahmen, fanden sie nur wenige Caraiben vor sich, die aber bey dem Anwachs der Colonie die Insel von selbst verliessen, und sich auf St. Jan setzten; aber auch von da zu ihrem Volke sich verfügten, als die Dänen diese Insel zu bauen anfingen. Daß sie auf eine gewaltthätige Weise von diesen beiden Inseln verdrängt worden wären, ist eine Sage, die gar keinen Grund hat.

So viel war kürzlich von der Geschichte dieses Volks zu sagen. Ich habe wol nicht nöthig, mich darüber zu entschuldigen, daß die Zeitrechnung bey der alten Geschichte völlig beyseite gesetzt worden. Von einem Volke, das nicht schreiben kan, und in seiner Sprache kein Wort hat, womit eine Zahl ausgedrückt wird, die über zwanzig geht, ist dergleichen nicht zu erwarten.

Den Nationalcharacter, die Sitten und Gewohnheiten der Caraiben haben die Franzosen, welche lange Zeit theils unter ihnen gewohnt, theils sie in ihrer Nähe gehabt, ziemlich gut kennen gelernt und beschrieben. Ich halte es aber doch für besser, darin-

nen den neuern Nachrichten unsrer Brüder zu folgen, welche in der Provinz Guiana in Surinam an dem Seelenheil der Arawacken arbeiten. Denn da sie mit den Caraiben, die in der Nähe von einem ihrer Missionsplätze wohnen, öftern Umgang haben, und von ihnen freundlich behandelt werden; so haben sie die beste Gelegenheit, sich von dem Character und den Sitten dieses Volks eine zuverläßige Kentniß zu erwerben. Was ich also darüber sagen werde, das gründet sich auf die Nachrichten unsrer Mißionarien.

Die Caraiben sind von mittlerer Grösse, eher klein, als groß, sonst wohlgebildet und stark, braungelb, haben durchgängig braune Augen, schwarze stracke Haare, aber keinen Bart, weil sie ihn, wie andere indianische Nationen auch thun, mit der Wurzel ausreissen. Verschiedene Schriftsteller versichern, sie hätten eine platte Nase und Stirne; und die Mütter hülfen ihren kleinen Kindern zu dieser vermeinten Vollkommenheit dadurch, daß sie ihre Köpfe zwischen zwey Brettgen preßten. Das scheinet aber ohne Grund zu seyn. Wenigstens ist die Stirne der Caraiben in Guiana so gewölbt, wie eine europäische. Die Nase ist wol etwas breit; aber sie ist es von Natur.

Sie haben, wie fast alle indianische Völker, die Gewohnheit, sich zu mahlen, wobey viele Abwechselung statt findet. Bald mahlen sie sich ganz zinnoberroth, gelb oder blau; bald halb roth, halb schwarz; oder der Kopf ist nur feuerroth, und der übrige Leib schwarz, und dergleichen. Es dient ihnen diese Mahlerey einigermassen statt der Kleidung; denn davon brauchen beide Geschlechter nichts, als eine Art

schma=

schmaler Schürzen, die sie mitten um den Leib winden, daß sie vest anliegen. Die Weibsleute binden ihre Füsse unter und über der Wade so vest, daß die Wade rund heraussteht, und diese Bänder werden, wenn sie in der Jugend angemacht sind, nie wieder abgenommen. Ihre Ohrlappen sind durchbohrt, und diese Oefnung wird nach und nach so erweitert, daß ein fast zolldicker Kork hineingesteckt werden kan, der ihnen statt eines Nadelkissens dient. Sonst stecken sie auch ihre Nadeln durch die Unterlippen, wozu die Löcher frühe gebohrt werden. Reiche Weiber aber tragen grosse silberne Platten in den Ohren, die ihnen bis auf die Schulter herabhängen.

Die Caraiben haben zwar ein finsteres Ansehen, und sie setzen etwas darein, recht fürchterlich auszusehen; aber schwermüthig sind sie nicht: das Gegentheil hat mehr bey ihnen statt. Die Neigung zur Satyre oder feinen Spötterey macht einen Hauptzug ihres Characters aus. Sie sind sehr empfindlich; jedes Wort, das sie miteinander reden, muß daher gleichsam abgewogen werden, damit der andere nicht dadurch beleidiget werde; welches doch wegen ihres argwöhnischen Gemüths sehr leicht geschiehet. Da sie einander nicht viel gutes zutrauen; so gehen sie auch nie treuherzig und gerade miteinander um. In ihren Reden bedienen sie sich grosser Umschweife und vieler Complimente. Wer den andern um eine Gefälligkeit anspricht, wird nie die Redensart brauchen, die sein Anliegen gerade zu ausdrückt. Wenn er z. B. einen Corjar oder Boot von dem andern borgen will; so kommt er erst nach einigen ausgedachten Umschweifen auf die Frage, ob der andre ihrer mehrere

habe? und im Fall er dieſes bejahet, macht er abermals eine künſtliche Wendung in der Rede, und bringt endlich ſein Begehren fragweiſe an: ob er wol auch eines für ihn habe?

Uuwiſſenheit und unbändige Leidenſchaften machen überhaupt den Character der Caraiben, ſo wie aller Wilden, aus. Jene iſt nicht von einem Mangel der Fähigkeit herzuleiten; es fehlt ihnen nur an Urſache und Gelegenheit, ihren Verſtand anzubauen. Ihre wenigen Kentniſſe reichen hin, ſich ihre wenigen Bedürfniſſe zu erwerben. Mit mehreren und gröſſeren iſt weder Reichthum noch Ehre unter ihnen zu erlangen, davon ſie ohnedem nur wenig Begrif haben. Eine armſelige Hütte von etlichen Pfählen, mit Blättern gedeckt, mit deren Erbauung ſie in einigen Stunden fertig ſind, iſt ihnen zur Wohnung hinlänglich, wenn ſie nur vor Regen und den Strahlen der Sonne einigermaſſen geſchützt ſind. Hausgeräthe braucht der Caraibe nicht viel. Der Erdboden dient ihm ſtatt Tiſch und Stuhl; und nur der Reiche beſitzt etwa ein verſchloſſenes Käſtgen. Eine Flinte, Bogen und Pfeile ſind ſeine nöthigſten Werkzeuge, womit er ſeinen Tiſch verſorgt; dazu baut er ſich noch Caſſabi, woraus er ſein Brod macht. Das iſt der ganze Umfang ſeiner Bedürfniſſe, zu deren Erwerbung mehr Stärke des Leibes, als des Verſtandes nöthig iſt. Die Trägheit iſt dem ungeſitteten Menſchen eigen. Er ſetzt weder ſeine Leibes- noch Seelenkräfte in Bewegung, wenn er nicht durch die Noth dazu gedrungen wird.

Die Unabhängigkeit iſt dem Caraiben ein ſo ſchätzbares Gut, daß er das Leben ohne dieſelbe nicht der

Mühe

Mühe werth achtet, und sich lieber zu Tode hungert, als daß er nach der Vorschrift eines andern seine Leibeskräfte anwenden solte. Auch für keinen Lohn, so groß er seyn möchte, läßt er sich zu einer Arbeit dingen. Einem andern dienen, da er selbst, wie er sagt, Herr im Lande ist, hält er seiner Würde zuwider. Aus Freundschaft thut er einem schon eine Gefälligkeit, nur für Lohn nicht.

Da er nur sich liebt, und nur sich hochschätzt, ohne im mindesten dasjenige zu kennen, was eigentlich den Werth des Menschenstandes ausmacht; so achtet er andre Menschen, die ihn beleidigen, nicht höher, als die Thiere, die er zu seiner Nahrung auf der Jagd oder bey der Fischerey erlegt, und weiß seiner Rache keine Grenzen zu setzen. So sehr das Menschenfressen der Natur des vernünftigen und gesitteten Menschen zuwider ist, und so unglaublich es uns scheinet, daß diese Abscheulichkeit jemals unter den Menschen statt gefunden habe; so ist doch, wenn man nicht allen historischen Glauben umstossen will, nicht daran zu zweifeln, daß dieselbe unter gewissen wilden Nationen gewöhnlich gewesen, und zum Theil noch ist. Mehrere getaufte Neger in St. Thomas haben erzehlt, daß sie in Guinea nach der Gewohnheit ihres Volks selbst Menschenfresser gewesen wären; dabey aber versichert, daß es nicht aus Lüsternheit, sondern aus wilder Wut und ausschweifender Rachbegierde geschehe, und keinen andern, als Feinden, dieses Schicksal widerfahre. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß vieler Schriftsteller ist nicht zu leugnen, daß auch die Caraiben ehemals ihre Feinde gefressen; aber auch eben so gewiß, daß sie heut zu Tage, und schon seit

langer Zeit, diese Gewohnheit nicht mehr haben. Ihr Wild und ihre Fische essen sie auch nicht roh, sondern durchs Feuer zubereitet.

Industrie hat bey einem wilden Volke nur wenig statt; sie geht nicht weiter, als die Noth sie treibt. Der Feldbau ist zwar der Caraiben liebste Beschäftigung nicht; aber die Noth lehret sie Cassabi pflanzen, aus dessen knollichter Wurzel sie sich eine Art Brod bereiten, das oft ihre einzige Nahrung ist. Ausserdem pflanzen sie etwas Zuckerrohr, Ananas und Baumwolle. Ersteres saugen sie roh aus, (denn auf Zukkermachen sind sie nicht eingerichtet) und letztere wird von ihren Weibsleuten verarbeitet. Diese wenden alle ihre Zeit, die ihnen von andern nothwendigen Geschäften übrig bleibt, aufs Spinnen und Verarbeiten der Baumwolle. Sie verstehen sie zu zwirnen, und Hangmatten daraus zu weben. Die Stühle, die sie dazu brauchen, sind so einfach, daß sie bey dem ersten Versuche, den der Erfinder der Weberey machte, nicht roher können gewesen seyn. Auch die Mannsleute beschäftigen sich, ausser der Jagd und Fischerey, mit Verfertigung einiger künstlicher Arbeit. Sie verstehen sehr wohlgebildete feine Backale oder Körbgen mit tiefherabgreifendem Deckel zu flechten, die von den Blanken sehr viel gebraucht werden, weil sie den Regen nicht durchlassen. Auf eben die Art verfertigen sie Siebe von verschiedener Grösse, und Schläuche, darinnen die zerstossene Cassabi von ihrem giftigen Safte auf eine sehr einfache, aber sichere Weise, geschieden wird. Die irdenen Töpfe, die sie brennen, sind von vorzüglicher Stärke, welche sie der Asche zuschreiben, die sie von der Rinde eines Baumes, den sie Caute nennen,

nen, unter den Thon mischen. Doch wird der Caraibe in künstlicher Arbeit von dem Arawacken übertroffen.

Gerechtigkeit und Treue muß man bey diesen Wilden nicht suchen. Ihr Vortheil entscheidet für die Gerechtigkeit ihrer Handlungen; andern aber können sie bittere Vorwürfe über ihre Ungerechtigkeiten machen. Nie ist auf ihre Treue zu rechnen: denn die Verträge sind ihnen nicht weiter heilig, als sie ihnen vortheilhaft sind. Daher ist es gar kein Wunder, daß die insularischen Caraiben die mit den Europäern gemachten Verträge bey jedem Anschein ihres Vortheils gebrochen haben. Veränderlichkeit und Leichtsinn gehören zu dem Character des Wilden. Im Handel mit den Blanken macht er sich aus dem Betrug keine Sünde; schämt sich aber, wenn er darüber ertappt wird. Sonst haben sie im Handel die Gewohnheit, daß sie für ihre Waare etwas gewisses, das sie just nöthig haben, z. E. eine Flinte, ein Beil und dergleichen verlangen, und ihre Waare lieber behalten, als sie gegen etwas anderes vertauschen, wenn es gleich im Werth nicht geringer ist.

Da die Erziehung in den Character eines Volks einen sehr grossen Einfluß hat; so ist es nicht schwer, die Grundlage der moralischen Eigenschaften der Caraiben in ihrer Kinderzucht zu finden. Sie haben gern viele Kinder, worinn eine der Ursachen der unter ihnen eingeführten Vielweiberey zu suchen ist. Die Zärtlichkeit gegen ihre Kinder geht so weit, daß sie ihnen nie einigen Zwang anthun. Schläge oder andre Strafen des Ungehorsams haben bey ihrer Kindererziehung nicht statt. Der Caraibe muß ganz frey aufwachsen. Er lernt also nie gehorsam seyn; sein Wille

ist

ist seine Regel. Ist es nicht eine natürliche Folge davon, wenn der erwachsene Caraibe eine unbändige Freyheitsliebe hat, oder vielmehr, wenn er unfähig ist, sich zu einer vernünftigen Unterwerfung zu bequemen? Kein sichereres Mittel, diese Absicht zu erhalten, könte man erdenken, als eine solche Erziehungsart. Der Vater hat wol das Recht, seinem Sohne zu befehlen; aber wenn dieser nicht für gut befindet, zu gehorchen, so bedient sich der Vater keiner Zwangsmittel, seine väterliche Gewalt geltend zu machen. Ist der Sohn im Stande, seinen Unterhalt selbst zu erwerben, kan er jagen und fischen, welches im achtzehnten oder neunzehnten Jahre geschiehet; so hört aller Schein einer väterlichen Gewalt auf. Der Sohn ist izt sein eigener Herr, und erwehlt sich nach Gutbefinden eine Gattin. In nahen Graden der Verwandschaft heirathen sie nicht. Gemeiniglich werden sie als Kinder miteinander versprochen. Auch wol ein Erwachsener verspricht sich mit einem Kinde, das er hernach erzieht, bis es mannbar ist.

Die Hochachtung der Kinder für ihre Eltern äussert sich alsdann erst, wenn sie erwachsen, oder diese sehr alt sind. Den unvermögenden alten Vater nimmt der Sohn wieder in sein Haus auf, und überträgt ihm, die Familie zu regiren. Von ihm wird nicht anders als von dem Herrn gesprochen, und er wird nicht, wie alle andere, in der zweyten einzelnen Person angeredet; sondern, wie wir Deutsche auch thun, in der mehreren dritten Person.

Die Caraiben lieben, wie alle Wilden, den Tanz so sehr, als den Putz. Ihre Tänze sind von sonderbarer, und in den Augen der Europäer freylich sehr

unge-

ungeschickter Art. Reihen von lauter Mannsleuten, die sich bey den Händen angefaßt haben, bewegen sich nach einem sehr einförmigen Gesang und dem Schall einer Pfeife oder andern Instruments, mit wenig Lebhaftigkeit tacktmäßig; aber ehe man sichs versieht, fällt die ganze Reihe zu Boden, wo sie eine Weile liegen bleibt. Gemeiniglich sind sie dabey betrunken; denn dergleichen Lustbarkeiten sind nie ohne Gastereyen, und bey diesen ist die Mäßigkeit im Trinken eine dem Caraiben ganz unbekante Tugend. Die grossen Gefässe voll Cassabibier, das ihre Weiber brauen, müssen ausgetrunken werden. Die Weiber, die bey diesen Gelagen die Männer bedienen, haben ihre Reigen und Tänze wieder für sich.

Die Art ihres Putzes hängt eben so von der Einbildung ab, wie bey andern Nationen; sie haben nur ihren eigenen Geschmack. Von ihrer Gewohnheit, sich zu mahlen und sich zu zieren, habe ich im vorhergehenden schon geredt; und hier will ich nur dieses noch anmerken, daß sie die Reinlichkeit an ihren Personen und in ihren Hütten lieben.

Die Caraiben machen ein Volk aus, ohne daß man sagen kan, daß sie eine bürgerliche Verfassung haben. Ihr Zusammenhang gründet sich blos darauf, daß sie von einem Stamme sind, und einerley Sprache reden. Sie stehen unter keinem eigentlichen Oberhaupt, und werden durch keine gemeinschaftliche Gesetze zusammengehalten. Es gibt wol sogenante Oberhäupter unter ihnen; aber sie haben weder eine gesetzgebende noch richterliche Gewalt. Jeder Hausvater ist Herr in seinem Hause. Er entscheidet, wenn Streitigkeiten unter seinen Leuten sind; er bestraft

Beleidigungen nach Gutfinden. Wenn er seine untreue Frau mit dem Ehebrecher erschießt, und dann die Hütte über ihnen zusammenbrennt; so thut er nichts, als wozu er berechtiget zu seyn glaubt. Ueberhaupt schaft sich jeder selbst Recht, so gut er kan. Gedachte Oberhäupter stehen, ob sie gleich nichts zu befehlen haben, in einem besondern Ansehen, als grosse Krieger. Ihr Vorzug besteht aber nicht im Amte, sondern in der Würde, die sie um ihrer kriegerischen Thaten willen erhalten. Ein solches Oberhaupt muß nicht nur viele Feinde erlegt haben; sondern auch noch, ehe er feyerlich zu dieser Würde erhoben wird, die härtesten Proben der Standhaftigkeit, ja einer fast übermenschlichen Unempfindlichkeit ausstehen. Drey Tage ohne Essen und Trinken in seiner Hangmatte im Rauch hängen, dabey aus Muthwillen der entsetzlichste Gestank gemacht wird; sich dazu von grossen Ameisen, die ihm zugeworfen werden, zerstechen lassen, ohne die Mine zu verändern oder sich zu regen: das muß er können. Gegen die heftigsten Peitschenschläge, die tief in die Haut hineinreissen, muß er unempfindlich seyn; er muß auch alle mögliche, oft unnatürliche Arten von Speise und Trank vertragen können; er muß das Herz haben, eine geräucherte Menschenhand oder Fuß, dergleichen blos zu dieser Absicht immer vorräthig sind, ohne Ekel anzubeissen, und dergleichen. Hat er alle diese Proben mit einer mehr als stoischen Unempfindlichkeit überstanden; so wird er für einen vorzüglich tapfern Mann, und des Titels eines Oberhaupts würdig erklärt. Grosse Einsichten und Klugheit, ohne jene kriegerische Eigenschaften, geben auf

diese

diese Ehre keinen Anspruch. Der Krieg ist das Feld, auf welchem diese Oberhäupter ihre Vorzüge beweisen. Sie thun nicht nur den Vorschlag wegen eines anzufangenden Krieges; sondern sie haben auch bey der Führung desselben, wegen ihrer geprüften Tapferkeit, viel Ansehen. Bey ihren Kriegen ist ihre Absicht nicht, Länder zu erobern, oder sich Völker unterwürfig zu machen; sie wollen ihre Feinde nur ihre vorzügliche Tapferkeit fühlen lassen, und ihre Rache befriedigen. Ihre Art, Krieg zu führen, ist von dem Verfahren der Mörder und Strassenräuber, die ihre boshaften Absichten mit List ausführen, wenig unterschieden. Ihre Gefangene werden izt nicht geschlachtet und gegessen, sondern zu Sclaven an die Blanken verkauft.

Ehemals führten sie gegen die Arawacken, die ihre nächste Nachbarn sind, beständige Kriege; seitdem sich aber die Holländer in Surinam niedergelassen haben, müssen sie mit jenen Friede halten. Hingegen ziehen sie fast jährlich gegen einige Nationen im innern des Landes zu Felde.

Daß ein GOtt sey, der der Schöpfer aller Dinge ist, ziehen sie nicht in Zweifel; und wenn man mit ihnen von GOtt redet, so weisen sie gen Himmel: aber ihre Begriffe von GOtt scheinen doch auf ihr Herz wenig Einfluß zu haben, und sie bezeigen gegen das höchste Wesen weder Furcht noch Liebe. Sie haben also auch keine Religion und Gottesdienst. Aber vor dem bösen Geiste, dem Maboye, fürchten sie sich. Dem schreiben sie alles physische und moralische Uebel zu; er ist z. E. der Urheber aller Krankheiten; er steckt darinn, wie sie sagen. Sie suchen daher durch alberne Ceremonien oder durch eine Ehre, die sie ihm an-

anthun, sich vor den Wirkungen seiner Neigung, böses zu thun, zu sichern.

Ihre Zauberer, die sie **Bogaier** oder **Sammeti** nennen, geben sich das Ansehen, als verstünden sie die Kunst, den bösen Geist aus den Kranken zu vertreiben. Diese sind ihre Aerzte, die mit den Heilkräften verschiedener Kräuter und Wurzeln, und andern Mitteln nicht unbekant sind. Sie brauchen viel schweißtreibende Mittel, die Krankheiten zu vertreiben; oft mit gutem Erfolg, weil die meisten Krankheiten der Caraiben von Verkältungen herkommen. Daß sie dabey allerley Gaukeleyen machen, schreyen und lärmen mit ihren Calebassen, das gehört zur Charlatanerie, wodurch sie sich bey dem tummen Volke in Ansehen setzen. Schlägt die Cur nicht an, so führen sie zur Ursache an, daß sich der grosse böse Geist des Patienten bemächtigt hätte. Gegen den, sagen sie, können sie nichts ausrichten.

Da die Caraiben sich über das Sinnliche nicht erheben können, stellen sie sich das zukünftige Leben nur wenig von dem gegenwärtigen verschieden vor; nur daß sie glauben, sie würden dort ihre körperlichen Bedürfnisse viel leichter und besser haben können.

Wenn man das, was ich von dem Character, den Begriffen und Sitten der Caraiben gesagt habe, mit den Beschreibungen andrer wilden Völker vergleicht; so wird man leicht einsehen, daß der Mensch im Stande der Wildheit sich fast durchgehends gleich ist. Der Unterschied kommt nur von dem verschiedenen Clima, der Beschaffenheit des Landes und andern zufälligen Ursachen her.

Dritter Abschnitt.

Politische Geschichte der drey Inseln, St. Thomas, St. Croix und St. Jan.

Die Krone Dännemark ist zu dem Besitz dieser Inseln auf die unschuldigste und rechtmäßigste Weise gelangt. St. Thomas und St. Jan eigneten sie sich als ein verlassenes und niemand zugehöriges Gut zu, und das Eigenthum von St. Croix erwarb sie sich durch das Recht des Kaufs.

Um die Insel St. Thomas hatte sich lange Zeit keine europäische Macht bemühet; sie war, wie Rochefort sich ausdrückt, *) nach genauer Untersuchung, des Anbaues nicht werth befunden worden. Um des reichen Fischfangs willen wurde sie von den Spaniern und andern besucht, und die Schiffe gingen zur Sicherheit in ihren guten Bayen vor Anker. An der Richtigkeit der Meinung von der Unfruchtbarkeit des Bodens in St. Thomas fing man erst an zu zweifeln, als die grössern westindischen Inseln von Europäern besetzt waren, und der Erfolg hat gezeigt, daß sie gar keinen Grund hatte.

Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter der Regirung des Königes Friedrich des dritten, wurde von dänischen Kaufleuten einiger Handel mit der Insel St. Thomas getrieben, wo sich damals,

*) Histoire des Antilles 1. L. 6. art. p. 61.

nebst den Caraiben, auch Holländer, vermuthlich von denen, welche 1646. durch die Engländer von St. Croix waren vertrieben worden, aufhielten. Nachher nahmen die Engländer, wahrscheinlich im Jahr 1667. in welchem sie den Holländern St. Eustachius, St. Martin und andre Plätze wegnahmen, auch St. Thomas in Besitz. Als die dänische westindische Handlungsgesellschaft im Jahr 1671. in Copenhagen errichtet wurde, die von dem König Christian dem fünften die ausschliessende Freyheit, nach Westindien zu handeln, erhielt; suchte sich dieselbe einen vesten Sitz in Westindien zu verschaffen. Durch die Bemühungen des Königs kam es dahin, daß Carl der zweyte, König von Großbritannien, dem Gouverneur der englischen Colonie in St. Thomas den Befehl zuschickte, die Insel zu verlassen; so daß sie dem ersten, der sie wieder besetzen würde, als sein Eigenthum zugehören solte. Nach dem Abzug der Engländer nahm also die dänische Handlungsgesellschaft von S. Thomas friedlichen Besitz, und niemand hat ihr seit der Zeit das Eigenthumsrecht streitig gemacht; denn die Aeusserung der Spanier, daß sie ein näheres Recht an diese Insel hätten, hatte ganz und gar keine Folgen.

Die dänische Colonie, welche sich nun auf St. Thomas anbaute, hatte einen glücklichen Fortgang. Durch die gelinde Regirung und die uneingeschränkte Gewissensfreyheit wurden bald mehrere Colonisten von andern Nationen, sowol aus Europa, als von den benachbarten Inseln, gereizt, sich ebenfalls da anzubauen. Die Beschwerlichkeiten, womit ein solcher neuer Anbau begleitet ist, kan man sich nicht leicht zu groß vorstellen. Nachdem ein Theil derselben überwunden war,

wur=

wurde der Anfang zum Bau einer Stadt gemacht, und zur Sicherheit ein Fort angelegt. Der König Christian der fünfte suchte den Wohlstand und das Wachsthum dieser Colonie noch mehr dadurch zu befördern, daß er 1687. allen seinen Unterthanen die freye Handlung nach Westindien erlaubte; wobey die drey Städte, Copenhagen, Bergen und Christiansand die besondere Freyheit erhielten, diese Handlung auf sechs Jahre mit eigenen Schiffen zu treiben, da sich die übrigen der Compagnieschiffe bedienen mußten.

Um diese Zeit nahmen auch die churbrandenburgischen Unterthanen, von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm ermuntert, an der westindischen Handlung Antheil. Es setzte sich eine Colonie derselben auf St. Thomas an, welche ein Quartier der neuen Stadt bebaute, das noch izo den Namen der Brandenburgerin trägt, obgleich die Colonie schon seit 1718. eingegangen ist. Die Denkmäler des Fleisses, den diese Colonisten auf die Zubereitung des Indigo gewendet haben, sind noch in verschiedenen Gegenden der Insel vorhanden.

Es waren noch nicht volle dreyßig Jahre seit dem ersten Anbau der dänischen Colonie verflossen, als sie sich schon zu einem blühenden Zustand erhoben hatte. So fand sie der P. Labat, der sie auf seinen americanischen Reisen 1701. besuchte. Brandenburger, Holländer und um der Religion willen vertriebene Franzosen hatten sich neben den Dänen auf dieser Insel angebaut, und alle lebten friedlich mit einander. Ordentliche Kirchen hatten sie noch nicht, aber ihre öffentlichen Lehrer, die den Gottesdienst in Privatgebäuden besorgten. Das Städtgen oder Dorf Tappus hatte

schon eine Haupt- und etliche Nebengassen. Die meisten Häuser waren von Backsteinen gebaut, wenige zwey Stock hoch; hatten aber durchgängig ein gutes Ansehen, und waren reinlich. Das Comtoir der dänischen Handlungsgesellschaft nahm sich darunter durch seine Grösse vorzüglich aus. Dem Fort diente eine sieben Fuß hohe dicht gewachsene Hecke von Prickelbeeren, einer Art Cactus, der voll spitziger Stacheln ist, statt Gräben und Mauren. Die Handlung war lebhaft, und der Hafen mit Schiffen verschiedener Nationen bedeckt, welche theils die Producte der Insel abholten, theils die der Colonie nöthigen Bedürfnisse zuführten. Auch von Capern verfolgte Fahrzeuge fanden da ihre Sicherheit. Durch den Handel, welcher von da aus an den Küsten von Terrafirma getrieben wurde, kam viel spanisches gemünztes und ungemünztes Silber in die Colonie. Noch war die Anzahl der Zuckerwerke auf der Insel nicht groß; obgleich das Zuckerrohr vortreflich wuchs und einen körnichten Zukker gab. Die Plantagen hatten zwar keinen groffen Umfang; der vorzügliche Fleiß aber, mit dem sie bearbeitet wurden, machte sie sehr einträglich. Fast alle Arbeiten mußten durch Menschenhände geschehen, weil aus Mangel des Futters noch wenige Pferde und Rindvieh gehalten werden konte. Cassabi, Mayz, Patatten und andre Früchte wuchsen vortreflich; Cabritten oder Ziegen, und allerley Geflügel waren in Menge da, und anderes Fleisch wurde von Portoric im Ueberfluß zugeführt: und doch verursachte die Vielheit der Fremden und der grosse Geldvorrath, daß der Preis der Lebensmittel sehr hoch war. Das ist die Beschreibung, welche der P. Labat von dem damaligen Zu-

stand

stand der Insel St Thomas macht. Man braucht nichts mehr, als dieses, um von dem Ungrund des Urtheils über diese Insel, welches ich vorhin aus dem Rochefort angeführt habe, überzeugt zu werden. Aber seit jener Zeit ist der Zustand dieser Insel dergestalt verbessert worden, daß sie mit Recht für eine der anmuthigsten und fruchtbarsten gehalten wird; so daß sie den grossen Antillen nur in Absicht der Grösse und des süssen Wassers den Vorzug läßt.

Die kleinere Insel St. Jan wurde, als zu St. Thomas gehörig, von der dänischen westindischen Handlungsgesellschaft 1697. in Besitz genommen; aber erst 1717. der Anfang gemacht, diese Wildniß in ein fruchtbares und bewohntes Land zu verwandeln.

So wenig St. Thomas und St. Jan anfänglich geachtet wurden; so groß waren die Bemühungen verschiedener europäischer Nationen um die grössere Insel St. Croix. Die Holländer, Engländer, Spanier und Franzosen machten einander den Besitz derselben streitig. Die Holländer fanden die Insel 1643. unbewohnt, und eigneten sie sich durch die Besitznehmung zu; wurden aber nach drey Jahren 1646. von den Engländern genöthigt, sie ihnen zu überlassen. Die Spanier glaubten das älteste Recht an diese Insel zu haben, und trieben 1650. die Engländer wieder aus dem Besitz derselben; mußten sie aber noch in eben dem Jahre den Franzosen überlassen, welche sich derselben bemächtigten.

Diese fleißige Nation setzte auf der schönen Insel eine dreyhundert Personen starke Colonie an, die aber in kurzer Zeit fast ganz einging. Die ungesunde Luft, die wegen des dicken Busches, womit die Insel fast

durchaus bewachsen war, nicht genug bewegt und verändert werden konte; der Mangel an süssem Wasser, und überhaupt die grossen Unbequemlichkeiten, womit ein solcher neuer Anbau begleitet ist, verkürzten in weniger Zeit vielen Colonisten das Leben. Dadurch kam St. Croix in den Ruf einer höchst ungesunden Insel, auf welcher kein Europäer aushalten könte. Die übrigen Colonisten stellten sich ein ähnliches Schicksal bey längerem Aufenthalt als unvermeidlich vor; und ihm zu entgehen bemächtigten sich zweyhundert derselben des Schiffes, womit ihr neuer Gouverneur angekommen war, und zwangen ihm eine schriftliche Erlaubniß ab, zu gehen, wohin sie es für gut fänden. Sie entschädigten ihn noch einigermassen für das mit Gewalt genommene Schif, und segelten davon, ohne daß man zuverläßig weiß, wohin sie ihr Schicksal geführt hat. Alles dis geschahe im Jahr 1650. Wenn die Colonie darüber ganz zu Grunde gegangen wäre; so wäre es nichts mehr gewesen, als was man natürlicher Weise hätte vermuthen können. Doch der geringe Ueberrest verlor durch diesen Vorgang den Muth nicht. Sie wurden von ihren Landsleuten von St. Christoph aus besser, als bisher geschehen war, mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten versorgt; so daß sich die Colonie erholte, und nach und nach in gute Umstände kam. Dagegen wurde die französischwestindische Handlungsgesellschaft durch Unglücksfälle genöthigt, diese Insel nebst einigen andern, die sie besessen hatten, schon 1651. an den Maltheserorden zu verkaufen, der sie im Jahr 1665. nach einem vierzehnjährigen Besitz der neuen französischwestindischen Handlungsgesellschaft käuflich wieder

über=

überließ. Aber auch diese wurde neun Jahre darauf 1674. von dem Könige Ludwig XIV. aufgehoben; und er vereinigte ihre Besitzungen, darunter auch St. Croix war, mit seinen Domainen. Nach allen diesen Veränderungen gab der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien von 1689. bis 1697. die Veranlassung, daß die französische Colonie, nachdem sie die größten Schwierigkeiten überstiegen, das Clima durch Wegräumung des überflüßigen Holzes verbessert, ihre Pflanzungen durch Fleiß und Geschick einträglich gemacht, und sich überhaupt in einen hohen Grad des Wohlstands gehoben hatte, 1695. völlig aufgehoben, nach St. Domingo versetzt, und die Insel St. Croix verlassen wurde. Ohne hier etwas weiter zu sagen, wodurch das Mitleiden mit diesen unglücklichen Colonisten erregt werden könte, will ich nur noch anmerken, daß die abziehende Colonie zwar ihr Vieh, Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen auf der Insel zurückließ; aber alle ihre Wohngebäude und Zukkerwerke verbrante, und das Fort zerstörte. Ein vieljähriger Fleiß war nöthig gewesen, um aus der ehemaligen Wildniß dieser Insel einen anmuthigen und fruchtbaren Aufenthalt der Menschen zu machen; und wenige Jahre waren hinlänglich, ihn in den vorigen wilden Zustand zurückzubringen. Fünf Jahre hernach 1700. besuchte sie der P. Labat, und mit Mitleiden sahe er die ruinirten Gebäude mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, und fast jede Spur des glücklichen Zustands der Insel verschwunden. Nur die Gewächse, die des Fleisses der Menschen nicht bedürfen, Pomeranzen, Limonien, Caschu und andre fruchttragende Bäume hatten sich erhalten; Patatten und Cassabi

wuchsen noch häufig, und von dem hinterlassenen Vieh, das sein Futter fast überall fand, war auch noch viel übrig. Da aber die Insel nachher noch viele Jahre ohne Einwohner blieb, wurde sie zur völligen Wildniß, und aller auf ihre Cultur verwendete Fleiß, Mühe und Unkosten gingen für die künftigen Besitzer derselben gänzlich verloren.

In diesem Zustande brachte sie die dänischwestindische guineische Handlungsgesellschaft 1733. von der Krone Frankreich käuflich an sich, und kam im Jahr darauf zum Besitz derselben. Die dänische Colonie, welchen sich izt auf der Insel ansetzte, hatte von neuem mit eben denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, über welchen so viele Franzosen in den Anfängen ihres Anbaues ihr Leben eingebüßt hatten. Jeder fußbreit Landes mußte gleichsam mit Gewalt erobert, und mit Axt und Hacke gereinigt werden, auch nur um ein Zelt oder elende Hütte zum Schutz gegen die brennende Hitze der Sonne und den Regen da aufzuschlagen. Kein Weg, kein Fußsteig war da, den man sich nicht erst mit der Axt öfnete; und da die Ursache der ehemaligen Ungesundheit der Luft, ich meine den dicken Busch, der dem Winde nicht gestattete, in der Luft die nöthige Bewegung und Veränderung zu machen, wieder da war: so erfolgte auch die vorige Wirkung. Von Hitze, Mangel am frischen oder süssen Wasser, Muskiten und Tschiken hatten die ersten Anbauer, die die Arbeit mit zwölf Negern anfingen, sehr viel auszustehen. Doch gab es wilde Tauben in grosser Menge, und an fruchtbaren Bäumen war auch kein Mangel. In der Folge bauten sich ausser den Dänen auch Holländer von St. Eustachius, und Engländer von Spanishtown und

Tor=

Tortola da an. Der Anfang von Christianstadt wurde gemacht, das Fort zur Sicherheit angelegt, der Hafen für die Schiffe eingerichtet, die Schiffahrt kam in Gang, und das nach und nach gereinigte Land wurde mit Zucker und Baumwolle bepflanzt. So gelangte die Insel allmählig zu einem blühenden Wohlstande, wozu die friedsame Regirung, unter welcher sie steht, nicht wenig beytrug. Denn unter derselben hat sie, so wie St. Thomas und St. Jan, das Elend des Krieges, wodurch die Frucht eines vieljährigen Fleisses in kurzer Zeit völlig vernichtet werden kan, nie empfunden; vielmehr dienten die Kriege anderer Nationen, die auch in ihrer Nähe geführt wurden, zur Beförderung ihres Commerciums.

Als der König Friederich V. um den Wohlstand seiner Unterthanen auf eine ausgebreitetere Weise zu befördern, und die Schiffahrt und Handlung zu begünstigen, im Jahr 1755. die westindischguineische Handlungsgesellschaft aufgehoben, und sie für ihre Besitzungen befriedigt hatte; gab er die Handlung nach seinen americanischen Colonien allen seinen Unterthanen frey, und bestellte über die drey Inseln, St. Thomas, St. Croix und St. Jan, die izt ein Eigenthum der Krone waren, einen Generalgouverneur; auf St. Thomas aber auch einen Commendanten, der auch St. Jan unter seinen Befehlen hatte. Die Häfen von St. Thomas und St. Jan wurden 1764. für freye Häfen erklärt; und Seine izt regirende Majestät Christian VII. gaben im Jahr 1767. die Handlung auf besagten beiden Inseln allen Nationen frey, welches bey den Einwohnern ein allgemeines Vergnügen erweckte, mit der Hoffnung, daß der Wohlstand der Colonien

merklich dadurch würde befördert werden. Das Cartel, welches in eben dem Jahre mit Spanien wegen gegenseitiger Auslieferung der entflohenen Sclaven errichtet wurde, sicherte in soferne diesen Wohlstand, als dadurch dem öftern Entlaufen der Neger von den dänischen Inseln, wodurch den Eigenthümern ein sehr beträchtlicher Schade zugefügt wurde, Einhalt geschahe.

Vierter Abschnitt.

Geographie der drey Inseln.

Fast unter allen caraibischen Inseln haben St. Thomas und St. Jan die grösste astronomische Breite, oder sind von der Linie am weitesten nach Norden gelegen, zwischen dem 18ten und 19ten Grad norder Breite. St. Croix liegt etwas südlicher zwischen dem 17ten und 18ten Grad. Die astronomische Länge aller dreyen ist wenig verschieden; sie liegen zwischen dem 63ten und 64ten Grad westlicher Länge von London. St. Croix ist darunter die grösste. Ihre geometrische Länge von Osten nach Westen beträgt etwas über sieben deutsche Meilen; ihre Breite aber von Süden nach Norden zwey Meilen und drunter. Ihr Flächeninhalt ist etwas über acht gevierte Meilen. St. Thomas erstreckt sich auf vier Meilen in die Länge; ihre Breite ist mehrentheils unter einer Meile. Vier gevierte Meilen machen ohngefähr ihren Inhalt aus. Sie ist also um die Hälfte kleiner als St. Croix. Noch kleiner ist St. Jan. Denn sie hält nur drey und eine halbe Meile in der Länge, und fast durchgängig weniger als eine Meile in der Breite; so daß ihre Fläche ohngefehr drey gevierte Meilen ausmacht. So klein diese Inseln gegen die grossen Antillen, und selbst gegen einige der caraibischen scheinen; so sind sie doch für Dännemark von

sehr

sehr grossem Werth. Ich zehlte auf einer Specialcharte von St. Croix im Jahr 1768. zweyhundert und etliche siebenzig Pflanzungen, dabey hundert und funfzig Zuckerwerke waren; St. Thomas hatte damals nur siebenzig Plantagen, und St. Jan nach Verhältniß weniger. Diese sind hinlänglich, ganz Dännemark mit Zucker reichlich zu versorgen.

Daß die See, welche zwischen den caraibischen und den an Terrafirma liegenden Inseln, die caraibische See oder der **Kraal** genennt wird, auch Ebbe und Fluth habe, ist bekant; und ich habe nur dieses anzumerken, daß sie gewöhnlich bey der Fluth nur um drey Fuß steiget. Zwey Ströme sind darinnen nicht weit von St. Thomas, deren Bewegung dem blossen Auge kennbar ist. Der Grund des Meeres ist in der Nähe dieser Insel von verschiedenen Farben, weiß, grün, schwarz; und bey stillem Wasser kan man nahe bey St. Thomas fürchterliche Felsen, die aber tief unter Wasser sind, gewahr werden.

Keyen, oder ganz kleine Inseln, die zum Theil blosse unfruchtbare Felsen sind, und einer unzähligen Menge Vögel zum Ruheplatz dienen, zum Theil auch bewohnt und fruchtbar sind, gibt es um St. Croix weniger, als um St. Thomas und St. Jan. Die merkwürdigste in St. Croix ist **Protestantkey** oder **Lootskey**, welche im Hafen von Christianstadt liegt, und den letztern Namen daher hat, weil der Loots darauf seine Wohnung hat, der von dieser Höhe die Schiffe in einer grossen Entfernung erblicken kan. Die zwey übrigen sind **Grünkey** und **Pockeneyland**; auf letzterer, welche vermuthlich von dem Franzosenholz, das man da Pockholz nennt, und in Menge

dar=

darauf wuchs, ihren Namen hat, ist eine Plantage angelegt. Um St. Thomas ist eine grosse Anzahl solcher Keyen, unter welchen **Teyerkey**, groß **Hanslolk** und andre von einigen Familien bewohnt sind, und groß St. James eine Baumwollenplantage hat. Die **Caravella**, eine dieser Keyen, zwey Meilen vom Westende der Insel nach Süden, ein kahler Fels mit zwey Spitzen, der von dem Auswurf der Vögel ganz weiß ist, hat diesen Namen, weil sie von ferne einige Aehnlichkeit mit dieser Art spanischer Fahrzeuge hat. Die **Fransmanns- oder Vogelklippe** ist ein Aufenthalt vieler tausend Möven und andrer Vögel, von deren wohlschmeckenden Eyern ganze Canuladungen abgeholt werden. Unter den Keyen bey St. Jan hat **Loango** einige Bewohner. Uebrigens fehlt es in der See um diese Insel nicht an blinden und sichtbaren Klippen. Unter diesen nenne ich nur **die zwey Brüder**, welche zwischen St. Thomas und St. Jan nicht weit von einander aus der See hervorragen.

Unter **Bayen** versteht man gemeiniglich kleinere Meerbusen, die nur zu Anfuhrten für kleinere Fahrzeuge dienen; und in dem Sinne sind die Häfen nicht darunter begriffen. Solcher Bayen hat St. Thomas eine Menge. Auf der Südseite sind **Fransmannsbay, Annedewintsbay, Uhrbay, Grigribay, Krumbay, Muskitebay** und **Janprubay** die merkwürdigsten; davon die drey ersten dem Hafen nach Osten, die übrigen nach Westen liegen. Auf der Ostseite der Insel sind **Binnewater** und **Ostendebay**; auf der Nordseite aber die grosse **Nordseitebay**, darinnen grosse Schiffe liegen können, und Ra-

retbay,

retbay, die ihren Namen von einer Art Schildkröten hat, die man daselbst findet.

In St. Croix liegt die Grünkeybay an der Ostseite; Salzrivierbay nebst andern Anfuhrten an der Westseite; Limtribay, die von den Limonienbäumen ihren Namen hat, und Negerbay sind auf der Südseite.

St. Jan hat nach Westen, St. Thomas gegen über, klein Cruxbay, und dieser zur Linken groß Cruxbay, Chokolathohl, Reffbay, Corallbay, Brimsbay, die Tortola gegen über liegt; ferner Waterlemenbay, Mahobay, die sehr bequem ist, Caneelbay, Troncbay und Dorlobay.

St. Thomas hat einen sehr guten Hafen, und unter den drey Inseln den besten. Er liegt auf der Südseite in einer Bay, die über eine halbe Meile lang und allerwerts mit Bergen umgeben ist, die sich nach der See hinsenken, und zu Batterien sehr bequem sind. Die Einfahrt des Hafens ist eine Viertelmeile breit, und so sicher, daß jeder Schiffer ohne Loots hineinfahren kan. Etliche hundert Schiffe können bequem darinnen liegen, und sind vor Stürmen sicher; nur nicht vor Orcanen: denn diese ausserordentliche Sturmwinde richten auch im Hafen grausame Verwüstung unter den Schiffen an.

Der Hafen in St. Croix, der an der Ostseite der Insel nordwerts liegt, ist weder so groß, noch so sicher, als der in St. Thomas. Den Eingang macht ein Reff oder steinigte Bank gefährlich, und die Hülfe eines Lootsen nothwendig. Es sind nur zwey Canäle, der Schifs- und Barkencanal, die etwa siebenzig Faden breit sind, und sechzehn Schuh tief Wasser haben; durch welche die Schiffe zwischen blinden Klip-

pen

pen hineingeführt werden müssen, welches doch nur mit nördlichem Winde geschehen kan.

St. Jan hat keinen eigentlichen Hafen; die meiste Anfahrt ist in klein Cruxbay, wo doch kein grosses Schif liegen kan. Hingegen ist Corallbay zu einem Hafen bequem; denn sie wird durch einen hohen Berg geschützt, und der Grund ist so tief, daß die Schiffe bis an den Wall fahren können.

Eine Landspitze nennt man auf diesen Inseln **Pünt** oder **Point**. So heisset in St. Croix die äusserste östliche Spitze **Langpoint**, und die westliche **Sandpoint**; in St. Thomas ist **Westpünt**, **Ostendepünt** und **Roodehoekpünt**, welche letztere ihre Benennung von den röthlichen Klippen hat, die von ferne sehr angenehm ins Auge fallen. In St. Jan sind die **Nord-** und **Südpünt**, die zur Bedeckung des Hafens sehr bequem liegen.

Nun etwas von den Städten oder Dörfern der drey Inseln. In St. Thomas liegt die Stadt gleich am Hafen, und besteht aus einer Hauptgasse, die ohngefehr eine Viertelstunde lang, und mit ansehnlichen Häusern bebaut ist; doch stehen nebenher noch viele Häuser. Der östliche Theil derselben hieß ehemals **Charlotte Amalie**, und der westliche die **Brandenburgerin**. Die Neger nennen den Ort **Tappus**, weil ehemals ein **Taphuys** oder Schenke da stand; die meisten dortigen Europäer aber heissen ihn kurz das **Dorf**: und da es das einzige auf der ganzen Insel ist; so kan dieser allgemeine Name zu Mißverstand keinen Anlaß geben. Es sind zwey Kirchen da, eine lutherische und eine reformirte; davon erstere mitten im Castell liegt.

Das

Das Castell **Christiansfort** liegt in einer kleinen Entfernung von den andern Häusern des Dorfes nach Osten. Es ist ein Viereck mit Bollwerken, ohne Gräben und Aussenwerke. Vor demselben liegt hart an der See die Batterie **Waterfort**, von welcher, so wie vom Castell, der ganze Hafen beschossen werden kan.

Hinter Tappus sieht man auf zwey Bergen nach Norden und Osten Ueberbleibsel von zwey Thürmen, die ehedem zu Warten dienten, so wie der hohe **Flaggenberg**.

St. Croix hat zwey Städte, **Christianstadt** und **Friedrichstadt**. Die erstere liegt auf der Nordseite der Insel. Sie ist wohl viermal so groß als Tappus, und ihre Hauptgassen gehen alle nach dem Hafen, den man das **Baßin** heißt, und nach welchem die Stadt selbst mehrentheils **Baßin** genennet zu werden pflegt. Die Stadt hat viele ansehnliche steinerne Häuser, deren jedes gewöhnlich einen Hof und Lustgarten hat; ein schönes Packhaus, ein Castell oder Fort, und vier Kirchen: eine dänische, eine holländische, eine englische und eine catholische.

Das Fort **Christianswehr** ist, wie das in St. Thomas, ein Viereck, das gegen den Hafen nur mit einer niedrigen Mauer, aber mit vielen Canonen versehen ist. Am Ende des Hafens, eine Viertelmeile von der Stadt, ist noch eine Wasserbatterie, so daß der Hafen allenthalben beschossen werden kan.

Friedrichstadt liegt am Westende der Insel drey Meilen von Christianstadt. Sie ist noch im Werden, und es waren nur erst etliche wenige Häuser gebaut, als ich im Jahr 1767. da war. Das Castell heißt **Friedrichsfort**, und liegt nahe an der See, die hier

keinen

keinen Hafen formirt, sondern eine ofne Rhede mit gutem Ankergrund ist.

Auf St. Jan wurde erst im Jahr 1766. bey klein Cruxbay der Plan zu einer Stadt abgesteckt, und in Lots oder Bauplätze eingetheilt. Ausser den Gebäuden für die Miliz standen im Jahr 1767. schon einige Privatgebäude da. Eine zweyte Stadt soll, wie es heißt, bey Corallbay, auf der schönsten und größten Ebene der ganzen Insel, angelegt werden. Der nicht weit davon liegende Hafen war ehedem mit Vestungswerken versehen, davon einige Ueberbleibsel noch vorhanden sind.

Fünfter Abschnitt.

Einige Nachrichten von der Reise nach den dänischen caraibischen Inseln.

Es ist bekant, daß die Länge einer Seereise sich nicht so eigentlich bestimmen läßt, als bey einer Reise zu Lande; indessen können die Entfernungen der Gegenden, auf welche bey einer Reise von Dännemark nach Westindien der Lauf des Schiffes gerichtet wird, etwa folgendermassen angegeben werden.

Von Copenhagen bis auf die Höhe von Skagen dreyßig Meilen; von da bis in den Canal hundert und zwanzig; bis zu Landsend, der westlichsten Spitze von England, neunzig; von da bis Funchal, der Hauptstadt auf der Insel Madera, zweyhundert und drey und neunzig; und von da vollends bis St. Croix sechshundert und sieben und sechzig; welches zusammen eine Summe von beynahe zwölfhundert Meilen ausmacht. Allein nur selten kan ein Schif auf seiner Bahn so geradezu gehen. Man könte aus der Ursach den Weg von Copenhagen nach St. Croix ganz wohl auf vierzehn- bis funfzehnhundert deutsche Meilen rechnen. Die Zeit, in welcher dieser Weg gemacht wird, kan nicht genau bestimmt werden. Gegen zehn Wochen bringt man gemeiniglich damit zu; und ein Passagier thut wohl, wenn er sich wenigstens auf eine Reise von der Länge einrichtet.

Die

Die Rückreise nach Copenhagen kan wegen des Passatwindes nicht auf dem Wege geschehen, auf welchem die Hinreise gethan worden. Aus dem Ostpassat, der zur Hinreise dienete, muß man in den Westpassat zu kommen suchen. Unter diesem Namen verstehen die Schiffer die See ausser der heissen Zone, von Nordamerica bis nach England; weil auf derselben oft westliche Winde wehen, so wie im Ostpassat immer östliche. Die zurückkommenden Schiffe nehmen daher ihren Cours nach der Höhe der bermudischen Inseln, die im 32ten Grad 20 Minuten norder Breite liegen, wo sie völlig ausser dem Ostpassat sind, und alsdann halten sie auf die azorischen Inseln zu. Durch diesen nothwendigen Umweg wird die Herreise gemeiniglich länger, als die Hinreise.

Von St. Thomas bis Neuyork in Nordamerica ist ein Weg von dreyhundert und dreyßig deutschen Meilen, den man gemeiniglich in funfzehn bis zwanzig Tagen endiget. Antigoa liegt zwar nur sechs und zwanzig Meilen von St. Thomas; aber oft braucht man vierzehn Tage, um von St. Thomas dahin zu kommen. Die Ursache liegt im Passatwinde, den man gegen sich hat; daher man nur durch Laviren, folglich durch grosse Umwege von St. Thomas nach Antigoa kommen kan. Desto leichter aber geht es von Antigoa nach St. Thomas, wozu für gewöhnlich nur eine Zeit von anderthalb Tagen erfordert wird. Eben dieses Verhältniß hat zwischen der Hinreise von St. Thomas oder St. Croix nach St Eustachius oder St. Kits, und der Herreise statt. Nur etwa acht Tage braucht man zur Reise von St. Thomas nach Jamaica; obgleich beide Inseln gegen zweyhundert deutsche

Meilen von einander entfernt sind. Diesen Vortheil hat man dem beständigen Ostwinde zu danken: hingegen muß man sich gefallen lassen, auf dem Rückwege von Jamaica nach St. Thomas vier, fünf und mehr Wochen zuzubringen; weil der Weg durch den Golf von Florida nach Norden zu genommen werden muß, um den Westwind zu gewinnen, mit dem man solange nach Osten segelt, bis man nach Südwest sich wenden, und mit dem Ostwinde nach St. Thomas kommen kan.

Der Passatwind wehet in der heissen Zone zwischen den Wendekreisen beständig, entweder gerade von Osten, oder mit einigen Strichen von Norden oder Süden. Oft hat man den Nordostwind schon unter dem 30ten Grad norder Breite; allemal aber gewiß vom 26ten bis zum 10ten Grad norder Breite. In der Regenzeit geschiehet es wol, daß er sich nach Süden, auch so gar nach Westen dreht; das währet aber nicht lange. Sobald die schweren Regenwolken vorbey sind, wehet er wieder aus Nordosten. Hingegen ist der Wind vom 10ten Grad an bis zum 4ten unbeständig, und näher bey der Linie läßt er oft völlig nach. Bey dieser Windstille, welche die Seeleute Calm nennen, wird die See spiegelglatt, und die Hitze sehr vermehrt, dabey man die Grösse der Wohlthat, die der Passatwind den nach den Antillen Reisenden gewähret, erst recht schätzen lernt. Ausserdem, daß der Passatwind die Hitze auf diesem Wege sehr mäßiget, so hat man auch ausser der Orcanzeit keine harte Winde und Stürme zu befürchten, die im Westpassat nicht ungewöhnlich sind. Daher die Schiffe nach Westindien gemeiniglich glücklich ankommen.

Ich

Ich will hier nichts von den Beschwerlichkeiten der Reisen nach diesen Inseln anführen, weil es nur solche sind, die sie mit andern Seereisen gemein haben. Ich glaube aber, daß es wenigstens für einen Theil der Leser angenehm seyn werde, wenn ich einiger nur auf der See vorkommenden Gegenstände kürzlich erwehne, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung eines nachdenkenden Reisenden erregen.

Oft geschieht es, sonderlich im Westpassat, daß die See, wo sie vom Schiffe durchschnitten wird, im finstern wie glühend erscheint. Herr Adanson hatte mehrmals das Vergnügen, zu sehen, wie sich die Wasserberge des wütenden africanischen Meeres gleichsam in feurige Berge zu verwandeln schienen; so wie auch die Gefässe mit Seewasser, darinn er lebendige Fische hatte, ja selbst die todten Fische und Muscheln, die er in seiner Kammer hatte, des Nachts einen Schein, wie Phosphorus von sich gaben; wodurch ein solches Licht entstand, als ob die Kammer im Feuer stünde. *) Bisweilen läßt sich oben auf dem Mast des Schiffes eine kleine Flamme, gleich einem angezündeten Lichte, sehen, und andre Lufterscheinungen, die zu Lande selten gesehen werden, sind auf der See gemein. Furchtbar schön ist die Erscheinung der sogenanten Wasserhose oder Seesprütze: furchtbar, wegen der Gefahr, in welche ein Schif dadurch gerathen kan; schön, in so ferne dieses Phänomenon in der Ferne durch seine Grösse, Gestalt und Wirkung

*) M. Adansons Reise nach Senegal. Aus dem Französischen herausgegeben von D. Johann Christian Daniel Schreber. S. 118. u. f.

prächtig ins Auge fällt. Sie erscheint als eine dicke Wassersäule, die von der See in die Höhe gehet, und oft bis an die Wolken reicht.

Ausser diesen Erscheinungen geben eine Menge Bewohner der Luft und der See zu angenehmen Betrachtungen Anlaß. Ich will nur zweyer Vögel hier gedenken, des **Tropikers** und des **Fregatvogels**. Jener *) hält sich nur zwischen den Wendekreisen auf; daher man aus der Erscheinung dieser Vögel schliessen kan, daß man dem Tropicus nahe sey. Sie haben die Grösse einer Ente, und sind an den zwey langen Schwanzfedern leicht zu erkennen.

Der **Fregatvogel** **) hat seinen Namen von seinem schnellen und sehr lange anhaltenden Flug, darinn er vor andern Vögeln, selbst dem Adler, eben den Vorzug hat, den die Fregatte vor Schiffen von andrer Bauart im Segeln hat. Diesen Vorzug hat er der Länge seiner Flügel zu danken, welche ausgebreitet vierzehn Fuß lang sind, da doch sein Körper an Grösse ein Huhn nicht übertrift. Er fliegt höher, als der Adler, so daß man ihm mit guten Augen nicht folgen kan. Man sieht diese Art Vögel als Anzeiger des nahen Landes an; doch ist der Schluß nicht sicher, wenn sie sich nur einzeln sehen lassen; denn sie entfernen sich sehr weit vom Lande. Wenn sie aber in Haufen erscheinen, dann kan man von der Nähe einer Insel versichert seyn. Sie sind sehr geschickt, die fliegenden Fische zu fangen, und dem Fischervogel seine Beute abzujagen.

Noch

*) Phaëton aethereus. Alle unter dem Texte stehende lateinische Namen sind aus dem Linneischen System.

**) Pelicanus aquilus.

Noch mehrere Abwechselung verschaffen die in der See lebenden Geschöpfe, von welchen einige durch ihre ungeheure Grösse, andre durch ihre bunten und glänzenden Farben, noch andre durch das Vermögen, in der Luft zu fliegen, u. s. w. anmerklich sind.

Von Seethieren, welche durch ihre Grösse besondere Aufmerksamkeit erwecken, habe ich auf der Reise nach Westindien sowol den **Nordkaper**, als den **Grampus** oder **Mastfisch**, und zwar von letzterer Art eine grosse Heerde gesehen. Jener, eine Art der Wallfische, hatte beynahe die Länge unsers Schiffes, und blies aus seinen Sprützröhren das eingeschluckte Wasser mit grosser Heftigkeit, wie den Strahl eines Springbrunnens, in die Höhe; welches sehr angenehm zu sehen ist. Es hält sich dieser Fisch zwar häufig am **Nordkap**, der nördlichsten Spitze von Norwegen, auf, daher er auch seinen Namen hat; aber er verfolgt seinen Raub weit in die südlichen Gegenden des Oceans, und läßt sich in der Nähe der antillischen Inseln, und in den americanischen Gewässern sehen.

Der Grampus oder Mastfisch, *) eine Art Kachelot, der nur eine Sprützröhre hat, da die Wallfische ihrer zwey haben, ist in dem Ost- und Westpassat nicht ungewöhnlich. Seine Länge ist von sechzig bis hundert Fuß, und er hat einen ungeheuren Kopf, dessen Kiefern mit verhältnißmäßigen Zähnen versehen sind. Wo eine grosse Anzahl dieser Fische beysammen ist, da geben die Wasserstrahlen, die sie in die Höhe blasen, einen sehr angenehmen Anblick.

*) Physeter Turfio.

Die **Delphine** oder **Meerschweine** *) zeigen sich gewöhnlich Schaarenweise, oft zu vielen hunderten und tausenden. Sie haben, fast wie die Schweine, eine lange, aber noch spitzigere Schnauze, deren Kiefern mit lauter spitzigen Zähnen besetzt sind. Weil sie sich im Wasser wälzen, auch oft über dasselbe in die Höhe springen, werden sie auch **Tummler** oder **Taumler** genennt. Sie kommen oft ganz nahe an die Schiffe; wie dann ein grosser Haufe derselben unserm Schiffe bey stürmischer See so nahe folgte, daß mit Harpunen nach ihnen geworfen werden konte. Wenn sie sich bey stillem Wetter sehen lassen, so werden sie als Vorboten des Sturms oder wenigstens eines harten Windes von den Schiffern angesehen; und weil sie dem Winde allezeit entgegen gehen sollen, so schliessen die Schiffer aus der Richtung ihres Zuges auf die Himmelsgegend, aus welcher der Wind kommen soll.

Man trift oftmals auch auf der See **Schildkröten** in grosser Anzahl an: wie wir dann dis- und jenseit der Insel Madera viele derselben auf dem Wasser liegen sahen, wo sie am Tage auf dem Rücken zu schlafen pflegen. Ob sie von der Art gewesen, welche Linneus Testudo Mydas, und Herr Müller Riesenschildkröte nennt, die von sechs bis neun Fuß lang, und vier- bis fünfhundert Pfund schwer sind, das kan ich so eigentlich nicht bestimmen; aber allemal gehörten sie zu den grossen.

Die **Hayfische** pflegen, auch in der heissen Zone, den Schiffen oft etliche hundert Meilen weit zu folgen. Mit ungemeiner Gefräßigkeit verschlingen sie alles, was ihnen vorgeworfen wird; und es ist nicht selten,

*) Delphinus Delphis.

selten, daß ein solches Ungeheuer einem Matrosen, der ins Wasser fällt, einen Arm oder Bein wegreißt, oder ihn ganz verschluckt, wozu sein Rachen vollkommen groß genug ist.

Eine Art kleiner Fische, welche Linneus Gasterosteus Ductor nennt, werden allezeit in der Gesellschaft des Hayen gefunden. Daß sie blos aus der Absicht sich zu demselben gesellen, um sich die Ueberbleibsel seines Raubes zu Nutze zu machen, ist weniger wahrscheinlich, als daß sie ihm, weil er kurzsichtig ist, zu Wegweisern dienen; wofür sie bey ihm gegen schwächere Raubfische Schutz finden. Denn einmal hat Brown in seiner Historie von Jamaica aus der Bildung der Augen des Hayen angemerkt, daß er ein blödes Gesicht, und folglich einen Führer nöthig habe; daher dann der linneische Name Ductor, Führer, der englische, Pilot-Fish, und der deutsche, **Lootsmann** kommt, den man diesem Begleiter des Hayen gibt. Man muß aber nicht denken, als könte der Lootsfisch ohne die Gesellschaft und den Schutz des Hayen nicht bestehen. Ich habe ihrer mehrere lange Zeit dem Schiffe folgen sehen, ohne daß ein Hayfisch sich hätte merken lassen. Sie sind übrigens an den sieben dunkelblauen Streifen, womit der Kopf, der blaue Rücken und weisse Bauch umgeben sind, leicht kennbar.

Wenn der Hay von den Lootsfischen den Vortheil hat, daß sie ihn glücklich vor den Klippen vorbey zu seinem Raube leiten; so muß er dagegen leiden, daß sich ein andrer Fisch, der sogenante Sauger, *) auf seinem Rücken oder Bauche vest saugt; eine Unbequem-

*) Eheneis Remora.

lichkeit, die er mit andern grossen Seethieren gemein hat. Es ist dieser Fisch, der nur einen oder anderthalb Fuß lang ist, von der Natur mit einem eigenen Werkzeuge am Kopfe versehen, wodurch er sich an andre Fische, und selbst an Schiffe so vest ansaugt, daß er mit der größten Stärke unbeschädigt nicht wegzureissen ist. Man hat geglaubt, daß diese Sauger ein Schif, an welches sie sich angehängt haben, in seinem Laufe aufhalten könten; daher kommen die Namen Remora und Neucrates, die diese Bedeutung haben. Man kan wol begreifen, daß, wenn eine grosse Anzahl dieser Sauger sich an den Boden eines Schiffes vestsetzten, sie allerdings die Geschwindigkeit vermindern könten, mit welcher dasselbe sonst segelte; das würde aber nicht einer besondern oder ungewöhnlichen Kraft dieser Remoren, sondern lediglich dem mehreren Widerstande, welchen das Schif durch diese Ansätze im Wasser finden würde, zuzuschreiben seyn. Aber ein oder ein paar solcher kleinen Thiere können darinn keine merkliche Aenderung machen.

Ein eigenes Schauspiel verschaffen den nach Westindien reisenden die fliegenden Fische, die zwischen den Wendekreisen oft truppweise aus der See auffahren, und so lange fliegen, als ihre Flossen, die sie als Flügel brauchen, naß sind, hernach in die See oder auf die Schiffe herabfallen, wenn sie nicht vorher noch ein Raub der Fregatvögel werden. Bisweilen kommen sie schon bey der Insel Madera, und noch nördlicher zum Vorschein; eigentlich aber sind sie zwischen den Wendekreisen zu Hause. Es gibt ihrer verschiedene Geschlechter, davon ich auf meiner Reise nur die **fliegenden Heringe** gesehen habe. Ich nenne sie

so,

so, weil sie diesem Fischgeschlechte in der Bildung und Grösse ziemlich ähnlich sind. *) Auffer seinen Brustflossen, die die Länge des Körpers von der Brust bis zum Schwanze haben, und ihm, wie gesagt, statt der Flügel dienen, sind auch die Bauchflossen sehr breit, und können als ein Paar kleinerer Flügel angesehen werden; so daß man sich den fliegenden Hering als einen Fisch mit vier Flügeln vorstellen kan. Dem ungeachtet sieht man aus dem Betragen dieser Thiere, daß das Fliegen ihre eigentliche Sache nicht ist, und daß sie sich nur zur Noth damit abgeben. Im Schrecken vor den Raubfischen, sonderlich den Doraden und Bonniten, fahren sie aus dem Wasser, worinn jene den Vorzug im Schwimmen haben, in ein Element, wohin sie ihnen nicht, wenigstens nicht weit, nachfolgen können; sind aber nicht im Stande, ihrem Fluge eine unschädliche Richtung zu geben; sondern fliegen, wie blinde, gegen die Segel oder andre Werkzeuge der Schiffe, auch wol einem Menschen an den Kopf oder in den Schoos, wodurch sie den Tod finden, dem sie entfliehen wolten: denn sie sind ein angenehmes und wohlschmeckendes Essen.

Daß die fliegenden Fische von den Doraden und Bonniten verfolgt werden, und denselben zur Nahrung dienen, davon wurde ich augenscheinlich überzeugt, da ich in dem Magen einer Dorade einen noch unverdauten fliegenden Fisch fand. Man hat also überall, wo man Fische auffliegen sieht, diese ihre Feinde zu vermuthen. Der Dorade oder Goldfisch, **) den die Engländer Dolphin nennen, hat sei-

nen

*) Exocœtus.

**) Coryphæna Hippurus.

nen portugiesischen und deutschen Namen daher, daß seine Schuppen oft nicht anders glänzen, als ob sie von purem Golde wären. So scheinen sie, wenn sie an der Oberfläche des Meeres schwimmen; tiefer scheinen sie grün oder blau, oder spielen mit allen Farben des Regenbogens, die aber mit ihrem Leben vergehen. Man findet sie von einer bis zu drittehalb Ellen lang. Sie sollen unter allen Fischen am schnellesten schwimmen. Wenn auch der Bau ihres Kopfes, der sehr platt und abgestutzt ist, eben nicht darauf eingerichtet zu seyn scheinet; so sind ihnen doch sowol die lange Flosse des Rückens, die vom Kopfe an bis zum Schwanze reicht, als die lange Bauchflosse und der starke und breite gabelförmige Schwanz dazu sehr beförderlich. Sie sind ebenfalls eine wohlschmeckende Speise; daher ihnen von den Seefahrenden mit Angeln und Harpunen nachgestellt wird. Ihre grosse Gefräßigkeit erleichtert ihren Fang. Denn oft sind ein paar Federn an einem Angel dazu hinlänglich, daß sie gleich zufahren, und diese Lockspeise, die sie für einen fliegenden Fisch halten, verschlingen.

Ein anderer Feind der fliegenden Fische ist der **Bonnit** oder **Bonetfisch** *) Es könte unglaublich scheinen, wenn ich sagte, daß Fische einander in der Luft nachjagten; und doch ist dieses Schauspiel so selten nicht. Der Bonet kan zwar nicht fliegen, wie der fliegende Hering; aber er hat doch das Vermögen, ihm zehn bis zwölf Fuß hoch in die Luft nachzuschiessen, um seine Beute aus diesem fremden Elemente zurückzuholen. Sein Fleisch hat einen noch bessern Geschmack, als der Doraden. Er ist gewöhnlich ge-

gen

*) Scomber Pelamis.

gen zwey Ellen lang, folget den Schiffen, und wird mit Harpunen oder Hamen gefangen.

Ich will izt weiter nichts von allerley kleinen Fischen reden, welche bisweilen von den Wellen, die im Sturm über das Schif wegschlagen, auf das Verdeck geworfen werden; nichts von den kleinen **Krabben**, die man häufig in dem schwimmenden Seekraut findet, auf deren schildkrötartigen Schildern ich allerley artige Zeichnungen zu sehen glaubte; auch nichts von dem häßlichen Dintenfisch, der ebenfalls zuweilen auf obige Weise auf die Schiffe kommt; nur noch etwas von den **Seelungen** und **Veletten**. *) Es haben diese besondere Geschöpfe noch allerley Namen: die Engländer nennen sie portugiesische Kriegsschiffe und die Franzosen Galeeren oder Caravellen, weil sie auf der Oberfläche des Meeres gleichsam dahersegeln, und sich vom Winde treiben lassen, auch wol umschlagen. Sie heissen auch **Seenesseln**, weil man von ihrem Anrühren einen Schmerz fühlt, als wenn man sich an einer Nessel verbrant hätte. Man kan sie mit nichts besser, als mit einer meist durchsichtigen Wasserblase vergleichen, die mit purpurroth, weiß, grün oder blau spielt, und die Grösse eines Hühnereyes, auch einigermassen die Form hat. Sie bestehen aus einer dünnen Haut, die gleich zusammenfällt, wenn man sie aus dem Wasser herausnimmt. Bey manchen sitzt auf dem Rücken ein rother Kamm oder Franze, und am Bauche haben alle verschiedene Fäden, deren sie sich wahrscheinlich als der Fänge bedienen, um kleinere Thierchen zu ihrer Nahrung zu erhaschen. Man sieht ihrer oft eine Menge beysammen, daß man

*) Holothuria.

man sich eine kleine Flotille von dergleichen Galeeren vorstellen kan.

Das Vergnügen, welches die bisher angeführte, und andre hier nicht berührte Gegenstände auf einer Reise über das Weltmeer gewähren, ist hinlänglich, die Beschwerlichkeiten derselben zu mindern, ja dieselbe angenehm zu machen. Auch fehlt es auf dergleichen Reisen gewiß nicht an mannigfaltigen Erfahrungen der gnädigen Vorsorge GOttes, Seiner Hülfe in Gefahren, und anderer zu Seinem Lobe reizenden Wohlthaten. Aber bey alle dem ist das Ende einer solchen Reise etwas sehr erwünschtes, und schon der Anblick des entfernten Landes ist erquicklich. Die Vorstellung von dem nahen Ende des zweydeutigen Lebens auf der See, und die Hoffnung, bald an dem Orte seiner Bestimmung zu seyn, ist vielleicht Ursache, daß die Ansicht des Landes dem Reisenden noch schöner vorkommt, als sie ausserdem scheinen würde. Die dänischen caraibischen Inseln sehen, so wie viele andre, von ferne nur wie eine Reihe von Bergen aus; aber sie sind grün, mit Busch bewachsen, oder mit Zuckerrohr bepflanzt, und mit Häusern geziert, welches zusammen eine sehr angenehme Aussicht macht.

Zwey-

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Clima und Witterung auf den drey Inseln.

Aus der angegebenen astronomischen Breite der Inseln St. Thomas, Croix und Jan, ergibt sich, daß der längste Tag dreyzehn und ein viertel, und der kürzeste zehn und dreyviertel Stunden lang sey. Der Unterschied beträgt also nicht mehr als zwey und eine halbe Stunde; so daß man annehmen kan, daß auf diesen Inseln Tag und Nacht fast immer gleich sind. Es ist dieses für dieselben eine grosse Wohlthat; indem die Hitze des Tages durch die lange Nacht gekühlt wird, und Menschen und Vieh sich von den Beschwerlichkeiten der Arbeit hinlänglich erholen können. Da die Sonne hier nicht so schief, wie denen mehr nach Norden gelegenen Ländern, sondern gerade auf- und untergeht, so haben auch hier die in jenen Ländern gewöhnliche lange Morgen- und Abenddämmerungen nicht statt. Es ist dunkel, sobald die Sonne unter dem Horizont ist. Zweymal im Jahre gehet sie

den

den Einwohnern dieser Inseln durchs Zenith, oder gerade über dem Kopfe weg, und wirft ihre Strahlen senkrecht auf ihren Scheitel; nemlich im Anfang des Monats May, wenn sie zum Wendekreise des Krebses nach Norden geht und im Anfang des Monats August, wenn sie nach Süden gegen den Wendekreis des Steinbocks umkehrt.

Die in dem gemäßigten Erdgürtel gewöhnliche Eintheilung der Jahreszeiten kan auf diese Inseln nicht angewendet werden. Es ist da allezeit warm, immer sind die Gewächse grün, zu allen Zeiten des Jahrs gibt es da reife Früchte. Nie sieht man die Bäume von allen Blättern und Früchten entblößt; Frost, Hagel, Schnee, Reif und Eis kommen da gar nicht vor. Einem Creolen oder Eingebornen dieser Inseln, ist ein Stück Eis ein Wunderding. Das Jahr wird da nur in zwey Jahreszeiten, in die dürre Zeit und die Regenzeit, eingetheilt. Jene dauert gemeiniglich vom December bis zum May; doch so, daß es im December und Januar bisweilen regnet. In den folgenden Monaten aber ist das trockene Wetter anhaltend. Die Regenzeit wird in die grosse und kleine eingetheilt. Diese währt vom May bis gegen Ende des Monats Junius; jene vom Julius bis ans Ende des Novembers. Doch muß man sich nicht vorstellen, daß es in der nassen Jahreszeit beständig regne. Es regnet nur oft und stark, fast jeden Tag einmal, aber nur etliche Stunden; selten hält der Regen einen halben, und noch seltener einen ganzen Tag an. Es gibt mehr Strich- als Landregen; so daß eine Plantage von Regen durchgenetzt seyn kan, da die benachbarte ganz trocken ist.

Wer die dürre Zeit für den westindischen Winter, und die Regenzeit für den Sommer ansieht, der gründet sich darauf, daß in jener die Bäume ihre meiste Blätter verlieren, und die mehresten Pflanzen vor Hitze vertrocknen, welches mit dem Zustande des Pflanzenreichs im Winter einige Aehnlichkeit hat; hingegen bringt die Regenzeit neues Leben in die schmachtende Natur, so daß alle Pflanzen sich erholen, grünen und treiben, wie es in unserm gemäßigten Clima mit dem Anfang des Sommers zu geschehen pflegt. Wolte man die Jahreszeiten nach dem Grade der Wärme eintheilen, so würde der Sommer in die Zeit vom Merz bis in den October fallen; der Herbst aber, oder die kühlere Zeit, vom November bis in den Februar währen. Wenn also in Deutschland **Winter** ist; so hat man auf den caraibischen Inseln eine Art von **Herbst**, weil alsdann die Hitze des Tages durch den vielen Regen gemildert wird, und bey dem mehrern Aufsteigen der Dünste aus der nassen Erde auch die Nächte kühler sind. Hingegen ist da **Sommer**, wenn wir Europäer den **Frühling**, **Sommer** und einen Theil des **Herbstes** haben. Nur ist der westindische Herbst allemal noch sehr warm, und nie so kühl, daß ein Europäer über Frost zu klagen Ursache hätte. Gemeiniglich dauert das kühle Wetter nur so lange, als es wirklich regnet. Sobald dieses aufhört, und der starke Wind, der insgemein den Regen begleitet, sich legt; so ist auch die gewöhnliche Hitze wieder da. Denn die Luft klärt sich gemeiniglich bald nach dem Regen wieder auf, und die Sonne scheint. In einem ganzen Jahre habe ich nur drey Tage beobachtet, an welchen sie gar nicht zum Vorschein kam.

Beobachtungen mit dem Thermometer über den Grad der Wärme konte ich, aus Mangel eines solchen Instruments, nicht machen; doch wird dasjenige, was ich von den Empfindungen der Wärme anführen werde, dem Ungelehrten faßlicher, und doch überhaupt hinlänglich seyn, sich den Unterschied zwischen der Sommerhitze z. E. in Deutschland und der das ganze Jahr hindurch anhaltenden westindischen Hitze vorzustellen. Ein Europäer, oder besser, ein Deutscher schwitzt in Westindien gewöhnlich in einem weg, auch in Häusern, wo keine Glasfenster den freyen Durchzug der Luft hindern, auch bey Geschäften, die wenige Anstrengung der Kräfte erfordern. Das geht oft so weit, daß man des Tages fünf bis sechsmal nöthig hat, sich umzukleiden. Eine halbe Stunde lang in der Sonne gehen oder arbeiten, besonders an Oertern, wo der freye Zug der Luft gehemmt ist, verursacht durch den häufigen Schweiß eine solche Mattigkeit, daß man, wie der Fisch, der ausser seinem Elemente ist, nach Luft schmachtet. Nur einige Minuten mit blossem Kopfe in der Sonne stehen, ist unerträglich; und selten kan man es in der Nacht ausstehen, auf einem Federbette zu liegen. Doch macht die Verschiedenheit der Temperamente auch bey den Europäern darinn manche Ausnahmen. Der Creol aber, oder der Neger, der in diesem Clima aufgewachsen ist, kan den ganzen Tag, auch wol mit blossem Kopfe, nicht nur in der Sonne stehen, sondern auch schwere Arbeit verrichten, ohne übermäßig zu schwitzen. Man vergleiche noch folgende Beobachtungen. Ein Stein, den die Sonne den Tag hindurch beschienen hat, wird so heiß als ein gut geheizter

deut=

Nachtrag zu Seite 66.

Da der Verfasser die Temperatur von S. Thomas nicht nach dem Thermometer angegeben hat; so ist diesem Mangel von einem Mißionsarbeiter daselbst seitdem einigermassen abgeholfen worden. Hier sind die Beobachtungen, die er in den vier ersten Monaten des Jahrs 1776. nach der fahrenheitschen Scala, morgens um sechs, nachmittags um zwey, und abends um acht Uhr zu Neuherrnhut im Schatten gemacht hat.

Januar.

Tag	Grad	Wind	Witterung.
20	72	S.O.	Wolkicht mit
	79		Regen.
	74		
21	72	S.O.	Hell.
	80		
	75		
22	72	O.	Hell.
	81		
	75		
23	74	S.O.	Wolkicht.
	80		
	76	stark.	
24	74	S.O.	Wolkicht.
	78	stark.	
	75		
25	74	S.O.	
	78	stark.	
	75		Regen.
26	72	O.	Trüb mit Re=
	76		gen.
	74		
27	72	O.	Regen.
	76		
	74		Regen.
28	73	S.O.	Hell.
	80		
	75		
29	72	O.	Hell.
	80	S.O.	
	76		
30	73	S.O.	Hell.
	80	stark.	
	76		
31	72	O.	Hell.
	80	stark.	
	76		

Februar.

1	74	O.	Wolkicht mit
	80		Regen.
	75	stark.	
2	74	S.O.	Wolkicht.
	79		
	74		
3	71	O.	Hell.
	74	S.O.	Regen.
	72	stark.	
4	71	O.	Wolkicht.
5			
	79	S.O.	Wolkicht.
	75		
6	72	O.	Wolkicht.
	80	S.O.	Hell.
	76	O.	

Tag	Grad	Wind	Witterung.
7	73	N. O.	Hell.
	78		
	77	O.	
8	73	S. O.	Wolkicht.
	78		
	76		
9	74	S. O.	
	80	stark.	Hell.
	76		
10	72	O.	
	78	N. O.	
	74		Regen.
11	72	N. O.	Hell.
	79		
	76	N.	Regen.
12	73	N. O.	Hell.
	82	S. O.	Wolkicht.
	76		
13	74	O.	
	81	stark.	Hell.
	76		
14	74	S. O.	Wolkicht.
	78	stark.	
	76	O.	
15	72	O.	Hell.
	76	S. O.	
	75	stark.	
16	72	S. O.	Hell und still.
	80		
	75		
17	74	N. O.	Trüb.
	78		Regen.
	73	stark.	
18	72	N. O.	Hell.
	78	stark.	
	74		
19	72	O.	Hell.
	78		
	74	stark.	
20	72	S. O.	Hell.
	79		
	75		

Tag	Grad	Wind	Witterung.
21	72	N. O.	Hell.
	80		
	75		
22	73	N. O.	Hell und still.
	79		
	75		
23	73	N. O.	Hell und still.
	78		Regenschauer
	74		Hell.
24	70	O.	Hell.
	78	S. O.	
	75		
25	70	S. O.	Wolkicht und
	77		still.
	74		
26	74	O.	Regen.
27	74	O.	Regen.
	78	stark.	
	76		Still.
28	75	O.	Still.
	80	S. O.	
	74		
29	73	O.	Hell.
	78	S. O.	
	76		

Merz.

Tag	Grad	Wind	Witterung.
1	74	O.	
	78	stark.	Hell.
	76		
2	76	O.	Wolkicht.
	80	stark.	
	75		
3	73	S. O.	Hell und still.
	80		Regen.
	75		Still.
4	73	N. O.	Still, Erdbeb.
	78		Regen.
	75	stark.	
5	73	O.	Wolkicht
	78	N. O.	
	75		

Tag	Grad	Wind	Witterung.
6	73	N. O.	Hell und still.
	81		Wolkicht.
	75	stark.	
7	75	S. O.	Regen.
	79		Regenschauer
	76		
8	74	O.	Regen.
	80	stark.	
	76		Hell und still.
9	74	O.	Regen.
	79		Hell.
	77		Still.
10	74	S. O.	Still.
	80		
	77	O.	
11	74	O.	Still u. wolk.
	77	S. O.	stür. mit Reg.
	74		starker Regen.
12	72	S. O.	Regenschauer
	75		
	74		Stürmisch.
13	71	S. O.	Wolkicht.
	77	stark.	
	74		
14	72	O.	Wolkicht.
	75		Regen.
	73	stark.	
15	70	S. O.	Hell.
	77	N. O.	Wolkicht.
	74	stark.	
16	72	N. O.	Wolk. Regen.
	77	stark.	
	73		
17	71	S. O.	Hell.
	79	O.	
	76	S. O.	
18	73	O.	Wolk. u. still.
	79	N. O.	
	75		
19	74	O.	Hell.
	79		
	76		

Tag	Grad	Wind	Witterung.
20	73	S. O.	Hell.
	79	stark.	
	76		Regenschauer
21	75	O.	Regen.
	81	stark.	
	77		Still.
22	75	O.	Hell.
	80	stark.	
	77		Still.
23	75	S. O.	Hell.
	80		Still, Erdbeb.
	77		Still.
24	75	O.	Trüb m. Reg.
	79	S. O.	Hell.
	77		Still.
25	74	O.	Hell und still.
	78		
	77		
26	73	S. O.	Still u. wolk.
	79		
	77		
27	75	O.	Trüb.
	82	S. O.	
	75	N. O.	Regen.
28	73	O.	Wolkicht.
	78	S. O.	Hell.
	75		
29	73	O.	Hell.
	78	stark.	
	76		
30	74	O.	Wolkicht.
	79	S. O.	Hell.
	77		
31	75	S. O.	Trüb.
	80		Hell.
	76		

April.

1	74	S. O.	Trüb.
	79	stark.	
	75	gelind	

Tag	Grad	Wind	Witterung.	Tag	Grad	Wind	Witterung.
2	74	S. O.	Still.	15	76	N. O.	Hell.
	80	stark.			85	gelind	
	76	gelind			79		
3	74	O.	Hell.	16	76	S. O	Wolkicht.
	79	stark.			80		Trüb.
	75	gelind			78		
4	74	O.	Hell.	17	75	S. O.	Wolkicht.
	80				81		Hell.
	77	N O.			78	O.	
5	75	O.	Hell.	18	75	O.	Hell.
	80	N. O.			82	S. O.	
	75	stark.			78		
6	73	N. O.	Hell und still.	19	76	S. O.	Trüb.
	79	stark.			83	stark.	Hell.
	75	S. O.	Regen.		78		Regenschauer
7	74	S. O.		20	75	O.	Wolkicht.
	79		Wolkicht.		80	S. O.	
	76				77		Hell.
8	73	O.	Hell.	21	75	N. O.	Wolkicht mit
	81		Wolkicht.		78		Regenschauer
	76	S. O.			76		Trüb.
9	73	O.	Still u. wolk.	22	74	S. O.	Wolkicht.
	80		Hell.		79		Regen.
	76				75		Stürmisch.
10	73	S. O.	Wolkicht.	23	74	S. O.	Wolkicht.
	80				79	stark.	
	76				76	gelind	
11	73	N. O.	Hell.	24	74	O.	Hell.
	81	gelind			80	N. O.	
	77	S. O.			77	gelind	
12	74	S. O.	Hell.	25	75	O.	Hell.
	81	gelind			80	stark.	
	78		Wolkicht.		76	N. O.	
13	74	O.		26	75	N. O.	Trüb u. stür-
	84	S. O.	Hell.		80		misch.
	78	N. O.			77	O.	Regen.
14	74	O.	Hell und still.	27	74	S. O.	Stürmisch.
	84	N. O.			80	O.	
	79	gelind			77		Regen.

deutscher Kachelofen. Wasser, das offen in der Sonne stehet, nimmt einen solchen Grad der Hitze an, daß man es statt gekochten Wassers zum Waschen brauchen kan. An eisernem Handwerkszeuge, das eine Zeitlang in der Sonne gelegen hat, kan man sich die Hand so verbrennen, daß Blasen auffahren. Das Siegellack an Briefen und Urkunden wird, ohne in der Sonne zu liegen, nach und nach so weich, daß das Siegel eben, und der Abdruck unkentlich wird. Es ist fast unnöthig, die Folge daraus anzumerken, die einem jeden leicht von selbst einfallen kan, daß kein Europäer im Stande ist, mit einem Neger hier in der Arbeit auszuhalten, oder dieselbe so anhaltend fortzusetzen, als er in seinem Vaterlande gewohnt war.

Man solte denken, es müßte alsdann auf diesen Inseln am heissesten seyn, wenn die Sonne den Einwohnern gerade über dem Scheitel steht; das kommt aber mit der Erfahrung nicht überein. Ueberhaupt kan die Wärme der Luft nicht blos nach der Höhe der Sonne geschätzt werden. Da die Sonne ihre Strahlen just in der sogenanten Regenzeit senkrecht auf diese Inseln fallen läßt, in welcher die Luft den meisten Veränderungen unterworfen ist; so wird ihre Hitze dadurch sehr gemildert. Aber alsdann steigt sie zu ihrem höchsten Grade, wenn der beständige Ostwind ganz nachläßt. Alsdann ist es nicht anders, als ob alles verbrennen, und die Menschen vor Mattigkeit verschmachten solten. Zum Glück ist eine gänzliche Windstille hier was seltenes, und von kurzer Dauer. Die wärmsten Monate sind der September und October, in welchen auch die meisten Gewitter entstehen. Wenn also in den nördlichen Ländern

die Hitze abnimmt; so nimmt sie hier zu, und macht, wenn es nicht regnet, fast unerträgliche Tage.

Eine Vergleichung zwischen der gewöhnlichen Sommerhitze in Deutschland und der in Westindien kan nach allem diesem nicht schwer seyn. Denn wenn auch das Thermometer in Deutschland bisweilen einen eben so grossen, auch wol einen höhern Grad der Wärme anzeigt; so ist doch der grosse Unterschied, daß eine solche Hitze in Deutschland nur einige Stunden oder Tage währt, da sie in Westindien fast durchs ganze Jahr einerley ist. Jene kan vielleicht drückender seyn, weil die Luft gemeiniglich alsdann voll Gewitter ist; bey dieser ist der Vortheil, daß die Luft fast immer rein und klar ist. Am meisten wird die Hitze in Deutschland durch lange Windstillen drückend, da sie in Westindien fast beständig durch den Ostwind gemildert wird, ohne welchen der heisse Erdgürtel fast unbewohnbar wäre. Er fängt des Morgens zwischen acht und neun Uhr an zu wehen, und nimmt in der Stärke zu, wie die Sonne in der Höhe. Ueberdis ist die Kleidung in Westindien auf die Temperatur der Luft eingerichtet, leicht und dünne; die Häuser sind luftig gebaut, und an kühlenden Früchten und Getränken fehlt es nicht. Man hat auch angemerkt, daß die heftige Hitze auf den caraibischen Inseln merklich abgenommen hat, seitdem die dicken Büsche, womit sie bewachsen waren, niedergeschlagen worden. Ausserdem daß die Nächte das ganze Jahr hindurch feucht und kühl, zuweilen auch kalt sind; so kan in der grossen Regenzeit auch am Tage bisweilen die Hitze so abgekühlt werden, daß man einen tuchenen Rock vertragen kan. Ordentlicher

Weise

Weise ist der Februar der kühleste Monat; und gegen das Ende desselben fallen mit unter so kalte Nächte ein, daß man nöthig hat, sich mit einer warmen Decke dagegen zu verwahren. Dieser Wechsel ist eine der gewöhnlichsten Ursachen der Krankheiten auf diesen Inseln. Nichts ist leichter, als daß man sich da verkältet; ja es ist ohne eine strenge Vorsicht kaum zu vermeiden.

Bey der grossen Hitze auf diesen Inseln ist die Luft immer sehr feucht, wodurch sie zur Zerstörung und Auflösung sehr wirksam gemacht wird. Eisen rostet da in kurzer Zeit, und das Silber verliert etwas von seiner Farbe. Leinenzeug und Kleidung, sonderlich tuchene Kleider werden schimmlicht und verfaulen wol gar, sonderlich wenn sie in Kisten verschlossen sind. Sie müssen wenigstens alle zwey Monate einmal gelüftet werden. Leder wird immer härter und spröder, es mag getragen werden oder nicht. Auch die Kleidungsstücke und Wäsche, welche in täglichem Gebrauche sind, werden viel eher abgetragen als in Europa; wozu die beständigen starken Ausdünstungen des Körpers viel beytragen. Brod, und überhaupt alles, wo sich Schimmel ansetzen kan, wird bald davon angegriffen. So ists das ganze Jahr hindurch, vornemlich aber in der Regenzeit. Das Holz wird sehr bald morsch. Cederschindeln aus Nordamerica, die dort vierzig Jahr auf einem Dache liegen können, dauern hier nicht über funfzehn Jahr. Eichne Schwellen, wenn sie auch über der Erde auf einer Grundmauer liegen, sind nach zehn Jahren verfault. Ohne Zweifel liegt die Ursach dieser feuchten und zugleich verzehrenden Eigenschaft der Luft eines Theils in den

Ausdünstungen, welche der Wind, der hier immer von der See herweht, mit sich führt; grösstentheils aber in den starken Ausdünstungen des Erdreichs selber. Wenn diese Dünste sich in der Nacht vereinigen und verdicken, und durch den Wind allerwerts ausgebreitet werden; so geben sie zwar den Pflanzen die nöthige Erquickung, sind aber andern Dingen, die dem Rost und Schimmel unterworfen sind, schädlich.

Die Gewitter sind auf diesen Inseln selten sehr stark und fürchterlich. Gewöhnlich entstehen sie in der Zeit vom Merz bis in den November; am häufigsten in der grossen Regenzeit, in welcher auch die Travate oder heftige Stürme fast jährlich vorkommen. Diese sind nicht nur furchtbar, sondern sie thun wirklich an Plantagen, Gebäuden und Schiffen beträchtlichen Schaden. Doch sind die Orcane, welche in eben der Jahreszeit die westindischen Inseln schon oft verwüstet haben, noch weit schrecklicher. Diese Sturmwetter entstehen, wenn mehrere widrige Winde sich zugleich erheben; wodurch die Luft in eine wirbelnde Bewegung gesetzt wird, welche die schrecklichsten und seltsamsten Wirkungen hervorbringt. Insgemein geht eine merkliche Windstille vorher; die Luft wird so hell und klar, daß die fernen Inseln ganz nahe scheinen; die See wird spiegelglatt, und schwillt gleich darauf so, daß sie an den Ufern wol sechs Fuß hoch steigt, da die gewöhnliche Fluth nur halb soviel beträgt. Dieses letzte ist der gewisseste Vorbote eines Orcans. Nach und nach wird der Himmel mit finstern Wolken bedeckt, worauf ein so heftiger Wind bald von dieser, bald von einer andern Himmelsgegend stürmt, daß alle Gebäude dadurch erschüttert wer-

werden. Oft ist er mit Donner und Regen verbunden, wodurch ein Brausen und Krachen entsteht, als ob alles untergehen solte. Die Dächer der Häuser werden mit Sparren und Balken entführt; ganze Häuser von ihrer Stelle verrückt oder niedergerissen, unter deren Schutt viele Menschen, schwarze und weisse, erbärmlich umkommen; die stärksten Bäume werden wie Stäbe zerbrochen oder mit der Wurzel ausgerissen; Zuckerrohr und andre Pflanzen zerknickt und weggeführt, wodurch die Hoffnung des Pflanzers, mit den nöthigen Lebensmitteln, zu Grunde geht. Daß sich über Menschen und Thiere ein ungewöhnliches Schrecken dabey verbreite, ist leicht zu denken. Wer zu der Zeit ausser dem Hause ist, muß sich auf die Erde niederlegen, oder er wird von dem Sturme gefaßt und fortgerissen. Die Höhlen der Felsen sind alsdann die sicherste Zuflucht; auch in den leichten und niedrigen Negerhütten kan man nicht so leicht zu Schaden kommen, als in gemauerten Häusern. Die See ist dabey in einer entsetzlichen Bewegung. Ihre ungeheuren Wellen schlagen weit ins Land hinein, verwüsten die Pflanzungen, die nicht hohes Erdreich oder Felsen zur Vormauer haben, und schwemmen die Gewächse aus der Erde in die See. Schiffe gerathen dabey auf Sandbänke oder Felsen, oder werden an die Küste getrieben, da für Schif und Mannschaft keine Rettung ist; auch wol weit aufs Land geworfen. Durch einen solchen Orcan, der selten länger als vier und zwanzig Stunden dauert, die härtesten Stösse aber nur zwölf bis funfzehn, kan eine ganze Insel verheert, der vieljährige Fleiß und das Vermögen ihrer Einwohner

vernichtet, und sie in die bitterste Armuth und Noth versetzt werden.

Auf den dänischen Eylanden konten sich 1768. nur die ältesten Einwohner eigentlicher Orcane erinnern. *) Der Orcan im Jahre 1766. am 13ten und 14ten August betraf hauptsächlich die Insel Martinike. Er riß innerhalb vier Stunden alle öffentliche und Privatgebäude um, wobey sehr viele Menschen ums Leben kamen: fast alle Pflanzungen, mithin auch die Lebensmittel, wurden völlig zu Grunde gerichtet, und die Schiffe, welche auf der Rhede lagen, zertrümmert.

Da die Orcane, wie gesagt, in die grosse Regenzeit fallen, so ist der 25te Julii zum jährlichen Buß- und Bettag auf den dänischen caraibischen Inseln angesetzt, um von GOtt die Abwendung dieser schweren Plage zu erbitten; und der 25te October, da die grosse Regenzeit zu Ende geht, zum allgemeinen Danktag. Sie betreffen oft nur ein Eyland, und die übrigen in der Nähe liegenden bleiben damit verschont. Die physischen Ursachen dieser entsetzlichen Luftbegebenheiten sind nicht zuverläßig bekant; vielweniger kan man die Art und Weise hinlänglich erklären, wie sie diese Wirkungen hervorbringen. Soviel läßt sich wol schliessen, daß die Ursachen local, und innerhalb des oft kleinen Raums enthalten seyn müssen, in welchem die Orcane ihre Gewalt ausüben. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie in der Menge und in der Beschaffenheit der Ausdünstungen zu suchen sind, welche aus der Erde und der See aufsteigen. Dieses stimmt mit der Beob-

*) Von dem schrecklichen Orcan, der seitdem vom 30ten August bis 1ten September 1772. daselbst gewüthet, wird an einem andern Orte Nachricht gegeben werden.

Beobachtung alter Einwohner der dänischen Inseln überein, daß keine Orcane zu befürchten sind, wenn es in den Monaten Junius und Julius stark gewehet hat, und die Dünste zerstreut worden sind.

Die Erdbeben sind auf allen westindischen Inseln so gewöhnlich, daß alle Jahre wenigstens etliche vorkommen, doch in St. Croix die wenigsten. Selten sind sie so stark, daß sie einen beträchtlichen Schaden an Häusern und Plantagen verursachen; sondern es bleibt mehrentheils bey einem unterirdischen Rasseln und Knallen, wobey der Boden erschüttert, und die Mobilien in den Häusern mehr oder weniger in Bewegung gebracht werden. Ich habe in St. Thomas in anderthalb Jahren vier Erdbeben angemerkt, die alle nur leicht und kurz waren. Bey einem derselben hörte ich ein so nahes Rasseln, als ob eine Kutsche bey dem Hause schnell vorbeyführe; und das lezte im Monat September 1768. gab zwey schwache Stösse, davon der Stubenboden erzitterte und die Theetassen sich bewegten. Wie man aus dem unterirdischen Getöse, das sie begleitet, schliessen kan, so ist ihre Richtung mehrentheils von Osten nach Westen, von Eustachius nach Saba, Tortola, St. Thomas, St. Jan und Portoric.

Zweyter Abschnitt.

Beschaffenheit des Erdreichs und des Feldbaues.

Alle die drey Inseln, St. Thomas, Croix und Jan sind bergigt, vorzüglich St. Jan. St. Croix aber hat viele grosse und schöne Ebenen, davon die meisten nach dem Ostende zu liegen, und vom Baßin an ziemlich mitten durchs Land gehen; da die an der Westseite sich vom Soutrivier an der See hinziehen. Auf dem ganzen Wege von Christiansstadt nach Friedrichsstadt liegt gar kein Berg; er geht durch lauter ebene Felder, und nur hie und da sieht man seitwerts einen Berg, der mit Plantagegebäuden besetzt ist. Nordwerts liegt der fast unersteigliche Maronberg, der von den entlaufenen oder Maronnegern, die ihren Aufenthalt darauf haben, den Namen hat.

In St. Thomas und St. Jan wechseln Berge und Thäler so mit einander ab, daß nur wenig ebenes Land dazwischen ist. Die merkwürdigsten Berge in St. Thomas sind die Kreuzkrone, der Königsberg und der Flaggenberg. Ersterer ist der steilste, und auf letzterem wurde ehedem durch eine aufgesteckte Flagge die Ankunft eines Schifs angezeigt. Keiner dieser Berge kommt in der Höhe dem Rameelberg in St. Jan bey, der sehr steil und steinigt ist. Sonst ist auf dieser Insel noch bey Brimsbay der hohe

Berg

Berg anzumerken, auf welchem sich im Jahr 1733. die rebellischen Neger, nachdem ihnen ihre Eroberungen wieder weggenommen worden, aus Verzweifelung selbst erschossen haben.

Alle Berge dieser Inseln sind entweder mit wildem Busch bewachsen, oder es sind Plantagen darauf angelegt. Auf denjenigen, die ein steinigtes Erdreich haben, wächst der körnigste Zucker. Auf den mit Holz bewachsenen aber ist fast nicht durchzukommen, theils wegen der vielen Steine und Felsen, theils wegen des stachlichten Gehölzes, und einer Art von Ranken, die man hier **Buschtaue** nennt. Dieselben schlingen sich, wie Taue oder Stricke, um die Bäume von unten bis oben, und gehen von einem Baume zum andern. Sie sind so zahlreich und stark, daß oft grosse Bäume von ihrer Last und dem Zwange, den sie ihnen anthun, krumm wachsen. Ich habe dergleichen gesehen, die den dicksten Ankertauen nichts nachgaben, und oben vom Gipfel eines grossen Baums zu einem andern, der wol dreyßig Schritt entfernt war, hinüber gingen, und beide Stämme zusammen verbanden. Andre hingen von hohen Bäumen frey herunter, wie die Glockenseile in den Thürmen. Die Neger brauchen die dünnere Sorte derselben zu Strikken und Bindfaden.

Ein flaches Land nennt man in Westindien eine **Savanne**. Insbesondere werden die blos mit Gras bewachsenen Plätze, die zur Viehweide dienen, so genennt. Der größte Theil von St. Croix besteht aus solchen anmuthigen Ebenen. In St. Thomas hingegen findet man dergleichen, ausser einigen unbeträchtlichen, die an der See liegen, nur bey Muskitebay

tebay und auf der Schimmelmannischen Plantage. Letztere ist eine kleine Stunde lang, eine Viertelstunde breit, und ringsumher mit Bergen umgeben. In St. Jan sind ihrer noch wenigere. Weil St. Croix flach ist, so gehen durchs ganze Land gute und fahrbare Strassen, die wohl unterhalten, und deren von Zeit zu Zeit mehrere angelegt werden. Zur Besserung derselben, welche jährlich im Monat December vorgenommen wird, muß jede Plantage eine Anzahl Neger hergeben. In St. Thomas und St. Jan kan die Landstrasse, oder der Königsweg, um der vielen und zum Theil sehr steilen Berge willen, nicht wohl befahren werden. Nur die Güter werden auf kleinen niedrigen Wagen, die sie Carossen nennen, auf eine sehr mühsame Weise, durch Pferde oder Neger, bisweilen durch beide zugleich, über Berg und Thal nach dem Hafen verführt. Da die Blanken das Zufussegehen in der westindischen Hitze nicht lange aushalten können; so ist das Reiten das bequemste und gewöhnlichste Mittel des Fortkommens, wobey insgemein ein Negerjunge oder Mägdgen neben dem Pferde herläuft. So kan man in St. Croix ohne Gefahr über die höchsten Berge wegkommen, über welche der Weg in einer schneckenförmigen Linie angelegt ist. Auf den beiden andern Inseln aber ist es für einen, der es noch nicht gewohnt ist, eine fürchterliche Sache, über die Berge, die voll grosser und kleiner Steine liegen, herauf und herunter zu reiten.

Das Erdreich dieser drey Inseln ist verschieden. In St. Thomas und St. Jan besteht der Boden theils aus Thon oder Letten, über welchem eine niedrige Schichte schwarzer Erde ist; theils aus Leimen, und

theils

theils aus röthlicher, oder Loherde. Der erste Boden ist gelblich und heißt dort **Wassergrund**, weil er das Wasser lange behält; der andere ist ihm darinn ähnlich, und beide sind fruchtbar. Der dritte ist trocken und brennend, in welchem die Gewächse eine kurze Dürre nicht aushalten. Der meiste Boden ist mit kleinern und grössern Steinen vermengt. Der kleinsteinige ist dienlicher zu Küchengewächsen, da der Zucker in einem leimigten Boden mit grösseren Steinen vermengt, am besten fortkommt. Der Boden in St. Jan ist weit steinigter als der in St. Thomas. In St. Croix findet man eben die Verschiedenheit des Erdreichs, aber bey weitem nicht so viel Steine. Schwarze Erde, einen Schuh tief, mit Leimen darunter, zeigt dort fast allenthalben ein gutes Land an. Hin und wieder ist der Boden zu fett, und treibt Zuckerröhre, die zwar stark, aber zu wässerig sind, und wenig Zucker geben. Hingegen ist auch hin und wieder sandiger fast unbrauchbarer Boden.

Eigentliche Flüsse finden sich auf diesen Inseln nicht, wol aber grosse und kleine Bäche, welche grösstentheils vom Regen entstehen, und so, wie die stehenden Wasser, **Goot**, oder **Watergoot** genennt werden. Einige derselben vertrocknen fast gar in dürrer Zeit, andere wachsen in der Regenzeit so an, daß sie kaum zu paßiren sind. In St. Croix sind unter den sieben stärksten, die sich weit ins Land hinein erstrecken, das **Soutrivier** auf der Nordseite, und **Lagrande**, oder eigentlich **Lacgrandi** am Westende, die beträchtlichsten. In den andern zwey Inseln sind sie weit schwächer, und rinnen meistens nur zwischen den Felsen herunter. Sie haben kein süsses,

son-

sondern ein etwas salziges Wasser, welches man **Brakwasser** nennt, und nur von Vieh, von Negern und solchen Leuten getrunken wird, die nicht im Stande sind, Regenwasser zu samlen. Doch gibt es Leute, die sich so daran gewöhnt haben, daß sie es auch aus Geschmack, und weil es ihnen besser bekömt, dem Regenwasser vorziehen. Auf vielen Plantagen, sonderlich in **St. Croix**, muß das Brackwasser eine, ja wol etliche Stunden weit geholt, mithin auch das Vieh so weit zur Tränke geführt werden.

Es finden sich zwar auch Quellen und Brunnen auf diesen Inseln; ihr Wasser ist aber auch nicht ganz süß, jedoch ziemlich trinkbar. Das einige süsse Wasser ist da das **Regenwasser**, welches mit grosser Sorgfalt gesamlet wird. Aus den Rinnen, welche an allen Seiten der Dächer angebracht sind, wird es durch Röhren entweder in Fässer oder in Cisternen, die man dort **Regenbacke** nennt, geleitet. Von einem oder ein paar starken Regengüssen wird auf diese Weise so viel Wasser gesamlet, daß eine Plantage ein Vierteljahr und länger daran genug hat, auch wol den Negern und dem Vieh etwas davon abgeben kan. Sonderlich wird in den Castellen jederzeit ein guter Vorrath davon aufbehalten. Das junge oder frische Regenwasser ist nicht so gut und gesund als das alte. Nach fünf bis sechs Tagen nimmt es einen übeln Geruch an, der aber vergeht, sobald frisches dazu kommt; nach einigen Wochen bessert es sich; aber nach etlichen Monaten kömt es erst in seinen vollkommenen Zustand. Nie ist es recht kühl, welches auch für die beständig erhizten Körper nicht zuträglich seyn würde. Doch pflegen manche, soviel für einen Tag zum trinken erfor-

erfordert wird, die Nacht vorher zur Abkühlung in die freye Luft zu stellen.

Bey ausserordentlich lange anhaltender Dürre steigt das Regenwasser auf einen hohen Preis, den man doch gerne bezahlt, wenn es nur zu bekommen ist. Ein Zuber voll, oder so viel als ein Neger auf dem Kopfe tragen kan, muß mit ein Viertel bis drey Viertel Stück von Achten bezahlt werden. Im April 1758. wurde im Baßin ein solches Maaß für ein ganzes Stück von Achten, das ist, beynahe für einen Reichsthaler verkauft. Auch das Regenwasser, das in den Klüften der Felsen stehen bleibt, wird getrunken. Es wird nach und nach mit einer bläulichen Haut überzogen; und man hütet sich sorgfältig, dieselbe weiter abzuziehen, als zum schöpfen gerade nöthig ist; weil sie das Wasser gegen die Sonnenhitze decket und gut erhält. Dieses Wassers bedienen sich sonderlich die Maronneger auf den Bergen.

Die Art des Feldbaues auf diesen Inseln ist von der europäischen sehr unterschieden. Der Acker wird, ausser an einigen Stellen in St. Croix, weder mit dem Pfluge aufgerissen, noch mit der Spathe gegraben. Nur die Hacke wird dazu gebraucht. Bey lockerem Boden ist diese Bearbeitung sehr dienlich, und bey steinigtem und an gähen Bergen die einzige mögliche. In St. Croix wäre bey dem mehr ebenen und nicht so steinigten Boden der Pflug wohl anzubringen; allein die Pflanzer bleiben doch bey der alten Gewohnheit, obgleich bey dem Gebrauche des Pflugs die Hälfte der Sclaven erspart würde. Zu der Feldarbeit, die in Europa mehrentheils durch Pferde und Ochsen bestellt wird, werden dort die schwarzen

Scla=

Sclaven gebraucht, die in langen Reihen unter der Aufsicht des **Bomba**, die Felder behacken, welches durch das steinigte Erdreich und die steilen Berge ungemein erschwert wird.

Das **Düngen** der Felder war hier bisher wenig nöthig, weil der Boden, ohne diese Hülfe, fruchtbar genug war. Izt scheint die Fruchtbarkeit derselben ziemlich erschöpft zu seyn. Ein alter Einwohner in **St. Croix** versicherte mich, daß das Zuckerrohr izt bey weitem nicht mehr so stark wüchse, als er es vor zwanzig Jahren gesehen habe. Damals wäre es drittehalb Mann hoch und fast armdick gewachsen, wo es izt kaum eine Höhe von anderthalb Mannslängen erreicht. Daher suchen izt manche Pflanzer die Fruchtbarkeit ihrer Felder mit Dünger zu befördern. Derselbe muß auf bergigte Felder, in **Makutten** oder Körben, von den Negern auf dem Kopfe getragen werden; da auf mehr ebenem Lande Ochsen oder Maulesel zu dieser Arbeit gebraucht werden.

Den Dünger, der mit **Makaß**, das ist ausgepreßtem Zuckerrohr vermengt wird, hält man da für den besten. Doch ist auch beym Düngen Vorsichtigkeit zu gebrauchen; weil sowol durch allzuhitzigen, als allzuhäufigen Dung bey der Dürre des Bodens und der übermäßigen Hitze, leicht mehr Schaden als Nutzen verursacht wird.

Dritter Abschnitt.

Säugende Thiere.

Es ist weder zu meiner Absicht nöthig, noch meinen Kräften angemessen, eine eigentliche Naturhistorie dieser Inseln zu liefern. Da bereits verschiedene Naturkündiger dort gewesen und theils noch daselbst sind, welche die Kentniß der Naturalien zur Absicht haben, so ist mit Grunde zu hoffen, daß wir durch ihren Fleiß und Geschicklichkeit, über kurz oder lang, eine vollständige Naturgeschichte dieser Inseln bekommen werden. Indessen werden die Nachrichten, welche ich in diesem Abschnitte mittheile, nicht nur etwas zur Kentniß der natürlichen Beschaffenheit dieser Inseln beytragen, mithin der Mißionsgeschichte, die meine Absicht ist, einiges Licht geben; sondern sie werden hoffentlich auch meinen Lesern weder unangenehm noch unnütz seyn. Ich werde dabey vorzüglich meine eigenen Erfahrungen brauchen, aber auch ohne Bedenken die Kentnisse anderer benutzen. Da ich für Leser von allen Arten schreibe, so würde ein gelehrtes Ansehen meinem Aufsatze unfehlbar nachtheilig seyn; und ich halte mich deswegen für berechtiget, von den Schriftstellern, die mir entweder gedient haben, oder bey denen man mehr Licht über gewisse Gegenstände finden kan, nur wenige anzuführen.

Eben diejenigen Hausthiere, welche die Europäer in ihrem Vaterlande zu ihrem Dienst brauchen, haben

sie in ihre westindische Pflanzörter mitgenommen, in welchen sie eben so wenig einheimisch sind als ihre Herren. Ziegen, Schweine u. s. w. sind zuerst durch die Spanier nach Westindien gebracht worden. Izt werden aus Nordamerica und Portoric viele Pferde nach den dänischen Inseln gebracht. Die Neuyorkschen sind sehr groß, und theuer. Ein guter Paßgänger von daher kommt auf zweyhundert Stück von Achten und noch höher zu stehen. Die creolischen, oder im Lande erzeugten Pferde, sind klein, aber zum klettern über die Berge und Felsen vortreflich. Ihre Fütterung ist, ausser Gras, der sogenante Zuckertop, oder die obersten Blätter des Zuckerrohrs. Der Haber ist dort sehr theuer und rar, und daher kein gewöhnliches Pferdefutter. Die Mauleſel verstehen das Klettern über die Berge fast noch besser als die Creolpferde. Sie werden daher viel zum Reiten, mehr aber zum Lasttragen und in den Zuckermühlen gebraucht. Der Preis eines Maulthiers ist hundert bis zweyhundert Stück, da man einen Esel für achtzehn bis zwanzig Stück kaufen kan.

Das Rindvieh, das von Portoric dahin gebracht wird, hat ein sehr gutes Ansehen, aber im Geschmacke bleibt ihr Fleisch weit hinter dem europäischen zurück; es hat auch wenig Fett und noch weniger Talg. Die Kühe sind zwar fruchtbar, geben aber wenig Milch, und diese gibt wenig Rahm, weil sie nach sechs Stunden schon dick wird, und abgenommen werden muß. Die Schafe werden auf diesen Inseln nicht um der Wolle, sondern um des Fleisches willen, gehalten. Denn eigentliche Wolle haben sie nicht; auch die aus kältern Ländern hieher gebrachten, verlieren die-

selbe in einigen Jahren und bekommen dafür Ziegenhaare. Die Creolschafe bringen zwar Wolle mit auf die Welt, aber sie wird nach und nach härter, und verwandelt sich mit der Zeit völlig in Ziegenhaar. Ihr Fleisch ist so gesund, daß man sich, wie mir ein Mißionarius, aus seiner und anderer Erfahrung, versichert hat, von dem stärksten Durchfall damit curiren kan.

Die **Ziegen**, oder **Cabritten**, werden in grosser Menge zu eben der Absicht gehalten, wie die Schafe, auch eben so wenig gemolken, als diese. Sie werfen in zwey Jahren fünfmal, und jedesmal zwey bis drey Junge. Ihr Fleisch ist nicht so gesund als Schaffleisch. Die dortigen **Guineaziegen**, die der Herr von Büffon **Zwergziegen** nennt, sind aus Africa dahin gebracht worden, und kleiner als die andern Ziegen; haben einen dicken Leib, sehr kurze Füsse, und kurze krumme Hörner. Ihre Farbe ist mehrentheils schwarz, oder schwarz mit weissen Flecken.

Schweine werden in grosser Menge gehalten, und mit Zuckertop gemästet. Ihr Fleisch ist das kräftigste, nicht sehr fett, aber desto gesünder.

Bey den **Hunden** findet sich das besondere, daß die dort geworfenen, ohngeachtet der grossen Hitze des Clima, nie toll werden, welches hingegen den meisten, aus kalten Ländern dahin gebrachten sehr bald wiederfährt. Ausser dem gewöhnlichen Futter, fressen sie auch Baumfrüchte und Erdgewächse, als **Susake**, **Patatten**, **Jams**, und eine Art Kirschen.

Ratzen werden auf allen Plantagen um der vielen Ratzen und Mäuse willen gehalten. Sie sind mehrentheils mager, viele laufen wild herum, und näh-

ren sich von den Ratzen in den Zuckerfeldern, von Eidexen und Vögeln.

Vor wilden reissenden Thieren ist man dort allenthalben sicher. Ausser den wildgewordnen Hunden, Katzen und Ziegen, gibt es keine andre wilde Thiere, als Ratzen und Mäuse. Doch sollen sich in den dicken Wäldern von St. Croix bisweilen wilde Schweine, und auf hohen Bergen auch wilde Schafe sehen lassen. Aber auch diese sind weiter nichts als entlaufene Hausthiere.

Mäuse und Ratzen sind in Westindien nicht einheimisch, und erst mit den europäischen Schiffen dahin gebracht worden. Die Ratzen, die sich unglaublich vermehret haben, halten sich hauptsächlich in Zuckerfeldern, in Pinguin und Felsenlöchern auf, wo man ihnen nicht beykommen kan. Sie thun an Welschkorn und Zuckerröhren grossen Schaden; und wenn sie draussen kein Futter mehr finden, so hat man sie destomehr in den Häusern. Auch den Baumfrüchten gehen sie nach und fressen Susack, Vendubohnen, Tamarinden, und dergleichen. Auf manchen englischen und französischen Inseln ist man durch die Menge dieser Thiere genöthiget worden, die Neger durch Belohnungen zum Fange derselben aufzumuntern. Man sagt, daß sie ihnen bisweilen auch zur Speise dienen; auf den dänischen Inseln aber habe ich nur von einem einzigen Neger gehört, daß er sich mit gebratenen Ratzen was zu gute thue; da alle übrige, sonderlich die Creolneger, sie verabscheuen. Auch einige Schlangen sind Feinde der Mäuse und Ratzen, und verfolgen sie bis in die Dächer der Häuser. Da es aber in diesen Inseln izo wenig Schlangen mehr gibt: so sind die Katzen gegen sie das beste Mittel.

Die

Die Fledermäuse sind hier von ungewöhnlicher Grösse. Ich habe eine gemessen, die von dem Ende eines Flügels bis zum Ende des andern, beynahe zwey englische Schuhe breit, und vom Kopf bis ans Ende des Körpers ohne den Schwanz, sechs Zoll lang war. Ihre Ohren hatten beynahe die Grösse des Kopfs. *) Eine andere ungeschwänzte mit langen Ohren und einem Hundsgesicht war nicht viel kleiner. Ich wußte nicht, zu welcher Linneischen Art ich sie rechnen solte; denn es wolten keine von den angegebenen Kennzeichen dabey zutreffen. In Herrn Müllers Linneischem System finde ich, daß die Fledermäuse auf den caraibischen Inseln für Schutzengel gehalten werden. Worauf sich diese Nachricht gründet, weiß ich nicht; wohl aber, daß man sich dort kein Bedenken macht, sie zu fangen und zu tödten.

Von den in diese Ordnung gehörigen säugenden Seethieren sieht man bisweilen nicht weit vom Lande **Meerschweine**, oder **Tummler** und **Grampus**. Wenn dieser mit dem Sägefische streitet, so schlägt er mit dem Schwanze entsetzlich ins Wasser, daß man von weitem sehen kan, wie es in die Höhe sprützet. Auf dem Reff bey St. Croix strandete vor einigen Jahren ein angeschossener Sägefisch, aus welchem viel Thran gekocht wurde. An seinem ungeheuren Kopf maß man die untere Kinnlade, und fand sie vierzehn Fuß lang, und ein Gewerbe aus dem Rückgrad, welches aufgehoben worden, betrug in der Länge dreyzehn, und in der Höhe sieben Zoll.

*) Vespertilio murinus.

Vierter Abschnitt.

Vögel.

Von zahmem Federvieh werden dort eben dieselben Arten unterhalten, die in europäischen Wirthschaften gewöhnlich sind. Sie sind in Westindien nicht einheimisch, sondern aus andern Ländern dahin gebracht, kommen aber da gut fort. Die Hühner von verschiedenen Gattungen fangen schon nach dem neuen Jahre an zu legen. Die jungen Kalkunen oder welsche Hühner und andere junge Hühner sind da einer Art Pocken unterworfen, die sich in die Augen, an den Kamm und Schnabel so dick ansetzen, daß sie das Vermögen zu fressen verlieren, und sterben. Gänse gibt es wenige, und noch wenigere Pfauen. Von Enten sieht man mehr als eine Gattung, besonders die grosse türkische. Die Tauben sind, wie in Europa, von allerhand Farben und Gattungen. Ausser diesen gibt es auf den meisten Plantagen viele Guinea- oder Schickee- oder Perlhühner.

Von Raubvögeln ist daselbst der Fistermann, *) und der Ruckubak **) am bekantesten. Jener soll nicht nur auf Vögel stossen, sondern sich auch von Fischen nähren. Dieser aber ist der Feind kleiner Vögel, junger Hühner und sonderlich der Steintäubchen und der

*) Eine Varietas des Falco gentilis.
**) Falco Sparverius.

der Eidexen. Er ist fast so groß, wie eine Taube, von Farbe braunröthlich, mit weissen Streifen um den Kopf. Es gibt ferner daselbst **Eulen**, desgleichen grüne **Papagoyen**, die sonderlich an Wendebohnen, kleinem Mayz und Baumwolle grossen Schaden thun, und in den Wäldern ein unangenehmes Geschrey machen. Die jungen Papagoyen werden von den Negern aus den Nestern genommen, und zum Reden abgerichtet. Hingegen brauchen die Alten grosse Vorsicht gegen die Nachstellungen, und auf ein gegebenes Zeichen ihrer ausgestellten Wachen, fliegt der ganze Schwarm schnell davon. **Perrocketgen** oder kleine Papagoyen sind häufig in St. Jan, wo noch sehr viel Busch ist.

Die **Maritjemaat** oder Madenfresser, *) sind etwas grösser, als die Staare, ganz schwarz, mit einem langen, schmalen und runden Schwanze, und einem gekrümmten Schnabel. Sie haben das besondere, daß sie ihre Eyer zusammen in ein grosses Nest legen, und die Jungen gemeinschaftlich ausbrüten und füttern. Sie könten auch **Grillenfresser** heissen, weil sie von diesen und andern Insecten, sonderlich von den Maden leben, die in den Häuten des Rindviehes ausgebrütet werden. Die Kühe sind sehr willig, sich durch diese wohlthätigen Vögel von jener Plage befreyen zu lassen. Aus der Ursache werden diese Vögel eben so geschont, als die Schwalben in Europa.

Die kleinen glänzenden **Colibri** oder **Honigvögel** heissen dort **Runkertjen**. **) Die gemeinsten sind die gelblich grünen mit dunkelblauen oder schwarzen

*) Crotophaga Ani.

**) Trochilus.

Flügeln. Ihr langer dünner Schnabel sieht wie polirt Ebenholz aus. Die Zunge, die sie sehr weit heraus strecken können, gleicht einem dünnen gespaltenen Faden, womit sie den süssen Saft der Blumen einsaugen. Sie fliegen ungemein schnell und machen ein angenehmes Geschwirre. Ihre kleinen Nestergen sind inwendig mit der feinsten Baumwolle sehr weich ausgelegt. Es gibt derselben auf dem vesten Lande und den grossen Inseln mehrere Arten, die theils grösser, theils noch viel kleiner, und mit den lebhaftesten Farben geziert sind.

Von **schwimmenden Vögeln** finden sich auf diesen Inseln kleine wilde **Enten** von gutem Geschmacke. Ferner der **Pelican**, oder die **Kropfgans**, der den Schwan an Grösse übertrift. Den deutschen Namen hat er von dem Kropf, oder besser, von dem Beutel, der am Untertheil seines langen Schnabels, als an einem Rahmen hängt, und fast von der Spitze desselben bis mitten an den Hals geht, und sich sehr ausdehnen läßt. Die Pelicane bedienen sich derselben zum fischen statt eines Hamen. Denn mit ofnem Schnabel fahren sie unters Wasser, da dann einige Fische in den Beutel hineinfallen, die sie ganz verschlingen. Ich habe einen jungen noch nicht ausgewachsenen gemessen, dessen Länge vom Ende eines Flügels bis zum Ende des andern sieben Schuh, von der Brust bis zum Ende des Schwanzes zwey, die Länge seines Schnabels bis zu den Augen über einen, und seine Höhe über zwey Schuh betrug. Der hintere Theil seines Halses war caffeebraun, der vordere weiß und hellbraun. Der Leib und die Flügel waren theils aschfarbig, theils schwarz und weiß, und unter dem Bauch aschfarbig mit roth

ver=

vermengt, die Füsse aber ganz schwarz. Auf dem Kopfe hatte er eine weisse Platte. Aus der Haut der Brust machen sich die Neger eine Art Mützen, welche einer Perrücke nicht unähnlich sind; der Kropf aber wird in Tabacks- und Geldbeutel verwandelt. Die Pelicane leben von Fischen; zu deren Fang sie von der Natur mit vortreflichen Augen versehen sind, daß sie die kleinen Piskett, die ihnen vorzüglich gut schmekken, sehr weit im Wasser sehen können. Ihr Fleisch ist wegen des Geschmacks nicht zu empfehlen. Wenn man sie auf einer Seereise gewahr wird, so ist es ein Zeichen des nahen Landes.

Eine Menge **Meerschwalben**, *) von Taubengrösse, Aschfarbe, mit einem weissen Bauche, mit schwarzen Schnäbeln und Füssen, bewohnen die Keyen und Klippen, und leben gleichfalls von Fischen. Die Vogelklippe bey St. Jan, die mit diesen Vögeln besetzt ist, hat ihren Namen davon. Sie sind gar nicht wild, und auch in Häusern trift man öfters welche an, die so zahm sind, wie Tauben, und sich von Fliegen und Kackerlacken nähren.

Unter den langbeinigten Vögeln verdient der prächtige Flamingo **) den ersten Platz, sowol wegen seiner ansehnlichen Grösse, als lebhaften Farbe. Denn seine Federn sind fast durchgängig roth; und mit dem Alter wird diese Farbe erhöht. Sein Leib hat ungefehr die Grösse einer Gans; daran sind Hals und Füsse so lang, daß er aufgerichtet, fast die Länge eines mittelmäßigen Menschen erreicht. Der Schnabel ist stark und hart, und an der Spitze gebogen. Damit

*) Sterna stolida.

**) Phœnicopterus ruber.

holt er die Krabben aus dem Sande, die nebst den Fischen seine Nahrung sind. Das Fleisch dieser Vögel ist sehr wohlschmeckend. Man findet sie auf der Nordseite von St. Thomas bey der See, in grösserer Menge aber auf dem vesten Lande.

Der **Krabbenfresser**, *) ein kleiner Reiger, mit einem gelblich grünen Schnabel, hält sich bey den Goots oder Bächen auf, und nährt sich von Krebsen.

An morastigen Plätzen bey der See, wo Mangelbäume stehen, halten sich die **Wasserhühner** auf. Man hält sie auch in Häusern, wo sie von Brod und Kackerlacken leben. Sie sind eßbar.

Es gibt auf diesen Inseln eine Menge **Tauben**. Eine Gattung wilder **Turteltauben** kündigt mit ihrem sanften girrenden Gesange jeden Morgen den Aufgang der Sonne an. Von besonderer Schönheit sind die Sperlingtauben oder **Steintäubchen**. Den letzten Namen haben sie von ihrem Aufenthalte in den Ritzen der Steine und Klippen. Sie sind von der Grösse der Wachteln; ihre Brust ist röthlich mit schwarzen Flecken, übrigens graugelblich, mit schmalen schwarzen Strichen auf den Flügeln. Sie leben von Körnern, und sind sehr gut zu essen; so wie die **blauen** oder **Holztauben**, die bleyfarbig sind und einen weissen Flecken auf dem Kopfe haben. Diese sind Zugvögel, von welchen man aber ohne Grund vorgibt, daß sie alle vor der Orcanzeit wegziehen, und nach derselben wiederkommen. In Nordamerica haben sie in ihrer Farbe was röthliches. Daselbst kommen sie oft in solcher Menge, daß sie die Luft verfinstern, an den Bäumen, worauf sie fallen, grosse Aeste

*) Ardea virescens.

Aeste zerbrechen, und wo sie sich gelagert haben, schuhhohen Mist zurücklassen.

Sonst siehet man noch verschiedene kleine Vögel aus dem Geschlechte der **Meisen**, **Bachstelzen**, **Buchfinken** und andern. Die **Magisvögel**, die sich von Mayz oder Magis nähren, sind in dem äussern Ansehen und Farbe von den Hänflingen nicht verschieden, nur etwas kleiner. **Schwalben** sind da sehr selten. An der See siehet man zwar einige Vögel, die mit den Schwalben eine Aehnlichkeit haben; aber ihre Schnäbel und die Schwimmfüsse unterscheiden sie von diesem Geschlechte.

Auf diesen Inseln hat man das Vergnügen nicht, den Gesang der **Nachtigall** zu hören. Sie hält sich da eben so wenig auf, als die **Lerche**. Doch fehlt es nicht gänzlich an Gesangvögeln. Der **Griv** oder die **westindische Drossel**, singt so angenehm als die europäische Singdrossel, von welcher sie mir nicht verschieden zu seyn schien. Sie ist auch eben so schmackhaft als diese.

Bewundernswürdig ist der Instinct gewisser kleiner Vögel, nach welchem sie ihre Nester ans äusserste Ende der Zweige bauen, wo weder Schlangen noch Katzen ihre Brut beschädigen können. Ich habe dergleichen gesehen, die fast wie Negerhäuser gestaltet, oben gegen den Regen vollkommen gut verwahrt, der Eingang aber an der Seite so angebracht war, daß dem Winde aller Zugang verschlossen wurde.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Amphibien.

Amphibien sind auf diesen Inseln und um dieselben in grosser Menge. Unter diesem Namen hat man sonst diejenigen Thiergeschlechte verstanden, welche sowol im Wasser, als auf dem Trocknen leben. Es hat aber der Ritter von Linne, dessen Natursystem mein Leitfaden ist, den Begrif dieses Namens, ohne auf jene doppelte Lebensart zu sehen, nach ganz andern Kennzeichen, die von dem innern besondern Bau des Körpers dieser Thiere genommen sind, dergestalt abgeändert und bestimmt, daß auch solche Thiere darunter verstanden werden müssen, welche entweder nur im Wasser, oder nur auf dem Lande leben. Ich finde diese Erinnerung hier nöthig, um der Verwunderung zuvorzukommen, welche aus dem alten Begrif von Amphibien sonst entstehen muß, wenn man hier unter dieser Ueberschrift auch solche Thiere angezeigt findet, die das völlige äussere Ansehen der Fische haben, und nur im Wasser leben. Es gibt also nach dem Linneischen Begriffe, kriechende, schleichende und schwimmende Amphibien. Zu der ersten dieser drey Ordnungen gehören die Schildkröten. Unter diesem Geschlechte wird die grüne, um ihres schmackhaften Fleisches willen, und die Carette, um ihrer Schale willen, geachtet. Die grüne Schild-

kröte

Kröte hat ein Froschmaul, einen kurzen Hals, vier kurze Füsse oder Patten, die zum schwimmen und gehen eingerichtet sind; die hinteren haben die Form der Gänsefüsse, oder einer flachen Hand, die vordern aber sind länger und schmäler, und fast wie Flügel gestaltet. Sie ist über den ganzen Leib mit einem harten Schilde, bis an den Hals bedeckt, welches aus vieleckigten Figuren besteht, und mit einem schmalen zackigten Raude eingefaßt ist. Etwas weniges ist es erhaben, aber von dem sogenanten Schildpat, woraus so viele schöne Arbeit verfertigt wird, sehr verschieden, und zur Verarbeitung unbrauchbar. Der Kopf ist mit kleinern Vielecken geziert, so wie der Unterleib, an welchem aber die Schale in der Mitte weich ist. Der Hals ist grünlich, das übrige gelblich und bräunlich. Sowol den Kopf, als die Beine können sie durch die Oefnungen, welche vorne und hinten an dem Schilde gelassen sind, hineinziehen, und darunter gegen jede Beschädigung verbergen. Sie sind von drey bis neun Fuß lang, und wiegen von hundert bis achthundert Pfund. Es gibt Schilde die über acht Fuß lang, und mehr als halb so breit sind. Die Neger machen verschiedenen Gebrauch davon. Einige füllen sie mit Erde, worinn sie allerley Pflanzen erziehen. Ihr Fleisch, das zum Theil den Geschmack von Kalbfleisch, zum Theil von Hühnerfleisch hat, ist sehr gesund. Es dient sonderlich den Leib offen zu halten, und die Suppe davon ist ein bewährtes Mittel gegen scorbutische Zufälle. Ihre Eyer sind kugelrund, mit einer weichen Pergamenhaut überzogen, und sehr wohlschmeckend. Auch die unreifen Eyer werden in Suppen gethan, und als eine leckere

Speise

Speise genossen. Es halten sich diese Thiere im Wasser auf, und kommen nur Abends ans Land, um ihre Eyer abzulegen. Sie machen zu dem Ende mit ihren Patten ein tiefes Loch im weichen Sande, mit welchem sie die hineingelegten Eyer so zudecken, daß sie nicht leicht zu finden sind. Da sie dieses verschiedene Tage wiederholen; so werden sie belauret, und die Eyer, deren oft nicht weniger als siebenzig Stück sind, weggenommen. Bey dieser Gelegenheit werden sie auch selber gefangen. Denn indem sie mit dem Verscharren ihrer Eyer beschäftigt sind, werden sie entweder mit einer Stange, oder indem ein paar starke Leute sie bey den Patten ergreifen, auf den Rücken gelegt. Diese letztere Art erfordert mehr Kühnheit und Vorsicht. Denn obgleich die Schildkröten keine Zähne haben, so lassen sie doch eine Hand, die sie angebissen haben, nicht eher los, als bis sie getödtet sind. Dort werden sie in der See mit Netzen gefangen, sowol bey St. Croix, als auf der Südseite von St. Thomas, hauptsächlich aber bey Krabbeneyland. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Leute, die an der See wohnen, diese Thiere in einem mit Pfählen eingeschlossenen Raum in der See füttern und unterhalten. Sie haben ein sehr zähes Leben. Acht und mehrere Tage können sie sich ohne Nahrung behelfen, und wenn sie geschlachtet sind, bewegen sich die Stücke, insonderheit das Herz, noch sehr lange.

Die **Carettschildpatte** ist kleiner, in der Bildung des Mauls und der Beschaffenheit des Schildes von der vorigen verschieden, und nicht eßbar. Sie wird nur um ihrer durchsichtigen Schale willen, die unter dem Namen **Schildkrot** bekant ist, gefangen. Diese

Schale

Schale liegt Blätterweise über dem knochichten Schilde, und dient, indem sie weich gemacht wird, zu Tabacksdosen und mancherley andern Arbeiten. Auf den caraibischen Inseln werden von dieser Art nur wenige gefangen; mehrere aber gibt es in Ostindien, deren Schalen auch höher geschätzt werden. Noch ist daselbst eine Art dieses Geschlechts, welche **Trunkschildpatt** oder die **lederne** heißt, weil sie nicht mit einem hornartigen Schilde, wie die vorigen, sondern mit einem weichen Leder gedeckt ist. Hingegen habe ich da keine **Landschildkröten** gesehen, deren es jedoch, wie man mich versichert hat, auch geben soll, aber sehr wenige, weil sich diese Art nur im süssen Wasser aufhält, daran auf diesen Inseln grosser Mangel ist. Ob es auf denselben, wie auf den grossen Antillen, und dem vesten Lande, Crocodillen gebe, wird niemand fragen, der da weiß, daß diese fürchterlichen Thiere nur in grossen Strömen sich aufhalten, dergleichen da nicht sind.

Die **Eidexen** daselbst sind alle unschädlich und meistens von gutem Ansehen. Die grossen werden **Leguanen**, die kleinen creolisch **Racketes** genennt. Die **Leguanen** von drey Fuß Länge, dergleichen ich gesehen habe, gehören noch nicht unter die größten. Sie sind ganz grün, und die Haut ist durchaus mit feinen Schuppen besetzt. Unter der untern Kinnlade haben sie einen Sack hängen, den sie, wie die Kropftauben, aufblasen können. Vom Kopfe bis fast ans äusserste Ende des Schwanzes steht auf dem Rücken ein bunter Kamm in die Höhe, dessen Zähne etwas gegen den Schwanz hingebogen sind. Dieser ist mehr als zweymal so lang, als der ganze Leib, mit Hals und

Kopf

Kopf. Jeder Fuß ist mit fünf langen Zähen, und diese mit sehr spitzigen Klauen versehen. Sie ändern ihre schöne grüne Farbe, daß sie heller oder dunkeler, und oft voll brauner Streifen wird. Das letzte erfolgt auch, wenn sie sterben, und nach und nach vergeht die grüne Farbe gänzlich. Sie können gut klettern, und halten sich auf allen drey Inseln auf Bäumen im Busche auf. Man weiß nicht, wovon sie leben; nur sieht man, daß sie die Zunge zuweilen herausstrecken, und aus der Luft was wegzuschnappen scheinen. Sie können zahm gemacht werden, und dienen auf den westindischen Inseln und in Surinam zur Speise, ihr Fleisch ist eines der schmackhaftesten, und gesunden Personen zuträglich. Einige Soldaten in St. Croix ziehen ihnen die Haut ab, die sie ausstopfen, und nebst andern Naturalien an die Liebhaber verkaufen.

Von kleinen **Eidexen** oder **Racketes** gibt es verschiedene Gattungen, die sich auf Bäumen, in Häusern, auf Dächern, ja fast allerwärts aufhalten, und den Fliegen nachstellen, die nebst Spinnen, Kakerlacken, Scorpionen und Ameisen ihnen zur Nahrung dienen. Ihre Haut glänzet wie Seidenzeug, und spielt mit anmuthigen Farben, die sie auch verschiedentlich abändern. Letzteres habe ich mehrmalen mit vieler Aufmerksamkeit, und nicht ohne Verwunderung betrachtet. Es währen aber diese Schönheiten der Haut nicht länger, als ihr Leben, welches die Liebhaber der Naturalien, die dergleichen Thierchen in Weingeist aufheben, sehr bedauren. Sie sind nur etwa fingerslang; ihr Schwanz aber macht den grössern Theil ihrer Länge aus, und den können sie artig

biegen

biegen und drehen. Er ist sehr brüchig, wächst aber leicht wieder nach. Auf demselben, zum Theil auch auf dem Rücken, haben die männlichen eine dünne zierliche Haut, die wie die Rückenflossen der Fische, in die Höhe steht. Die weiblichen hingegen sind ohne dieselbe, auch etwas kleiner, aber dafür haben sie lebhaftere Farben. Ohne Furcht kommen sie in die Wohnzimmer, selbst auf die Tische, um Fliegen zu fangen, worinn sie eine grosse Geschicklichkeit besitzen. Wenn sie ihren Raub erblickt haben, so thun sie nach demselben einen Sprung auf eine halbe Elle, und verfehlen ihn selten. Sie halten sich paarweise zusammen, und jedes hat seinen eigenen Jagdplatz. Bisweilen entstehen unter ihnen sehr ernstliche Händel; ob darüber, daß eins dem andern ins Gehege kömt, oder aus andern Ursachen, das kan ich nicht bestimmen. Dabey blasen sie grimmig ihre Kröpfe auf, erheben die Rückenhaut, eins faßt das andere bey der untern Kinnlade, da dann der schwächere Theil auf den Rücken gestürzt wird. Ihre kleinen weissen häutigten Eyer legen sie in die Erde, in die Strohdächer, bisweilen auch in Geschirre, die nicht gebraucht werden. So lange sie im Wachsen sind, häuten sie sich von Zeit zu Zeit, wie die Schlangen; wenn sie aber ihre vollkommene Grösse erreicht haben, so behalten sie ihre Haut bis ans Ende ihres Lebens.

Die **Grundkacketes** kommen selten in Häuser, sind oft über einen Schuh lang, aber bey weitem nicht so schön als die Hauskacketes. Einige derselben sind grau, und schleppen einen Schwanz hinter sich her, der wohl zweymal so lang ist als der Leib. Andere sind auf der braunen Grundfarbe des Leibes mit gold-

Bayerische Staatsbibliothek München

gelben Streifen gezeichnet. Beide Arten sind unschädlich, und leben von Würmern, die sie in lockerer Erde aufsuchen.

Die Frösche kommen auf diesen Inseln den Tag über selten zum Vorschein: desto mehr aber lassen sie sich des Nachts hören. Der Laut, den sie von sich geben, hat mehr Aehnlichkeit mit dem Pfeifen, als mit dem Quacken unsrer europäischen Frösche. Einer, den ich zu Gesichte bekam, war etwas grösser als ein Laubfrosch, aber dunkelbraun, und hatte oben um die Augen eine rothe Einfassung.

Ehedem gab es auf diesen Inseln grosse Schlangen, welche Hühner, Enten, und dergleichen verschluckten. Sie sind aber ausgerottet, und izt siehet man nur kleine, und wenige. Sie leben von Mäusen, die sie auf den Feldern fangen, auch wol in die Häuser verfolgen. Manche halten sie daher für nützliche Thiere, die in der That niemanden beschädigen. Diejenigen, die ich gesehen habe, waren zwey gute Ellen lang, auf dem Rücken braun oder aschgrau, am Bauche aber weiß oder gelb.

Von **schwimmenden Amphibien** ist da der **Hay**, von welchem im vorigen Buche geredet worden. Der **Sägefisch** *) ist am Maul mit einem langen Gewehre versehen, das einem geraden Schwerte gleicht, welches auf beiden Seiten mit platten spitzigen Zähnen besetzt ist. Die Anzahl dieser Zähne richtet sich nicht nach der Länge der Schwerter. An einem ellenlangen zehlte ich ihrer dreyßig auf einer Seite, da ein zwey ellenlanges nur acht und zwanzig hatte. Aus der Länge dieses letztern läßt sich schliessen,

*) Squalus Priſtis.

sen, zu welcher Grösse diese fischähnlichen Amphibien erwachsen. So wie andrer grosser Seethiere ist die hohe See der Ort ihres Aufenthalts, und nur durch einen Zufall kommen sie dem Lande nahe.

Die **Seefledermaus** oder **Einhornteufel** *) hat an der Stirne zwischen den Augen ein Horn und über den ganzen Leib ist er voll Stacheln. Von den ausgebreiteten Flossen, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Fledermaus geben, hat er seinen Linneischen Namen. Er hat nichts schönes an sich, als seine Augen. Ich habe einen gesehen, der sechs Zoll lang war; den aber andre seiner Art an Grösse weit übertrafen.

Das **alte Weib** **) hat ein sehr kleines spitziges Maul, das aber voll grosser Zähne ist. An beiden Seiten des Schwanzes hat dieser zweydeutige Fisch einen langen Faden, und auf seiner rauhen Haut sind schiefe Vierecke gezeichnet, die einigermassen Schuppen vorstellen. Er ist anderthalb Schuh lang, auch wol länger, und ist eßbar.

Die **Biegel-** oder **Streicheisen,** ***) die ich in Westindien auch **Pispork** habe nennen hören, sind dreyeckigt. Sie heissen Biegeleisen, weil sie am Bauche ganz platt sind. Ihr Maul ist sehr klein, der Rücken zugespitzt, die Haut hart wie Knochen, asch- und silberfarbig und zierlich in Rauten eingetheilt. Sie haben wenige und kleine Flossen. Eine Art, die ich gesehen, hatte am Ende des Hinterleibes unten zwey zugespitzte Knochen, wie ein Hacken ein wenig gebogen. Andere hatten solche Hacken nicht;

*) Lophius Vespertilio.
**) Balistes Vetula.
***) Ostracion.

da eine dritte Art auſſer denſelben noch zwey dergleichen vor der Stirne hatte, wie ein paar Hörner. Ihre Gröſſe war unter einem Schuh. Sie gehören unter die eßbaren Amphibien.

Der Blaſer *) gehört unter die beſonders merkwürdigen Amphibien. Er hat das Vermögen, die Haut ſeines Bauchs, die nur an den Enden an den Körper angewachſen, übrigens aber los iſt, faſt wie eine Kugel aufzublaſen. Dieſes erfolgt, wenn ihm etwas nahe kömt, oder er angerührt wird. Gleich einem Ball prellt er ellenhoch zurück, wenn er in dieſem Zuſtande hart gegen den Boden geworfen wird. Nach und nach weiß er ſich der eingeſogenen Luft wieder zu entledigen, welches mit einigem Knarren geſchiehet. Bey meinem Aufenthalt in Weſtindien bin ich nicht ſo glücklich geweſen, eines dieſer beſondern Geſchöpfe lebendig zu ſehen, und ſeine beſondre Eigenſchaften zu beobachten. Daß ſie aber da gefangen werden, iſt unſtreitig, und jene beſondre Haut läßt ſich auch an trocknen Fiſchen dieſer Art wahrnehmen, und aufblaſen, wenn ſie erſt etwas erweicht iſt.

Von den **Stachelſchweinen**, die man in Weſtindien **Seeteufel** und **Comba** nennt, **) habe ich eines geſehen, welches über dem ganzen Leib, den Kopf ausgenommen, mit beinernen anderthalb Zoll langen und ſpitzigen Stacheln beſetzt war, und fürchterlich ausſahe. Seine Floſſen waren, wie die Haut, hellgrau mit kleinen ſchwarzen Flecken beſprengt. Es hatte groſſe Augen, und harte, ſcharfe, zahnloſe Kinnladen, womit es eine Angel ſoll entzwey beiſſen kön-

*) Tetrodon Lagocephalus.
**) Diodon Atringa.

können. Die Neger ziehen ihm die Haut ab, und lassen sich sein Fleisch wohl schmecken. Es gibt deren von zwey Schuhen, und noch grössere; mein Exemplar war aber nur halb so groß.

Die **Seepferde** oder **Seeraupen** werden auch öfters in der dortigen See gefunden, und wegen ihrer sonderbaren Gestalt in den Naturalienſamlungen aufgehoben.

Sechster Abschnitt.

Fische.

Unter dem Namen der Fische muß man nicht alle die lebendigen Creaturen verstehen, die im Wasser schwimmen. Nach dem bestimmtern Begriffe der neuen Lehrer der Naturgeschichte könt dieser Name nur denjenigen stummen und tauben Einwohnern des Wassers zu, die durch äussere Werkzeuge, die Kiemen, Othem holen, in knorplichte Schuppen gekleidet, und mit Flossen, als mit einer Art Flügel, versehen sind, womit sie im Wasser so herumschwimmen, wie die Vögel in der Luft fliegen. Die Geschichte dieser Thiere ist noch sehr unvollständig. Denn wenn man gleich eine grosse Anzahl derselben so kennt, daß sie in Ordnungen, Geschlechter und Arten, wie andre Thiere, haben eingetheilt werden können; so weiß man doch von ihrer Lebensart und ganzen Haushaltung noch wenig. Darüber wird sich niemand wundern, der da bedenkt, daß sie in einem Elemente wohnen, in welchem der Naturforscher nicht aushalten, und sie beobachten kan. Die Menge und Verschiedenheit der Fische, welche man auf diesen Inseln findet, ist bewundernswürdig, und gehört unter die Vorzüge derselben. Ich werde mich begnügen, nur etwas von denjenigen zu sagen, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Gelegenheit gehabt habe.

Im

Im süssen Wasser gibt es schlangenförmige, fette Aale, doch nur sehr wenige. Eine Art langer und dünner **Muränen** mit gelblichen Flecken nante man da **Seeschlangen**. Diesen Namen gibt man auch den **Meeraalen**, die aber gewöhnlicher **Conger** heissen. Sie sind von verschiedenen Farben, sehr fett und von gutem Geschmacke. Sie suchen nicht blos, wie andere Fische, ihre Sicherheit in der Flucht; sondern setzen sich zur Wehr, und lassen einen unvorsichtigen Fischer ihre Zähne fühlen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist zwischen den Klippen, wo man sonderlich die röthlichen fängt, welche die grössesten und oft ein paar Spannen dick sind. Derjenige, den ich auf St. Croix abzeichnete, hatte beynahe eine Länge von drey Schuhen. Das Fell dieser Fische binden die Neger gegen den Krampf um die Beine.

Der **indianische Aal** oder **silberfarbene Schwertfisch**, *) hält sich auch im dasigen Meere auf. Er führt den letztern Namen wegen der Figur seiner Zähne, die mit einem Schwert einige Aehnlichkeit haben. Er hat eine Rückenflosse, die vom Kopf bis auf den Schwanz geht, der sehr spitzig zuläuft. Gegen seine Länge, die oft zwey Schuhe beträgt, ist der Leib sehr schmal. Die kleinen weissen **Pampus** **) werden auch da gefangen.

Am gemeinsten, und zugleich am schönsten von Farben, sind diejenigen Fische, welche ihre Bauchflossen gerade unter den Brustflossen haben. Darunter ist der **Papagoyfisch**, in Ansehung seiner Bildung und Farben ein Meisterstück der Natur, und übertrift

*) Trichiurus Lepturus.

**) Stromatius Paru.

darinn, wie mich dünkt, noch die Dorade. Seinen Namen hat er von seiner Hauptfarbe, die wie die Papagoyfedern grün ist, und über den ganzen Leib geht. An demjenigen, den ich gesehen, und davon ich eine Zeichnung genommen habe, war der Leib mit einem zinnoberrothen Strich, wie mit einem Halsband, vom Kopfe unterschieden, an welchem in der Höhe der Augen zwey rundliche glänzende Goldflecken, wie Köpfe platter goldener Nägel, waren, mit welchen die rothe Binde bevestiget zu seyn schien. Die Augen waren wie schwarze Agate mit hellgelber und feuerrother Einfassung. Die Rückenflosse, die vom Kopf bis an den Schwanz reichte, war hochroth; die Brustflossen von gleicher Farbe, nur dunkeler, und hatten am obern Rande eine himmelblaue Einfassung. Die übrigen Flossen, die eben dieselbe rothe Grundfarbe hatten, waren mit dem schönsten blau auf allen drey Kanten wie mit Bändern eingefaßt. Am Ende des halbmondförmigen grünen Schwanzes spielte an den Finnen roth, blau und gelb in drey Bändern ungemein schön neben einander. Am Anfang desselben glänzten drey rundliche Goldflecken auf dem grünen Grunde, und formirten ein Dreyeck. Die Schuppen lagen in einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit als länglichte Sechsecke neben einander. Andere Arten dieses Geschlechtes sind von dieser in den Farben und Flossen ein wenig verschieden, aber gleichwol alle sehr schön. Dahin gehören die **Papagoybeck** oder **Papagoyenschnäbel**, welche mit ihrem beinernen kurzen Maul, das etwas ähnliches mit einem Papagoyenschnabel hat, Schalenthiere, die ihre Nahrung sind, zerdrücken können. Bey diesen beobachtete ich, daß die Flossen

eben-

ebenfalls roth mit blauen Einfassungen, und überdis mit dunkelblauen Streifen geziert waren. Diese Art, welche die grösseste ist, und davon einer oft zwanzig Pfund wiegt, wird nebst den vorigen, sonderlich auf dem Reff mit Netzen und Angeln gefangen. Ihr Geschmack ist eben so vortreflich, als ihre Farbe. Ausser dem Wasser werden ihre Farben bald matt, und vergehen endlich fast völlig.

Hieher rechne ich auch den **Gruper**, wie ihn die Engländer nennen. Dieser wohlschmeckende Fisch ist über eine Elle lang, und hat über dem Maul auf jeder Seite zwey Löcher, und eines dergleichen nahe bey jedem Auge; einen weissen Fleck auf dem Rücken, und einen schwarzen nahe am Schwanz.

So wie diese Art Fische mit bunten Farben spielen, so haben dagegen die **Silberfische**, deren es eine Menge gibt, eine einfache Schönheit, die Silberfarbe.

Aus dem Linneischen Geschlechte der **Zevs** oder **Spiegelfische** ist mir nur einer zu Gesichte gekommen, davon ich eine Zeichnung machte, der, wegen seines langen eingedrückten Kopfs, creolisch **Kawaikap**, oder **Pferdekopf** heißt. Die untere Lefze war ein gut Stück länger als die obere, und beide sahen den Pferdelefzen ähnlich. Er war zehn Zoll lang, ohne Schuppen, hatte einen gabelförmigen Schwanz, wie die Doraden, sehr lange schmale Brustflossen, wie Sicheln gestaltet, ungemein kleine Bauchflossen, und über und über eine lebhafte Silberfarbe, daher diese Art auch Silberfische genennt wird. Vom Schwanz bis in die Mitte des Leibes ging eine gerade Linie, die sich von da bis über den Kopf schlangenförmig herumzog. Auf dem Rücken war er einen Finger

breit, wurde aber von da herabwerts gegen den Bauch immer schmäler.

Aus dem Geschlechte der **Plattfische**, die beide Augen auf der einen Seite des Kopfs, entweder auf der rechten, oder linken haben, gibt es **Flünder**, die zwischen Brust und Schwanz etliche schwarze Bänder haben; und **Schollen**, die creolisch **Skoll** heissen. Eine andere Art Fische, die mit farbichten Streifen geziert sind, werden in Westindien **Jungfrauen**, **Madamchen**, **Sonnenfische** genennt. *) Herr Statius Müller nennt sie **Klipfische**, weil sie sich mehrentheils zwischen den Klippen aufhalten. Darunter ist der **Pamper** oder **Engelfisch**. Das Exemplar, das ich gezeichnet habe, war über einen halben Schuh lang, auf dem Rücken dunkelblau, am Bauche hellblau, und ganz unten gelblich. Er hatte vier goldgelbe breite Streifen, die vom Rücken nach dem Bauche senkrecht herabgingen, und eine dunkelviolette Einfassung hatten, wodurch ihre Farbe und Glanz erhöht wurde. Ich habe noch eine andre Art beobachtet, deren Grundfarbe aschgrau war. Der Leib war mit fünf hellgelben Bändern in die Queer geziert, davon das erste gleich hinter dem Maul, das zweyte am Ende des Kopfs, das dritte hinter der Brustflosse, das vierte über den After, und wie das vorige, über die Flossen wegging; das fünfte aber den Schwanz umfaßte. Die Flosse am Ende des Schwanzes glänzte wie Silber; hingegen waren die Brustflossen gelb. Die Rücken- und Bauchflossen waren sehr groß und zierlich ausgebreitet, nach dem Kopfe zu gezackt, aber nach dem Schwanze zu vollkommen wie ein latei-

nisches

*) Chaetodon.

nisches S geendigt. Ich halte ihn für den Chaetodon aureatus Linnei, obgleich die Farbe etwas verschieden ist; denn darinnen spielt die Natur mannigfaltig.

Aus dem Geschlechte der **Bärschinge** will ich den **Jacob Evert Fisch** anmerken, der über und über blutroth gesprenkelt, schön anzusehen, und von gutem Geschmacke ist, und am meisten da gefangen wird, wo grosse Steine in tiefem Wasser sind.

Der **Kurkur**, welchen der Ritter von Linne den **schönen Bärsching** *) nennt, verdient diesen Namen wegen seiner Farben und seiner Zeichnung. Die Grundfarbe ist durchaus gelb, über welche sowol am Kopf als am Leib der Länge nach blaue Bänder liegen, deren ich acht an einer Seite zehlte. Das innere des Mauls ist nebst der Zunge blutroth. Sie werden häufig in Fischkörben gefangen, sind eßbar, aber voll Gräten. Ihren creolischen Namen **Kurkur** haben sie von dem Laut, den sie von sich geben, wenn sie gefangen werden. Bey andern Fischen von dieser Art laufen goldgelbe Streifen nach der Länge über den blaulichen Leib, dabey die Flossen roth sind.

Der **Bartmann**, der auch zu diesem Geschlechte gehört, ist ganz roth, und mit zwey Bartfäden versehen.

Die **Bonette** halten sich zwar weit vom Lande auf; doch werden viele gefangen, und auf diesen Inseln gegessen, weil sie fett und wohlschmeckend sind. Hingegen werden die fliegenden **Trigla** häufig ans Land gebracht, und wegen ihrer besondern Gestalt getrocknet, und in Naturaliensamlungen aufbewahrt.

Die

*) Perca formosa.

Die **Pißitschirri**, die ich für die **spanische Makrele** *) halte, haben einen spitzzulaufenden Kopf, einen langen schmalen Gabelschwanz, von der Brustflinne an, nach der Länge eine dunkelgelbe Linie, vom Kopfe bis zum Schwanze eine weisse Naht, wie vom Beutler gemacht, welche anfangs über der gelben Linie, hernach unter derselben fortläuft. Von der hohen Rücken- und Bauchflosse gehen bis an den Schwanz viele ganz kleine Flossen. Diese Fische sind sonderlich unter dem Leib von glänzender Silberfarbe. Die ich beobachtet habe, waren von zwey Schuh Länge und drüber. Es gibt ihrer aber noch weit grössere.

Die **Königsfische**, **) welche weit in der See gefangen werden, kommen in Gestalt mit den Pißitschirri überein, und sind wegen ihres zarten Fleisches und vortreflichen Geschmacks in grossem Werth.

Unter den Fischen, die ihre Bauchflossen hinter den Brustflossen haben, ist der **Barbiermann** oder **Doctor** ***) besonders merkwürdig. Er hat auf beiden Seiten des Schwanzes eine Lanzette, oder einen scharfen spitzigen Knochen, der in einer Scheide oder Rinne in der Haut liegt. Er bedient sich desselben, als eines Gewehrs, welches er aus der Scheide in die Höhe richtet und indem er mit dem Schwanze schlägt, die Hand verwundet, die ihn unvorsichtig angreift. Sobald er gefangen ist, wird ihm, durch Ausschneidung dieses Knochens, das Vermögen zu schaden genommen. Er ist meist von dunkelblauer Farbe, und gut zu essen. Die ich selbst gesehen habe, waren weniger als sechs Zoll lang.

Der

*) Scomber thynnus.
**) Scomber Cordyle.
***) Theutis Hepatus.

Der **Trompeterfisch** oder die **Tabackspfeife** hat einen langen dünnen und meist cylindrischen Kopf, der fast den dritten Theil seiner ganzen Länge ausmacht, und mit schwarzen und weissen Puncten, und weissen Streifen artig geziert ist. Sein Schwanz endigt sich in einen langen dünnen Faden. Ich fand die Länge eines, den ich gemessen, ohne den Schwanzfaden, zwey und zwanzig Zoll; und der Kopf hatte beynahe sieben Zoll. Er ist eßbar.

Der **Balahu**, der von den Engländern **Pfeifer**, sonst auch **Schnabelfisch** genennt wird, zeichnet sich dadurch aus, daß sein unterer Kiefer wie ein langer gerader Schnabel gebildet ist. Hingegen sind am **Gepfische**, der aus eben dem Geschlechte ist, beide Kiefer auf diese Weise gewachsen, doch ist der untere etwas kürzer als der obere. Diese beide Fischarten sind gegen ihre Länge sehr schmal, aber wohlschmeckend. Der **Gepfisch** hat das besondere, daß sein Rückgrad durchs Braten grün wird.

Die kleinen **Silberfische** oder **Anschovi** sind sehr häufig, einen Finger lang, und kommen im Geschmacke mit den Sardellen überein. Die **Meeräsche**, englisch **Mullet**, sind sehr wohlschmeckend. Die grössere Art derselben *) nennt man in Westindien **Coromai**. Diese werden über zwey Schuh lang, da jene nur Fingers lang sind. Beide leben im süssen und Salzwasser. Die **Modderfische**, welche sich blos im süssen Wasser aufhalten, sind ungemein delicat.

Heringe gibt es in Westindien, so gut als in den nordischen Meeren, nur nicht in so grosser Menge; auch

*) Mugil Cephalus.

auch ist das Einpöckeln derselben da nicht gewöhnlich. Im Merz, April und May sind sie am häufigsten. Zur Nahrung der Neger dienet insonderheit eine Art Heringe, die man Spratt nennt; welche nur einen Finger lang, aber in grosser Menge zu haben sind.

Der Blackschnapper, oder swart Steenbraas, der Blackfind, der rothe Steenbraas oder Carnaatje, welcher, wenn er unter einem Steine gesehen wird, wie feurige Kohlen glänzt, der Geelsteert oder Gelbschwanz, der Rackfisch und Jufisch oder Judenfisch, an welchem oft zehn bis zwölf Neger zu tragen haben, werden da, nebst dem Gruper, unter die besten Fische gezehlt. Es gibt da auch eine Art grosser Fische, die Seecook oder Seehecht genennet werden. Dieser Raubfisch ist oft sechs und mehr Fuß lang, und über hundert Pfund schwer, und von gutem Geschmacke. Die größten, welche weit vom Lande gefangen werden, gehen grimmig sogar auf Menschen los, und reissen leicht mit ihren scharfen Zähnen ein Stück vom Arm oder Bein weg. Ihr Biß wird überdem für giftig gehalten. Die kleinste Art Fische sind die Piskett, die nur zwey Zoll lang und einen kleinen Finger breit sind, und wie Silber im Wasser glänzen. Sie werden vom Monat Julius bis in den October, in welcher Zeit es von ihnen an den Ufern wimmelt, mit kleinen Netzen geschöpft, frisch gebraten, oder zu Suppen gebraucht, auch getrocknet, und in das westindische Gericht Calelu gethan. Für die Neger sind sie von grossem Werthe; denn sie machen einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus. Sie trocknen sie, und heben sie auf den Nothfall auf, da sie oft ihre einige Erquickung sind.

Unter

Unter den westindischen Fischen sind einige ganz oder zum Theil giftig. Alle diejenigen, die ungewöhnlich grosse Augen haben, sind den Negern verdächtig. Der Kopf des Staaschi, der mit kurzen Stacheln besetzt ist, wird für schädlich gehalten; da das übrige des Fisches ohne Gefahr gegessen werden kan. Wer von den Stacheln dieses Fisches gestochen wird, bekömt ein Fieber. Die Engländer nennen ihn Poisend Grooper. Am giftigsten sind die Spratt; doch nur an manchen Plätzen, wie z. E. auf der Nordseite von St. Thomas, und nur zu gewissen Jahreszeiten. Die Neger, die dergleichen gegessen haben, sind davon geschwollen, und in einer Stunde gestorben. Auch Hunde und Katzen haben davon gleiche Wirkung erfahren. Zum Glück gibt es gewisse Merkmale, daran die schädlichen von den unschädlichen unterschieden werden können. Man legt nur ein Stück Silber in das Wasser, darinn sie gekocht werden; läuft es an und wird schwärzlich, so werden die Fische als giftig weggeworfen; leidet aber die Farbe des Silbers keine Veränderung, so werden sie ohne Bedenken gespeiset.

Ein sonderbarer Fischfang wird bisweilen mit Stinkholz vorgenommen. Die Wurzel oder die Rinde dieses Baums wird gestampft, mit Kalk und Aloeblättern vermengt, und in Säcke gethan, mit welchen einige Sclaven in die See gehen, und im Wasser platschern. Dadurch breiten sich von dem Holze solche Theilchen im Wasser aus, daß grosse und kleine Fische, die in der Nähe sind, davon betäubt, oben aufs Wasser kommen, und zu hunderten lebendig mit den Händen gegriffen, und ohne Schaden gegessen werden.

Siebenter Abschnitt.

Insecten.

Wie überhaupt die warmen Länder am fruchtbarsten an Insecten sind, so gibt es derselben auch auf diesen drey Inseln eine grosse Menge. Die Verschiedenheit ist unter dieser Art lebendiger Geschöpfe weit grösser, als unter allen übrigen Thieren; und macht eine Eintheilung derselben in gewisse Classen sehr nöthig.

Unter denjenigen Insecten, welche die Natur mit harten Flügeldecken versorgt hat, merke ich zwey Arten von schwarzen **Maulwurfskäfern** an, welche da einheimisch sind. Der eine hat ein langes oben in zwey Spitzen auslaufendes Horn zwischen den Augen, und zwey kürzere auf dem Brustschild sitzen. Es ist der Simson des Herrn von Linne, und nach dem Actäon, der ihm sehr ähnlich ist, das größte bekante Insect. Der Actäon ist in dieser Classe der Thiere das, was der Elephant in einer andern ist; denn zwischen ihm und dem kleinsten Käfer hat ungefehr eben das Verhältniß statt, welches zwischen dem Elephanten und der Maus ist. Die andre Art ist ebenfals mit drey Hörnern bewafnet oder gezieret, die aber alle drey auf dem Brustschilde angebracht sind. Beide wohnen auf Bäumen, von deren Saft sie sich nähren.

Schild-

Schildkäfer, die in so ferne was ähnliches mit den Schildkröten haben, als ihr ganzer Leib mit einem breiten Schilde bedeckt ist, habe ich von verschiedener Grösse und Farben gesehen. Ihre Nahrung ist nicht einerley. Einige helfen das Aas verzehren, und sind in so ferne offenbar nützlich; andere leben von Pflanzen, ohne deswegen sehr schädlich zu seyn.

Von **Coccinellen oder runden Blutkäferchen** habe ich diejenige Art da angemerkt, deren rothe Flügeldecken mit einem schwarzen Bande eingefaßt sind. Es hat keinen Grund, daß die Scharlachfarbe oder die Cochenille von dieser Art Käfern herkomme. Ihr Name könte auf diese Meinung verleiten: aber es ist eine ganz andre Art von Würmchen, die zu dieser kostbaren Farbe dienen, von denen ich auf diesen Inseln nichts gehört noch gesehen habe.

Die **Rüsselkäfer**, welche an den Blüthen der Bäume, und an allen Arten von Gewächsen grossen Schaden thun, sind auch da zu Hause. Sie sind mit einer sehr harten Decke wie verpanzert, und mit ihrem langen hornartigen Rüssel können sie ihre Nahrung tief aus den Pflanzen herausholen. Man sieht viele von der Art, welche oben am Leibe silberfarbig, unten gelb sind, und Flügeldecken von gleicher Farbe mit einigen schwarzen Linien nach der Länge haben, die dort **Schildpatten** genennt werden. *) Ich übergehe viele andere gelbe und grüne, die ich da bemerkt habe.

Das Geschlecht der **Holzkäfer** ist sehr zahlreich, und in den Arten ist eine grosse Verschiedenheit, sowol

*) Curculio Spengleri.

in Absicht der Grösse als der Farben, und andrer zufälliger Merkmale. Als Käfer thun sie dem Holze keinen Schaden; aber als Würmer zernagen sie dasselbe so lange, bis ihre Verwandelung vor sich geht. Ich will nur derjenigen Art hier gedenken, welche der Herr von Linne **Hirschhörnigt** nennt, weil ihre Freßzangen etwas ähnliches mit dem Geweih des Hirsches haben. Diese Käfer sind groß, schwarzbraun, und mit drey starken Zähnen auf dem Brustschilde versehen. Ich habe angemerkt, daß ein solcher Käfer, den ich in eine blecherne Büchse gethan hatte, vier Wochen ohne einige Nahrung lebte. Weil ich ihn für meine Samlung aufheben wolte, tödtete ich ihn endlich in Rum.

Es gibt ferner daselbst grössere und kleinere **leuchtende Käfer.** Ausser den auch in Europa einheimischen **Johanneswürmchen**, davon einige Arten im Finstern leuchten, ist da auch der **grosse Springkäfer**, *) dessen Licht so stark ist, daß man dabey, wie bey einer Nachtlampe, lesen kan. Er ist über einen Zoll lang, castanienbraun, mit gelben Flecken oder Augen auf der Brust, daraus er sein Licht strahlen läßt. Die Indianer sollen ihn statt einer Lampe brauchen. Mit dem Leben aber verlöscht auch sein Licht.

Unter den Stinkkäfern, welche überhaupt schöne Farben haben, hat derjenige, **) dessen Goldfarbe durch einen grünen Firniß am Leibe durchschimmert, und dessen blaue Flügeldecken mit einem goldenen Bande eingefaßt sind, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Eines

*) Elater noctilucus.

**) Buprestis aurulentus.

Eines der merkwürdigsten Insecten in Westindien sind die Schaben oder Kackerlacke. *) Sie und die Holzläuse, nebst einigen Arten Ameisen, richten da die größten Verwüstungen an. Der Kackerlack ist ein plattes, glänzendes, artiges Thierchen, castanienbraun, hat sehr lange borstenförmige Fühlhörner, und seine Flügel und ihre Decken, die selten zum fliegen gebraucht werden, sind länger als der Leib ist. So wie die Europäer die Ratzen, die Mäuse und die Stubenfliegen den Westindiern zugeführt haben; so sind dagegen die Schaben aus America zu uns nach Europa gekommen. Es hat gleichwol einiger Unterschied zwischen den westindischen und europäischen Schaben, sowol im äussern Ansehen, als in ihrer Art statt. Jene sind grösser als diese, dunkler von Farbe, und haben längere Flügeldecken. Diese sind lichtscheu; da jene das Licht sehr gut vertragen können, und sich bey angezündetem Lichte auf den Tisch wagen. Derjenige Instinct der Thiere, nach welchem sie für ihre Brut sorgen, und der einer wohl überlegten Vorsicht so ähnlich ist, zeiget sich auch bey diesem sehr fruchtbaren Geschlechte, das sich in kurzer Zeit auf eine bewundernswürdige Weise vermehrt. Das Weibchen bevestigt ein sonderbar gebildetes grosses Ey mit einem klebrichten Safte an Kleider, Leder, Holz, Wände ꝛc. und überdeckt es mit eben dem Stoffe, worauf es bevestigt ist. Selbst von dem weissen Kalke der Wände weiß die sorgfältige Mutter etwas abzuschaben, und dadurch ihre Brut dem Auge andrer Thiere zu entziehen. Die jungen Kackerlacke haben gleich, wenn sie aus dem Ey kriechen, diejenige Gestalt, die

*) Blatta americana.

sie lebenslang behalten. Sie erfahren von der Art des Todes nichts, aus welchem z. E. die Schmetterlinge aus kriechenden Raupen zu geflügelten vollständigern Vögeln auferstehen. Doch häuten sie sich oftmals; welches eine Arbeit der Natur ist, die sie sehr sauer ankommt. Denn sie sind alsdann ganz matt und zart, bis die neue Haut nach und nach ihre braune Farbe und Härte wieder erlangt hat. Es ist diesen gefräßigen Thieren fast alles gut zur Nahrung, und beynahe nichts vor ihren Zähnen sicher. Wollene Zeuge, Bücher, Leder, Schuhe, gestärkte feine Wäsche, Brod, Butter, Käse, Mehl, Inselt, u. s. w. greifen sie an. Nur vor Baumwolle hüten sie sich, weil sie sich mit ihren Füssen drinn verwickeln. Sie fallen auch wol einen Menschen im Schlafe an, und nagen am Fusse oder der Hand. Die größte Vorsicht reicht oft nicht hin, Sachen vor ihnen zu sichern. Sie wissen ihre Nahrung selbst in verschlossenen Kisten aufzusuchen, und können sich so schmiegen, daß sie durch Ritzen durchkommen, wo man es gar nicht vermuthen solte. Bisweilen drängt sich der junge Kackerlak durch einen solchen engen Weg; und weil er in kurzer Zeit zu seiner völligen Grösse wächst, so kan er nicht wieder heraus, und muß aus Noth alles angreifen, was er vor sich findet. Ein so schädliches und fruchtbares Geschlecht muß nothwendig viele Feinde haben, weil es sonst gar zu viel Schaden thun würde. Ohne diese natürlichen Feinde würde die Vorsicht des Menschen kaum hinreichen, sie zu bezwingen. Von Scorpionen, Tausendbeinen, grossen Spinnen, Hühnern und Kacketes werden unzehlige gefressen. Die Neger glauben, daß ihr Zustand etwas ähnliches

mit dem Zustande dieser immer verfolgten Thiere habe; und wenn sie ihr äusseres Elend recht nachdrücklich vorstellen wollen, so pflegen sie zu sagen: ich bin ein armer Kackerlak.

Ein sehr sonderbares Insect ist da einheimisch, welches einige **Agama**, andre **Ziumbi-Rawai** oder **Gespensterpferd** nennen. *) Es ist vier bis sechs Zoll lang, cylindrisch, und nicht dicker als eine Krähenfeder, hat lange Fühlhörner wie Haare, sechs dünne Beine, davon die vier hintersten eben so lang sind, als sein ganzer Körper. Der Kopf ist länglich, nach dem Brustschilde zugespitzt, und mit zwey Freßzangen versehen. Der Hinterleib ist wie bey den Wassernymphen, und der Schwanz endigt sich in zwey kleine Spitzen. Von diesen Insecten, welche der Herr von Linne als geflügelt beschreibt, habe ich nur solche gesehen, die keine Flügel hatten. Vielleicht fehlen sie dem einen Geschlechte. Der Leib sieht wie ein dünnes Reißchen aus, das von sechs hohen überaus dünnen Beinen getragen wird; es verstehet aber dieses Insect nicht, sie mit Vortheil in Bewegung zu bringen, und schleicht so ausserordentlich langsam, daß selbst die Neger kein naiveres Bild eines Faulen wissen. Du gehst wie ein Agama, ist ein harter Vorwurf.

Von **Grillen** oder **Grashüpfern** gibt es da verschiedene Arten. Unter diesen sind die **Feldgrillen** sehr beschwerliche Gäste, wenn sie sich in die Häuser einnisten. Sie geben bey Nacht einen durchdringenden feinen Laut von sich, und zwar einige Minuten lang anhaltend, dazu sie mit ihren Flügeln, die in

*) Mantis.

schneller Bewegung sind, gleichsam den Baß brummen. Es kostet immer einige Mühe, den Ort auszufinden, wo sie sich befinden; denn der Schall schlägt von allen Wänden des Zimmers zurück. Vor dem Lichte scheuen sie sich so sehr nicht; denn ich habe dabey mehrmalen die Bewegung ihrer Flügel beobachten, und das Gesumm derselben hören können.

Auch in Westindien ist man mit **Bettwanzen** geplagt. Unter den dortigen **Feldwanzen** würde manche mit Wohlgefallen beobachtet werden, wenn nicht der Eckel vor ihrem unangenehmen Geruch dieses verhinderte. In der That sind sie mehrentheils recht schön gezeichnet und colorirt. Die **Andreaswanze**, wie sie der Herr von Linne nennt, heißt dort **Baumwollenfliege**, weil ihre Brut im Raupenstande sich von den Blättern der Baumwollenbäume nähret, und bisweilen in solcher Menge da ist, daß die Bäume ganz kahl gefressen werden.

Die **Zweyfalter**, oder **Tag- und Nachtvögel** sind in den heissen Ländern vorzüglich schön von Farben, und die größten derselben sind da zu Hause. Der Kenner und Liebhaber dieses Theils der Naturhistorie findet auf den drey dänischen Inseln eine grosse Mannigfaltigkeit, womit er seine Samlung vermehren kan. Wenn ich meine Samlung, die ich da gemacht habe, beschreiben, oder nur die Linneischen Namen hersetzen wolte; so würde dieses nur wenigen angenehm, dem größten Theil meiner Leser aber eine sehr entbehrliche Sache seyn. Ich will mich also kurz fassen, und nur erst überhaupt anmerken, daß man diese in Deutschland sogenante **Sommervögel** dort das ganze Jahr hindurch hat; denn es ist immer

warm,

warm, und immer findet ihre Brut auf grünen Pflanzen ihre Nahrung. In unserm kältern Clima sterben diese Vögel noch vor Eintritt des Winters. Denn wenn sie das Geschäfte der Fortpflanzung ihres Geschlechts verrichtet haben; so enthalten sie sich aller Nahrung, worauf ihr Tod in kurzer Zeit erfolget. Wenn sie auch die Kälte des Winters aushalten könten; so würde es ihnen doch an Nahrung fehlen, da sie sich blos von dem Safte der Blumen nähren. Erst in den warmen Tagen des Frühlings kömt das neue Geschlecht zum Vorschein; da hingegen die wärmere Temperatur von Westindien gestattet, daß ein Geschlecht das andere unmittelbar ablöset.

Unter den **Tagevögeln** oder **Papilionen** sind diejenigen die gemeinsten und grössesten, und die man das ganze Jahr hindurch fast allenthalben antrift, deren dunkelgelbe Flügel mit schwarzen breiten weiß punctirten Bändern eingefaßt sind, und an dem Ende der Flügel, wo sie am Leibe sitzen, zwey weisse Puncte haben, welche wie die Köpfe silberner Nägel aussehen, womit die Flügel an den Leib bevestigt zu seyn scheinen. Ihr Hinterleib ist oben roth. *)

Der Schmetterling, der seinen Namen von der **Vanille** hat, weil sie seine liebste Nahrung ist, der sich aber im Nothfall auch mit etwas anderem behilft, zeichnet sich durch die grossen und vielen Flecken aus, die wie Silberblättchen auf der untern Seite seine Flügel zieren.

Die ganz weissen grossen Papilionen haben so ausserordentlich feine und zarte Flügel, als wenn sie von purer Seide wären. Selbst unter der Menge derer,

*) Papil. Dan. Plexippus.

die gegen andre ihres Geschlechts klein sind, gibt es viele, die durch die Schönheit ihrer Farben und Zeichnung eben so viel Aufmerksamkeit, als viele grosse, verdienen.

Diese Papilionen sind nur am Tage geschäftig, und je heller und wärmer die Sonne scheint, desto lebhafter sind sie. Wie die Fledermaus nur den Untergang der Sonne erwartet, um, von ihrem Lichte weniger geblendet, ihre Nahrung zu suchen, und wie das Geschlecht der Eulen am besten in der dunkeln Nacht zurecht kommt: so gibt es auch unter den Sommervögeln zwey Geschlechter, davon das eine nur in der Demmerung, und das andre nur im Dunkeln herumfliegt; daher jene **Demmerungs-** oder **Abendvögel**, diese aber **Nachtvögel** genennet werden. Die Augen dieser beiden Geschlechter sind nach dem Verhältniß des Lichtes eingerichtet, in welchem sie ihre Thätigkeit äussern. Ich habe beobachtet, daß die Augen einiger Abendvögel, die sich auf dem Jesmin aufhielten, wie feurige Kohlen glühten. Sie fliegen mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit; und ohne sich auf die Blume zu setzen, können sie fliegend mit ihrem Saugerüssel den süssen Saft derselben herausholen. Auch die Nachtvögel, unter welchen es da sehr grosse gibt, haben sehr glänzende Augen. Aber weder diese noch jene kommen an Schönheit der Farben den Tagevögeln gleich.

Wassernymphen gibt es da an niedrigen sumpfigten Plätzen von allerley Farben und Grösse; purpurfarbene, gelbliche, mit weissen Flügeln und einem dunkelbraunen Streifen mitten durch, grüne, blaue, oder mit himmelblauen Flecken an den Augen

und

und dem Hinterleib. Auch gelbe **Schlupfwespen** oder **Raupentödter**, himmelblaue **Afterwespen** oder **Afterraupentödter** mit braunen Flügeln, schwarze mit violblauen oder dunkelblauen Flügeln. Die Wespen, welche man dort **Marbuner** nennt, sind überall in Gärten und Wäldern zu Hause. Ihr Stich wird da für gefährlicher gehalten, als der Stich der Scorpionen. Er verursacht Geschwulst mit einem brennenden Schmerz. Unter den dortigen **Bienen** sind einige glänzend grün mit durchsichtigen Flügeln; andre schwarz und haarigt mit blauen Flügeln und gelbem Hinterleibe. Auch die röthlichen Erdbienen sind daselbst sehr gemein und unschädlich. Aber mit dem Honigbau geben sich die westindischen Bienen nicht ab. Sie haben nicht nöthig, zu ihrem Unterhalt einen Vorrath auf die künftige Zeit zu samlen; weil sie durch keinen Winter in der Erwerbung ihrer Nahrung gestört werden, und es nie an Blumen fehlet, von denen sie leben.

Die **Ameisen** sind in grosser Menge auf Bäumen, in Häusern und überall. Man nennt sie dort von dem Brand, welchen ihr Biß verursacht, **Brannmieren**. Von der grossen Art, die auf dem vesten Lande, sonderlich in Guinea, von Zeit zu Zeit mit einem grossen Heere die Häuser überfallen, und alles eßbare, was sie vor sich finden, alle Insecten und Amphibien verzehren, auch wol die Gebäude selbst zerstören, sind auf diesen Inseln nur wenige; und von dergleichen Ueberfällen und Verwüstungen weiß man da nichts. Die ich von dieser Art gesehen habe, waren glänzend schwarz mit bräunlichen Füssen, und einen halben Zoll lang. Sie kommen aber nur einzeln in die Häuser,

und können also wenig Schaden thun. Ehedem waren sie in grösserer Anzahl auf St. Croix, und ihr Biß ist für sehr gefährlich gehalten worden. Es ist aber eher möglich auf diesen Inseln, ein solches verderbliches Geschlecht auszurotten, oder es wenigstens sehr zu vermindern, als auf dem vesten Lande; denn vor auswärtigem Zuwachs hat man sich da nicht zu fürchten. Uebrigens haben die geflügelten unter ihnen, nachdem sie ein neues Geschlecht hervorgebracht, das Schicksal mit andern Arten von Ameisen gemein, daß sie von den ungeflügelten Zwittern verjagt werden und dann bald umkommen. Die gelblichen Ameisen sind die boshaftesten. Wer die Unvorsichtigkeit begeht, auf dem Haufen stehen zu bleiben, darinn sie ihre Wohnung haben, der wird von ihnen aufs empfindlichste dafür gestraft. Aus allen ihren Ausgängen fallen sie heraus, und ehe er sichs versiehet, wird er bis an die Knie von ihnen bedeckt, und jämmerlich zerbissen. Der Scorpion kan kaum einen brennendern Schmerz verursachen als diese Ameisenstiche. Am schädlichsten aber sind die Gattungen kleiner Ameisen, davon der Herr von Linne die eine Zuckerfresser nennt, weil sie im Zuckerrohr nistet, und es verderbet; die andre nimmt mit allem vorlieb, und heißt daher Allesfresser. Beide Arten schleichen sich in die Häuser ein; da dann vor der einen nichts süsses, vor der andern gar nichts eßbares sicher ist, das nicht mit dem größten Fleiß ihnen unzugänglich gemacht wird. Eine ganz kleine Art, die man Dachbrannmieren nennt, gehen nicht nur dem süssen, sondern auch dem Fette und Oele nach. Das Wasser hält sie am zuverläßigsten ab. Daher setzt man die

Ge-

Gefässe, darinn Punsch und andre süsse Getränke sind, in eine Schüssel voll Wasser. Auch die Speiseschränke müssen mit den Füssen im Wasser stehen. Zucker und andre Sachen hängt man ganz frey an einen Hacken, um welchen man einen breiten Kreis mit Kreide macht, über welchen sie nicht leicht wegkommen können.

Fliegen gibt es da von verschiedenen Arten; mit rothen Köpfen und bunten Flügeln, mit güldenen grünlich schimmernden Streifen am Kopfe und Leibe, mit blauer Brust, und grünem Hinterleib; einige sind durchaus glänzend grün, u. d. g. Da Fenster und Thüren in den Zimmern um der Hitze willen allenthalben in Westindien offen sind; so ziehen sich die Hausfliegen in grosser Anzahl dahin, und werden sehr beschwerlich: doch sind die langbeinigten **Mücken** oder **Muskiten** eine weit grössere Plage. Sie sind fast allenthalben, sonderlich in niedrigen sumpfigten und waldigten Gegenden in grosser Menge. Nur gegen den Wind können sich diese leichten Thiere nicht halten; daher die hohen und dem Winde ausgesetzten Plätze damit verschont sind. Am meisten wird man bey stillem regnerischen Wetter, und in der Nacht von ihnen geplagt; und ihre Stiche verursachen einen brennenden Schmerz und Geschwulst. Es gibt unter ihnen eine grössere Art mit bräunlich gesprenkelten Füssen, die nicht erst, wie die kleinen, ein Getöne machen, ehe sie stechen, sondern gleich zufallen. Die **Sandfliegen** oder **Mapieren** sind so klein, daß man sie nicht eher wahrnimmt, als bis man ihren schmerzlichen Stich fühlet. Doch halten sie sich meistens am Ufer der See auf, und kommen nur selten in die Häuser.

Unter

Unter den ungeflügelten Insecten sind die Holzläuse, die man auch Todtenuhr und Wandschmiede nennt, *) ein sehr schädliches Geschlecht. Sie sind von der Grösse einer mittelmäßigen Ameise; haben aber einen viel dickern und weichen Leib von hellbräunlicher Farbe, mit einigen schwarzen Puncten auf dem Kopfe und Rücken. Ihr eigentlicher Aufenthalt ist in Wäldern, wo sie, um vor dem Regen und der Sonne sicher zu seyn, reguläre gewölbte Gänge, ohngefehr einen Finger breit, am Stamme eines Baumes der Länge nach bauen, an deren Ende sie ihre Wohnung in einer eyförmigen Rundung um den Stamm herum anlegen. Es hat dieselbe eine beträchtliche Grösse, ist oben breiter als unten, und besteht aus einer Menge kleiner irregulärer Zellen, die durch freye Gänge von einander abgesondert sind. Diese Nester sind so dauerhaft gebaut, daß sie Sturm und Regen aushalten. Der Stoff, daraus sie bestehen, ist sehr harzig. Ich ließ ein Stück davon, das alt und ausgetrocknet war, so daß man es leicht zerbrechen konte, zwey Tage im Wasser liegen, ohne daß es dadurch im geringsten erweicht wurde; nur nahm das Wasser eine braune Farbe davon an. In den Häusern legen sie ihre bedeckten Gänge und Nester an den Wänden und Fensterladen an. Jene gehen bis unter das Dach. Sie thun grossen Schaden, nicht nur an hölzernem Hausrath, Kleidern, Leinwand, Papieren u. d. g. sondern durchfressen auch das Holzwerk an den Gebäuden, sonderlich das eichene; dergestalt, daß ein Gebäude, wo sie frey wirthschaften können, in kurzem aller seiner Stärke beraubt, und

*) Termes fatalis.

und dem Einsturz nahe ist. Bier- und Rumfässer werden von ihnen durchbohrt, und die Korkstöpsel in den Flaschen nicht verschont. Es ist nicht nur ihre Geschicklichkeit bey dem Bau ihrer Gänge und Nester, sondern auch ihr unermüdeter Fleiß und Fertigkeit zu bewundern. Ein spannenlanges Stück ihres Ganges, das ich zerstörte, war in Zeit von zwey Stunden völlig wieder hergestellt. Sie werden mit kochendem Wasser getödtet; und mit Carpatöl soll man sie abhalten können, wenn man den Ort, wo sie ihren Gang nehmen wollen, damit bestreicht. Man kan sich auch der Ameisen zu ihrer Vertilgung bedienen. Es hatte jemand den Einfall, Zucker oder Malaß in ihre Gänge zu streuen; wodurch die Ameisen dahin gelockt wurden, welche den Zucker und die Holzläuse verzehrten.

Eigentliche **Läuse** sind auf diesen Inseln nicht sehr gemein. Es ist die Anmerkung gemacht worden, daß diejenigen, welche die Neger an sich haben, etwas von ihrer schwarzen Farbe annehmen. Auch die Flöhe sind hier was seltenes; vermuthlich weil wenig wollen Zeug und Betten gebraucht werden. Hingegen sind die kleinen **Tschicken** desto häufiger. Dieses Insect, welches in das Geschlecht der Flöhe gehört, und von dem Herrn von Linne der **durchdringende Floh** genennt wird, ist kaum mit blossen Augen zu sehen. Es hat die Grösse eines Sandkorns, oder einer Käsemilbe. Die ich durch ein Vergrösserungsglas betrachtete, hatten einen schwarzbraunen zugespitzten Kopf mit einem Saugerüssel von gleicher Farbe, der so lang war, als der länglichrunde braune Leib. Unter ihren sechs Beinen war ein Paar, wie bey andern Flöhen,

aufs

aufs Hüpfen eingerichtet. Sie halten sich meistens in der Asche, dem Staube der Fußböden und dem Malaß oder ausgepreßten Zuckerrohre, auch im Seesande auf, der lange im Hause lieget. Sie lassen sich nicht, wie die gewöhnlichen Flöhe, damit begnügen, daß sie mit ihrem Saugestachel das Blut aus der Haut ziehen; sondern wenn sie sich einmal auf die Haut gesetzt haben, so lassen sie nicht nach, bis sie sich durch dieselbe durchgearbeitet haben. Gewöhnlich schleichen sie sich in die Füsse, und zwar meistentheils unter den Nägeln ein. Neuangekommene und mit der Schädlichkeit dieses Insects unbekante können acht Tage und länger einen solchen Gast unter der Haut haben, ehe sie es gewahr werden; da ältere und mit der Sache bekante Westindier, entweder weil sie eine empfindlichere Haut haben, oder weil sie aufmerksamer sind, es gleich merken, wenn die Tschicke noch versucht in die Haut hinein zu kriechen. Hat sie dieses bewerkstelliget, so entsteht nach einiger Zeit an der Stelle, wo sie sich eingenistet hat, ein gelindes Jucken; nach und nach kömt Geschwulst und Entzündung, die sich bisweilen weit ausbreitet, dazu, und das Jucken wird so heftig und unerträglich, daß man nicht genug kratzen, nicht schlafen, und wenn es in einer Zähe oder der Fußsole ist, nicht mehr gehen kan. Die Tschicke legt dann ihre Brut in einen runden Sack, den sie selbst schaft, und der aus einem weissen Häutchen besteht. Nach der Menge ihrer Eyer, deren oft über hundert sind, erhält dieser Sack bisweilen die Grösse einer Erbse. Wenn nun nicht schleunige Hülfe geschaft wird, so entstehen bösartige Geschwüre und Wunden; so daß oft einige Zähen, ja das ganze

Bein

Bein abgenommen werden muß. Zuweilen ist dabey das Fleisch völlig von den Füssen abgefault. Man kan aber diesen üblen Folgen zuvorkommen, wenn man die Tschicken entweder gleich, ehe sie den Eyersack fertig haben, oder mit demselben, vermittelst einer Nadel oder eines scharfen spitzigen Messers herausgraben läßt. Diese Operation verstehen die Neger vortreflich, wobey ihnen ihr scharfes Gesicht sehr zu statten kömt. Es ist nicht anders, als ob sie durch die Haut die Stelle sehen könten, wo die Tschicke sitzt. Dieses Mittel ist zwar schmerzlich, sonderlich unter den Nägeln, aber nothwendig. Man muß dabey grosse Behutsamkeit anwenden, daß der Sack nicht zerrissen werde, und keine Eyer zurückbleiben. Die durch das Ausgraben gemachte Wunde wird mit Tabaksasche oder Ohrenschmalz geheilt; das Jucken aber hält auch nach der Cur noch einige Zeit an.

Spinnen sind auf diesen Inseln in Menge, und darunter ungemein grosse, welche sich theils in den Häusern aufhalten, theils in der Erde ihre Wohnung haben. Einige, die überall mit Haaren bewachsen sind, geben einer Faust an Gröffe wenig nach. Andere glatte haben auf der Brust einen dunkelbraunen Spiegel mit einem weissen Rande eingefaßt, in dessen Mitte ein weisses Dreyeck ist. Uebrigens sind sie hellgrau und mit einem dunkelbraunen Flecken am Leibe und an den Füssen gezeichnet. Einige haben einen langen gelbfleckigten Hinterleib, und ihre ungemein lange Beine sind in der Mitte mit Haaren besetzt. *) Die **Sackspinnen** haben diesen Namen daher, weil sie ihre Eyer beständig unter der Brust in einem Sack mit

*) Aranea clavipes.

mit sich herumtragen, der nach der Form und Grösse einem platten Rockknopf ähnlich ist. Es besteht dieser Beutel aus einem weissen glatten Häutchen, das mit einem sehr zarten weissen Gespinste, wie mit Seide ausgefüllt ist. Diese Sackspinnen sind aschgrau, groß, haarigt, und wie die übrigen Hausspinnen, unschädlich. Sie gehen ihrer Nahrung überall nach, auch in die Wohnzimmer, wo sie die Kackerlacke aufsuchen, die sie mit ihren Zangen sehr vest halten können. Selbst die Scorpionen sind ihnen nicht zu stark, und viele derselben werden durch die Spinnen aufgerieben. Ich habe mit meinen Augen gesehen, wie eine eben nicht sehr grosse langbeinigte Spinne einen Scorpion fing und verzehrte. Weder die Sackspinnen noch andere grosse Spinnen machen ein Gewebe. Ohne sich dieses Mittels zu bedienen, gehen sie auf schwächere Insecten und verwenden sie zu ihrer Nahrung. Auch die Spinne leget zu gewissen Zeiten ihre alte Haut ab, und zwar auf folgende Weise: wenn sie ihre Füsse und den Hinterleib mit starken Fäden auf einer bequemen Fläche angebunden hat; so arbeitet sie dergestalt, daß die Haut oben zwischen dem Vorder- und Hinterleib zerplatzt. Hat sie sich auf diese Weise Luft gemacht, so zieht sie den Kopf, die Beine und den ganzen Leib aus der alten bevestigten Haut. Diese behält völlig die Form und Stellung einer Spinne, und man kan alle äussere Theile derselben deutlich daran gewahr werden.

Zu den kleinen unschädlichen Hausspinnen gehören die aschgrauen gestreiften Fliegenfänger mit kurzen Beinen. Auf dem Felde gibt es einige Arten, die eine Aehnlichkeit mit den Krabben

haben. *) Sie sind oben schwarz mit goldgelben Flecken, die Füsse roth, und hinten am Leibe mit zwey, an jeder Seite aber mit einem Stachel oder Dorn versehen. Andre haben sechs solche spitzige Werkzeuge. Die grossen Erdspinnen oder Taranteln, wie man sie nennt, haben ihre Wohnung in tiefen runden Löchern in der Erde, welche sie meistens nur in der Nacht verlassen. Sie setzen sich gegen einen Menschen, der nach ihnen greift, zur Wehre, und ihr Biß ist gefährlich. An denen, die ich von dieser Art beobachtet habe, war der Hinterleib von der Grösse einer Haselnuß; der Vorderleib aber war weit grösser. Sie hatten zwey grosse spitzige Freßzangen, zehn lange Beine, welche, wie der ganze Leib, mit kurzen Haaren besetzt und braunroth waren; nur die Gelenke hatten eine weißliche Einfassung.

Die Scorpionen in Westindien sind gegen die auf dem vesten Lande nur klein, und mit dem Schwanze etwa einen halben Finger lang. Sie stechen nur, wenn man sie beleidiget; aber ihr Stich hat hier die schlimmen Folgen nicht, wie an andern Orten. Mit einem brennenden Schmerze von etwa einer Viertelstunde ists oft schon vorbey. Mehrere Fälle haben mich davon versichert. Der Stich einer Wespe, oder der Biß eines Tausendbeins, ist viel gefährlicher. Rum oder Oel, darein Scorpionen und Tausendbeine gethan worden, dient selbst gegen den Biß oder Stich giftiger Thiere. Die Scorpionen halten sich in Holz, Steinen, Mauren, Häusern, überall auf. Das unangenehmste ist, daß sie, wie die Tausendbeine, gern in die Kleider, und zwar am liebsten in die

*) Aranea Tetracantha & cancriformis.

Ermel und Taschen kommen, wo man sie leicht ohne Vorsatz beleidigt, und unverdienter Weise gestochen wird. Die Vorsicht, seine Kleider jedesmal erst auszuschütteln und durchzusuchen, ehe man sie anzieht, ist also nicht überflüßig. Viele schonen die Scorpionen darum, weil sie von den weit schädlichern Kackerlacken leben, und gönnen ihnen gern einen Platz in ihren Kleider- und Wäschschränken. Die Scorpionmütter tragen ihre Jungen, deren sie gegen dreyßig lebendig zur Welt bringen, solange sie noch klein sind, auf dem Rücken herum.

Krebse sind dort in grosser Menge. Diejenigen, welche einen rundlichen Körper mit einem kurzen am Leibe anliegenden Schwanz haben, heissen Krabben. Von denen, die einen langen Leib und Schwanz haben, gibt es ungeheuer grosse in der See. Oft habe ich die mancherley zierlichen Bildungen ihrer Schilde, ihre verschiedenen Zeichnungen und Farben und ganzen Bau mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet. Einige solche Schilde sind eckigt, andre nicht. Einige sind glatt und bunt, andere voll zierlicher Buckeln, noch andere mit langen zugespitzten Höckern, nicht nur am Schilde, sondern auch an den Füssen und Armen besetzt. Unter den Krabben oder kurzgeschwänzten ist eine Art, die der Herr von Linne Langhand nennt; weil ihre Arme und Scheeren viel länger sind, als der Leib. Auf einem Felsen an der See fand ich einen kleinen sehr bunten Krebs, mit einem glatten, grün und roth gestreiften Schilde; dessen Scheeren und Füsse mit roth, weiß, gelb und grün unter einander spielten, und der überhaupt ein vortrefliches Ansehen hatte. Er wurde da Steinkrabbe genennt.

Die

Die sogenanten **schwarzen Landkrabben**, deren Farbe dunkelviolet oder gelb ist, halten sich weit von der See in Büschen und auf andern trockenen Plätzen in Löchern der Erde auf; ziehen aber jährlich im Monat May nach dem Seeufer, wo sie ihre Brut in den Seesand legen. Alsdann ists an manchen Plätzen, sonderlich am Strande, so voll von diesen Zugkrebsen, daß sie einem im Gehen hinderlich sind. Nachdem aber so viele Wälder niedergeschlagen und zu Feldern gemacht, und so viele tausende dieser Landkrabben gefangen worden; so hat ihre Anzahl sehr abgenommen. In der ersten Zeit, da St. Croix noch wenig bewohnt war, hat es davon allenthalben gewimmelt. Ihren Zug nach der See richten sie, wie die **Lemming**, oder die norwegischen Mäuse, nach einer geraden Linie über Stock und Stein, über Klippen und niedrige Häuser; und nichts bringt sie von ihrem geraden Wege ab. Lieber klettern sie mit Lebensgefahr über die Hindernisse weg, als daß sie einen Umweg machen solten. Wenn sie ihre Brut dem warmen Sande anvertrauet haben, kehren sie, um deren Schicksal unbekümmert, wieder nach Hause. Nach einiger Zeit kommen die ausgebrüteten Jungen von dem Seeufer ins Land, und nehmen, wie die Alten, ihre Wohnung in Höhlen der Erde. Jährlich ziehen sie einmal ihre alte Schale aus, unter welcher die neue schon da ist, die nach und nach die Vestigkeit der alten erlangt. Sie sind eine wohlschmeckende Speise der Blanken und Neger, und haben einen höhern Werth, als die **Seekrabben**. Diese werden von den Sclaven Abends bey dem Lichte einer **Fackel von Flambee**, oder dem dortigen Kienholz, in der See mit der Hand gefangen.

Die **Mangelkrabben** halten sich zwar auf dem trocknen Lande, aber doch nicht weit von der See, unter den Mangelbäumen, an niedrigen Plätzen, auf. Der Eingang ihrer unterirdischen Wohnung ist nach einer krummen Linie angelegt. Vor derselben siehet man sie oft mit in die Höhe gereckten Scheeren, wie Schildwachen, stehen und schnell hineinfahren, sobald man ihnen nahe kommt. Sie sind in den Farben verschieden, weißlich, gelblich und roth. Auch diese sind eine gewöhnliche Speise, sonderlich der Neger. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß manche etwas giftiges haben, wovon der Leib aufschwillt; welches aber wahrscheinlich keine andre Ursache hat, als daß solche Krabben von den Früchten des giftigen **Maschenillbaumes**, der jederzeit an der See stehet, gefressen haben. Wenn es seine Richtigkeit hat, daß die ungesunden, wie man sagt, inwendig schwarz sind, wenn sie zugerichtet werden; so könte man sich leicht dafür hüten. Weil aber die Maschenillbäume auf diesen Inseln so häufig nicht sind; so hört man da nur selten von schädlichen Wirkungen der Krabben.

Eine sonderbare Art von Seekrabben ist die **Seespinne**, die mit dem **langbeinigten kurzgeschwänzten Krebse** des Herrn von Linne viel ähnliches hat. Ihr Leib ist ohngefehr einen Zoll lang; der Kopf endigt sich in einen zugespitzten Schnabel, der von den Augen an anderthalbmal so lang als der Leib, und mit kurzen Stacheln besetzt ist. Die dünnen Scheeren und Beine sind mehr als noch einmal so lang, als der Leib und Schnabel zusammen genommen, und, wie der Schnabel, mit einigen Stacheln, die Füsse aber mit einer zarten Klaue, versehen. Wenn

er

er mit seinen langen dünnen Beinen daher geht, macht er eine gar sonderbare Figur. Es läßt nicht anders, als sähe man bloß einen Kopf mit einem langen Schnabel auf hohen Stelzen einhertreten.

Der Soldat, ein Krebs, den der Herr von Linne Diogenes nennt, ist, wenn er seine völlige Grösse erreicht hat, etwa einen Finger lang. Er hat acht Füsse, davon nur die vordern vier groß und mit Klauen versehen sind. Die linke Scheere ist viel grösser als die rechte, und von dunkelvioletter Farbe. Sein Vorderleib ist, wie bey andern Krebsen, mit einer harten Schale bedeckt, welche aber dem Hinterleibe fehlt. Er sucht ihn daher in der leeren Schale einer Pyramiden- oder Schraubenschnecke zu bergen, und weiß die Oefnung derselben mit seiner grossen Scheere zu verschliessen. Dieses fremde Haus trägt er, wie die Schnecke, überall mit sich herum. Wird ihm eine Schale zu klein, so verwechselt er sie mit einer grössern; und diese oftmalige Veränderung des Quartiers mag wol die Ursache seyn, warum er Soldat heißt. Wie die Krabben ziehen diese Krebse zu gewissen Zeiten nach der See, wo sie ihre Brut in den Sand legen. Man sieht sie alsdann in so grosser Menge beysammen, daß man ohne viele Mühe ganze Tonnen damit füllen könte. Die Jungen sind kaum aus dem Ey gekrochen, so suchen sie schon Schalen, um ihren Hinterleib damit zu decken. Sie werden, sonderlich von den Negern, als etwas delicates gegessen. Das Fett ihres Hinterleibes wird als ein erweichendes Mittel, auch wol zur Heilung der Schwindsucht, gebraucht. So sind auch alle Arten von Krebsen, die in den Goots sich aufhalten, gesund und schmackhaft.

Der grosse Seekrebs hat über seinen auf einem Stiel hervorstehenden Augen zwey vorwerts gebogene krumme Hörner mit weissen Flecken; zehn Beine, die unten mit einer Bürste und starken Klauen versehen sind; zwey starke gezähnte Fühlspitzen; dazwischen zwey borstenähnliche kleinere halbgespaltene Fühlhörner; hinter den Augen ein paar grosse Stacheln, und noch viele kleinere, so daß er nicht gut anzugreifen ist. Ich maß einen mittelmäßigen, und fand ihn vom Ende des Schwanzes bis an den Anfang der Fühlhörner achtzehn Zoll lang; eine Fühlspitze war zwey Fuß, ein Fühlhorn sechzehn Zoll lang; und eben so lang war der längste Fuß. Ihr Fleisch ist eben so eßbar als anderer Krebse, nur etwas härter. Achtzehn Personen können sich an einem der grössern ziemlich satt essen. Die äussere Schale, welche bey den Krebsen, so wie bey andern Insecten, die Stelle der Knochen vertritt, ist bey dieser grossen Art auch so hart wie Knochen; daher die Beine mit einem Hammer entzwey geschlagen werden müssen, um das Fleisch herauszubringen. Da sie ziemlich nahe ans Land kommen, so gehen ihnen die Neger bey Nacht mit Flambeefakkeln nach. Denn sobald sie das Licht gewahr werden, stehen sie still; da sie dann mit einer hölzernen Gabel geklemmt und herausgezogen werden.

Ich habe noch einen kleinen Krebs beobachtet, der von den gewöhnlichen Krebsen sehr verschieden ist. Er hat an den Scheeren gewisse Theile, die wie Sicheln neben einander liegen; die er, wie in eine Scheide, hineinziehen und wiederherauslassen kan. *)

Unter

*) Cancer Mantis.

Unter andern vielfüßigen Insecten sind da die **Asseln** oder **Kellerwürmer.** Sie werden gestampft in Wein gethan, und mit bittern Wurzeln wider die **Bennekoorts**, oder schleichende abmattende Fieber gebraucht.

Die **Tausendbeine**, oder **flachen Vielfüsse**, sind auf diesen Inseln sehr zahlreich. Sie haben so viele Paar Beine, als ihr Leib Abschnitte hat, und deren sind oft über sechzig. Der Leib ist platt, eine bis zwey Spannen lang und einen Zoll breit. Der Kopf, der die Grösse eines Abschnittes hat, ist mit Fühlhörnern, ohngefehr so lang als fünf Abschnitte, und mit einer grossen spitzigen Zunge versehen. Ihre Farbe ist oben dunkelgelb und bräunlich, unten hellgelb und weißlich. Sie laufen schnell, jagen Kackerlacke, kommen in die Häuser, selbst in Kleider und Betten; beissen aber nur, wenn sie gedrückt werden. Ihr Biß verursacht eine langwierige schmerzliche Entzündung mit Geschwulst. Die Hühner verzehren sie ohne Schaden.

Die schwarzen **Ruckelo** oder **cylindrischen Vielfüsse** verdienen mit mehrerem Rechte, als die vorigen, den Namen der **Tausendbeine.** Denn Sie haben auf jedem Abschnitte ihres Leibes, nur wenige ausgenommen, zwey Paar Beine; so daß ein solcher Wurm, der etwa eines Fingers lang ist, hundert und mehr Beine hat. Die Abschnitte bestehen aus Ringen, welche so hart wie Horn, und in einander geschoben sind. Die kleinen Beine sind dicht an einander, und bewegen sich reihenweise. Ihrer Menge ungeachtet bewegt sich das Insect doch langsamer, als eine Schnecke. Sie kriechen allenthalben herum,

sonderlich auf den Bäumen, und sind, so viel man weiß, unschädlich. Daß sie einen den Augen nachtheiligen Saft von sich sprützen sollen, kömt mir nicht wahrscheinlich vor; weil ich sehr viele betrachtet und angerührt habe, ohne etwas dergleichen zu erfahren. Auf St. Croix sollen sie nicht fortkommen können; ich habe auch keine allda angetroffen, da sie auf St. Thomas in Menge sind.

Achter Abschnitt.

Würmer und Schalenthiere.

Wenn von diesen unvollkommen scheinenden Thieren, die grösstentheils weder Kopf noch Füsse im eigentlichen Verstande haben, und denen es fast durchgängig an Augen, Nasen und Ohren fehlt, auf diesen Inseln selbst nur wenige Arten vorhanden sind; so liefert die See umher eine desto grössere Verschiedenheit derselben. Der sogenante **Nerven-** oder **Fleisch-** oder **Guineawurm** *) ist zwar da nicht einheimisch; aber bisweilen bringt ihn ein Neger in seiner Haut, aus Guinea mit. Es ist dieser gefährliche Wurm so dünn wie ein seidener Faden; oft aber auch viel dicker, und einige Spannen lang. Ganz klein und noch kaum sichtbar, arbeitet er sich durch die Haut der Neger in den Fuß; und weil es ihm da an Nahrung nicht fehlt, wächst er zu einer ausserordentlichen Länge, kriecht unter der Haut herum, und verursacht bisweilen heftige Schmerzen. Endlich sucht er wieder einen Ausgang und durchbohrt die Haut. Sobald er sich sehen läßt, wird er ergriffen, nach und nach vorsichtig herausgezogen, und damit er nicht wieder zurückgehe, über einen Federkiel gewickelt. Es dauert oft über einen Monat, ehe er völlig herauskommt. Gewalt darf man bey dieser Operation nicht

*) Gordius medinenſis.

anwenden; denn wenn der Wurm zerrissen wird, daß ein Theil desselben im Körper stecken bleibt, so wird das Uebel ärger, als es vorher war.

Aus der Classe derjenigen Würmer, die zwar ganz nackend, oder mit keiner harten Schale bedeckt sind, aber einige sichtbare Werkzeuge der Bewegung haben, und zum Theil durchsichtig sind, zum Theil mit den schönsten Farben spielen, habe ich die Gattung da beobachtet, welche der Herr von Linne Clio nennt. Es war dieses Geschöpfchen, das in einem durchsichtigen Futteral saß, welches einer dreykantigen Pyramide ähnlich war, mit zwey durchsichtigen Häutchen, wie mit Flügeln, versehen, durch deren Hülfe es sich sehr schnell im Wasser bewegen konte. Auch die Art von **Dintenfischen** ist da nicht selten, welche einen purpurrothen Saft von sich läßt, um dem Wasser dadurch seine Durchsichtigkeit zu benehmen, und sich den Augen seiner Verfolger dabey zu entziehen. Diese geben, wie mehrere Einwohner der See, im finstern einen sehr hellen Schein von sich. **Seenesseln** oder **Meduſen** habe ich von der Grösse eines Tellers gesehen, die weich und durchsichtig, und so lang sie im Wasser waren, mit blau, grün und röthlich spielen. Es ist die Bildung dieses Geschöpfs sehr sonderbar. Man stelle sich einen rundlichen platt gedrückten Körper mit einer Oefnung in der Mitte vor, aus welchem in gleichen Entfernungen fünf oder mehrere starke Aeste am Rande heraus gehen, die sich in viele kleinere zertheilen, welche endlich ganz fein und spitzig werden, und aus lauter aneinander geschobenen Ringen bestehen; so wird dieses dem Bilde einer Meduſe sehr ähnlich seyn, wenn sie ihre vielen Arme

oder Beine ausstreckt. Die Oefnung in der Mitte des runden Körpers kan wol nichts anders als der Mund des Thieres seyn. Die vielen Aeste aber sehe ich für die Werkzeuge an, deren es sich bedient, seinen Raub zu haschen und zum Munde zu bringen. Diese können sie mit vieler Leichtigkeit bewegen, und damit kleine Fische oder andre Thierchen in ihre Gewalt bringen. Den Namen der **Meernesseln** haben sie, weil ihre Berührung im Wasser eben die Wirkung hervorbringt, welche von der Berührung der Brennessel entsteht. Es ist noch dieses davon anzumerken, daß die Theile, in welche ein solches Thier zerschnitten wird, in kurzer Zeit zu eben so vielen Thieren von gleicher Art erwachsen. Die sogenanten **Seekatzen**, welche zu eben diesem Geschlechte der **Meernesseln** gehören, sehen einem Lappen oder einem Stück Wäsche, das im Wasser schwimmt, nicht unähnlich. Es ist daher eben so leicht nicht, dieses Ding für ein lebendiges organisirtes Thier zu halten. Man wird aber durch seine willkührlichen Bewegungen davon überzeugt. Diese Seekatzen brauchen ihren lappichten platten Körper sehr vortheilhaft. Sie schlagen ihn um Fische und Krabben herum, so daß sie völlig eingewickelt sind, und ihnen unmöglich entgehen können; worauf sie dieselben mit aller Bequemlichkeit verzehren. Es haben mich Neger versichert, es wären unter diesen **Seekatzen** einige von solcher Grösse, daß sie einen Mann umschliessen, und ihm den Othem benehmen können. Sie haben ein sehr weiches Fleisch, fast wie Gallerte, und werden von den Fischern zerschnitten, und als Lockspeise der Fische an den Angel gesteckt.

Seesterne sind da von verschiedenen Arten. Ihren Namen haben sie von der Gestalt ihrer Schale, die mit der Zeichnung eines Sterns übereinkommt, gemeiniglich fünf Strahlen hat, und durchaus mit schönen Buckeln, wie mit gedrechselten Knöpfen besetzt ist. Auf der untern Seite sind diese Strahlen der Länge nach etwas offen; und wo diese langen Oefnungen zusammen laufen, ist der Mund des Thieres, das sich von Muscheln nährt. Es hat eine ausserordentlich grosse Menge Saugröhren an den Theilen seines Leibes, die in den Strahlen ausgedehnt sind, womit es sich an einen vesten Körper ansetzt, die es auch statt der Beine braucht; sich aber nicht schneller damit beweget, als die Schnecke mit ihrem einigen breiten Fusse. Doch können sich einige Arten Seesterne ohne diese vielen Werkzeuge, blos dadurch fortbewegen, daß sie ihre Strahlen oder Arme etwas biegen. Wenn sie einen Theil ihres Körpers verlieren, so wird er bald durchs Nachwachsen ersetzt. Werden sie zerschnitten, so sterben sie davon nicht; vielmehr wachsen aus den Stücken nach und nach vollständige Seesterne. Am leichtesten werden sie in kochendem Wasser getödtet; dabey die Schale ihre gute Form behält, die sonst von dem langsam sterbenden Thiere krumm und schief gezogen wird. Die sonderbarsten Seesterne sind die sogenanten **Medusenköpfe**, welche sich auch in dasigen Meeren aufhalten. Sie haben ebenfalls fünf Strahlen; jeder aber theilt sich in zwey Aeste, aus welchen viele dünnere Zweige entstehen, an denen wieder kleinere, wie Haare oder Franzen, hangen.

Die Seeigel halten sich in der Nähe der Seeufer auf. Ihre sehr zerbrechliche Schale ist einer platt gedruckten

druckten Kugel gleich, entweder ganz oder länglich rund, und allenthalben, wie die Landigel, mit kurzen oder langen beweglichen Stacheln besetzt, die nebst gewissen Saugröhren bey ihnen die Stelle der Füsse vertreten; so daß sie auf dem Rücken so gut als auf dem Bauche sich fortbewegen können. Diese Stacheln sind bey einer sehr gemeinen Art schwärzlich, und von der Länge eines Fingers; bey andern sind sie sehr kurz, und von verschiedenen Farben. Sie bedienen sich derselben auch als Waffen, zum Angrif und zur Vertheidigung. Wenn sie durch die Wellen des Meeres ans Ufer geworfen werden; so können sie zwar mit ihren vielen Stacheln sich von der Stelle verrücken: aber die Bewegung ist doch sehr langsam und gering; so daß die meisten auf dem Trockenen sterben, da dann ihre Schalen die Stacheln verlieren, von der Sonne ausgebleicht, und theils grünlich, theils schneeweiß werden. Man kan die Schönheit der Buckeln, auf welchen die beweglichen Stacheln gesessen haben, ihr Verhältniß und ihre vollkommene Ordnung nicht genug bewundern. Auf den grünen Schalen sind lange Reihen weisser Buckeln angebracht, womit die Abtheilungen, wie mit Perlenschnüren eingefaßt sind. Diese Schönheiten kommen erst nach dem Tode des Seeigels, und wenn die äussere Decke der Schale durch die Verwesung zerstört worden, zum Vorschein. Solange derselbe lebt, ist diese vortrefliche Symmetrie und künstliche Anlage unter einem schlechten Ansehen verdeckt. Es gibt eine Art dieser Thiere, die eßbar ist. Der Rogen, der sich in der Schale befindet, wird roh gegessen, das übrige aber gekocht. Die Igel dieser Art haben weisse Stacheln, von der Länge

eines

eines halben Zolls. Es kam mir eine Art Schalen in die Hände, auf welchen oben eine Zeichnung von fünf länglich runden Blättern war, die in Form eines Sterns zusammengesetzt waren.

Die westindische See hat einen grossen Reichthum von Schalenthieren. Die erstaunliche Verschiedenheit, die sich unter ihnen, sonderlich in Ansehung der Bildung und der Farben des Gehäuses findet, gibt dem aufmerksamen Liebhaber der Werke GOttes in der Natur viel Anlaß zu angenehmen Betrachtungen. Man schliesset aus der grossen Mannigfaltigkeit der Schalen dieser Thiere sehr wahrscheinlich, daß die Einwohner derselben, in Ansehung der Organisation, eben so unterschieden seyn müssen. Sie sind aber noch zu wenig bekant; und nur von einigen weiß man etwas von der Art, wie sie sich bevestigen, bewegen und nähren. Einige sind von dem Urheber der Natur dazu bestimmt, theils, wie die Pflanzen, auf einer Stelle im Grunde des Meers, oder an Felsen unbeweglich zu sitzen, und sich von der See ihre Nahrung zuführen zu lassen; theils mit einiger Bewegung sich einen ruhigen Platz zu suchen: andere sind mehrerer Bewegung fähig, und können ihrer Nahrung freyer nachgehen, durch Kriechen, Schwimmen, Rudern, Segeln. Bey jenen wären zu ihrer Lebensart jede Werkzeuge der Bewegung überflüßig; sie haben aber alles, was sie zu ihrem Bestehen und zu ihrer Sicherheit bedürfen. Sie können sich entweder durch gewisse Werkzeuge an die Felsen oder andere veste Körper ansaugen, oder es ist ihnen ein klebrichter Saft oder Kütt dazu behülflich; oder sie bohren sich in die härtesten Steine, oder spinnen sich mit vielen

starken Fäden an veste Körper an, oder sie finden ihre Nahrung und Sicherheit in Moder und Sand, darinn sie sich eingraben. Es ist leicht zu schliessen, daß sich diese Verschiedenheiten auf die einem jeden Geschlechte eigene Nahrungsart beziehen.

Allein man pflegt sich mehr mit ihren schönen Schalen, als mit der Betrachtung ihres innern Baues und Lebensart zu beschäftigen. Und auch dieses ist weder unnütz noch unangenehm. Die Schalen sind die Knochen dieser Thiere, und werden ihnen angeboren. Sie sind nicht blosse Wohnungen, darinn sie frey herum kriechen könten; sondern sie sind an dieselben angewachsen, und machen einen wesentlichen Theil von ihnen aus. Einige Schalenthiere sind mit einer, andere mit zweyen oder mehreren Schalen versehen. Die erstern heissen **Schnecken**, die zweyten **Muscheln**. Von den letztern, die **Vielschaligte** heissen, habe ich in Westindien keine gesehen; von den beiden ersten Classen aber sehr viele Arten daselbst beobachtet.

Die **Muscheln** können ihre Schalen, die, wie Schüsseln, weit und tief sind, nach Gutbefinden öfnen und zuschliessen. Zu dieser Absicht dienet theils eine Pergamenhaut, welche beide Schalen auf der einen Seite verbindet; theils eine Art von Scharnier oder Schloß, welches aus einem oder mehrern Zähnen bestehet, welche in Vertiefungen eingreifen, die vollkommen auf dieselben passen. Die Kunst, welche man an diesen Schlössern wahrnimmt, gibt der menschlichen Nachahmung vielfältigen Stof, und ist ein würdiger Gegenstand der aufmerksamsten Betrachtung. Gegen den Willen der Muschel können ihre

Scha-

Schalen nur mit vieler Gewalt und Geschicklichkeit geöfnet werden.

Ich habe aus dieser Classe verschiedene Arten von **Pfeifenmuscheln** beobachtet, deren Einwohner von eben der Beschaffenheit ist, wie der Flußmuscheln. Die Schalen empfehlen sich dem Liebhaber durch ihre Gestalt, Farben und Politur. Die schönsten von der Art werden von Portoric auf die dänischen Inseln gebracht. Die nach ihrer Form so benanten **Herzmuscheln** sind da sehr häufig. Es gibt darunter eine Art, deren Schalen inwendig blutroth sind; aussen aber rothe Flecken, und dichte Furchen der Länge nach haben, zwischen welchen eben so lange Reihen von Schuppen, die wie Hohlziegel über einander liegen, angebracht sind. Die schönen **Venusmuscheln**, die unansehnlichen **Lazarusklappen** oder **Bettlermantel**, die groben **Gienmuscheln** oder der **Pferdehuf** sind da nichts seltenes. Diese Art ist vermuthlich unter allen Schalenthieren die grösseste. Der Herr von Linne gibt Nachricht von ein Paar solchen Schalen, die fünfhundert und zwey Pfund wiegen. Die ich in Westindien gesehen habe, waren von einer sehr mäßigen Grösse. Auch die **Arche Noä**, an welcher man sich eine Aehnlichkeit mit der äussern Form dieses sonderbaren Schiffes vorstellet, ist da zu finden. Das Scharnier, welches aus zwey langen Reihen scharfer Zähne besteht, die aufs vollkommenste in einander eingreifen, ist sehr betrachtenswürdig.

Die dortigen **Austern** sind den europäischen ähnlich, nur für gewöhnlich kleiner als diese. Die Liebhaber des Wunderbaren sagen, daß die Austern in

West-

Westindien an den Bäumen wachsen. So viel ist wahr, daß an den Mangelbäumen eine Menge Austern sitzen. Weil aber diese Bäume, welche ganz sonderbare Wurzeln haben, an der See stehen, und die Austern überall hängen bleiben, wo sie die See hintreibt, an Felsen sowol als am Holz; so fällt das Wunderbare bey der Sache weg. Es haben diese Austern den Namen der **Mangelaustern.** Die Schale derselben, gebrant, zu Pulver gestossen, und mit Baumöl vermengt, wird gebraucht, Wunden offen zu erhalten.

Von dem Geschlechte der **Miesmuscheln**, unter welches der Herr von Linne den **Steinfresser** rechnet, der sich durch die härtesten Steine durcharbeitet, darinn wohnet, und sich vermuthlich auch davon nähret, sind mir einige Arten zu Gesicht gekommen. Die **Perlenmuschel**, deren Schale das **Perlenmutter** ist, wird auf der Bank bey der **Prinzeß** in St. Croix, doch nicht häufig, gefunden. Von der **Pinne** oder **Schinkenmuschel**, die von ihrer Aehnlichkeit mit einem Schinken diesen Namen hat, und mit hohlziegelförmigen Reihen von Schuppen und Furchen auf der braunen hornartigen Schale versehen ist, erzehlt ein glaubwürdiger Naturforscher, daß ein kleiner Krebs bey ihr in der Schale wohne; und weil dieselbe seinem halbnackten Körper wohl zu statten kommt, aus Dankbarkeit den Hausherrn augenblicklich durch seine unruhige Bewegung benachrichtigt, wenn sich sein Feind, der Dintenfisch, in der Nähe sehen läßt. Worauf die Pinne ihre Schale sogleich schließt, weil sie sonst verloren ist, wenn der Dintenfisch Mittel findet, sich einzuschleichen.

Die Schalen der Schnecken oder der Schalenthiere, deren Gehäuse aus einem Stücke besteht, haben alle eine mehr oder weniger deutliche schneckenförmige Windung. Die Einwohner dieser meistens sehr prächtigen Gehäuse sind den Schnecken ähnlich, und mit einem Kopfe, Hörnern, Augen, Maul, Hintern und Fusse versehen, da den Muscheln verschiedene dieser Gliedmassen fehlen; dagegen sie aber eine Art von Zunge haben, die sie statt eines Armes, Fusses, Hakens, einer Schaufel, Spindel, und fast zu allen ihren Bedürfnissen brauchen.

Aus der Classe dieser bunten Geschöpfe wird die grosse Schafskuttel, wiewol selten, da gefunden. Man kan kaum was schöners, regelmäßigers und künstlicheres sehen, als der innere Bau der mit vielen silbernen Kammern versehenen Schale dieser Schnecke ist. Sie werden deßwegen in den Samlungen der Liebhaber der Länge nach durchschnitten vorgezeigt. Man erzehlet, der Polype, der in dieser Schale wohnet, bediene sich derselben als eines Schiffes; er verstehe die Kunst, das Wasser auszupumpen, und seine Schale so zu richten, daß ihre Oefnung über der Oberfläche des Meeres stehe. Alsdann richte er zwey von seinen vielen Armen in die Höhe, breite zwischen denselben ein dünnes Häutchen, statt eines Segels, aus; die übrigen Arme aber brauche er als Ruder. So segele er auf der See herum; sinke aber augenblicklich mit seinem Fahrzeuge, durch eine willkührliche Wendung desselben, in den Abgrund, sobald er Gefahr von Räubern merke. Man thut ihm die Ehre an, daß man ihn für den Lehrmeister der Menschen in der so nützlichen Kunst der Schiffahrt ausgiebt. Ich

bin

bin nie so glücklich gewesen, dieser sonderbaren Schiffahrt zuzusehen.

Unter den **Regelschnecken**, die dort sehr gemein sind, gibt es eine Art weisse mit dunkelbraunen Puncten und Characteren, wie Buchstaben. Den **Oberadmiral** und **Admiral von Oranien**, die für die prächtigsten gehalten werden, und auf welche die Liebhaberey einen grossen Werth gelegt hat, habe ich nicht gesehen.

Unter den **Porcelanschnecken** gibt es da ganz vorzüglich schöne und glänzende, die aber, weil sie nicht selten sind, nur einen geringen Werth haben, den **Argus** ausgenommen. Diese braune schön glasirte Schale wird um der weissen Augen willen, mit welchen sie gleichsam besäet ist, vorzüglich aber ihrer Seltenheit wegen, sehr hoch geschätzt. Die grössesten dieser Arten, die ich gesehen, waren über einen guten Finger lang. Die kleinen **Porcelanmuscheln**, die bey den **maldivischen** Inseln gesamlet, und von den Schwarzen in Guinea als kleine Münze gebraucht werden, bekommt man in Westindien auch manchmal zu sehen. Unter den **Meernüssen** haben einige in der Mitte eine Erhöhung, wie einen Reifen, andere die Form einer Feige, andere einer Rübe. **Tutenschnecken** sind sehr gemein, sowol die **rollenförmige** als die **Thürmchen**. Jene sind mit verschiedenen glänzenden Farben artig gesprenkelt, und gleichsam beschrieben: diese macht sonderlich ihre Figur beliebt. Auch die **Bischofsmütze** ist dort zu Hause. Der Name bezieht sich auf ihre Form. Von **Seetrompeten** gibts viele Arten, grosse und kleine. Man findet welche, die eine Elle lang sind. Die raren Bedde-

kens, *) wie die Holländer sie nennen, mit grossen regulären viereckigten Flecken, die man sich als Gartenbeete, in vier oder fünf Reihen, vorstellen kan, findet man dort ebenfalls, aber selten. Straubschnekken gibt es viele. Eine grosse Art derselben heißt dort **Tutuschnecke** **). Sie wird da zum **Tutu**, das ist, statt eines Blasehorns gebraucht, womit den Schwarzen bey Tages Anbruch das Zeichen zur Arbeit gegeben, auch, wenn Feuer oder Aufruhr ist, Lärm geblasen wird. Sie wird zu diesem Gebrauche blos dadurch geschickt gemacht, daß man die Spitze des Gewindes davon wegnimmt. Diese Schnecken sind groß und sehr schwer, auswendig rauh und unansehnlich; inwendig aber mit einer glänzenden rosenfarbigen Glasur überzogen, dabey manche am Rande zugleich goldgelb sind. Von **Stachelschnecken**, die theils mit Stacheln, theils mit krausem Laubwerke versehen sind, siehet man dort viele Gattungen. Letztere werden besonders **Purpurschnecken** genant. Einige Arten dieses Geschlechts erheben sich wie ein Thurm mit vielen abnehmenden Absätzen. Eine derselben wird daher der **babylonische Thurm** genennt. **Tritonshörner** habe ich von ansehnlicher Grösse gesehen. Sie sind mit dunkelbraunen Flecken, wie mit Schuppen, bemahlt. Auch diese werden von den Hirten im Orient und Africa, statt der gewöhnlichen Ochsenhörner, zum Blasen gebraucht, und geben einen eben so durchdringenden Ton, als die Trompeten. Von **Pyramidenschnecken** habe ich da, ausser andern Arten, das sogenante grosse **Sonnenhorn**, wiewol nicht

*) Buccinum areola.

**) Strombus Gigas.

nicht frisch, gefunden. Es ist sonst in Ostindien zu Hause, und sehr selten. Die ächte **Wendeltreppe**, eine Schale aus dem Geschlechte der Schraubenschnekken, hätte ich sehr gern finden mögen; allein nichts ist seltener als dieses Product der Natur: daher die Liebhaber einen unmäßigen Preis darauf gesetzt haben. Wenn sie gleich nur einfärbig weiß ist; so verdienet doch ihr Bau für ein Wunder der Natur gehalten zu werden, davon man sich aber nur durch wirkliches Anschauen eine Vorstellung machen kan. Unter den **Sonnenhörnern** ist eine Art, die den Kalkstein eben so zerfressen, wie die Larven gewisser Insecten das Holz. Die **Purpurschnecke**, welche einen purpurrothen Saft in sich hat, davon die Finger gefärbt werden, womit sie angegriffen wird, ist auch im westindischen Meere zu Hause.

Von Schnecken, die **kein regulares Gewinde** haben, findet man da viele **Patellen** oder **Schüsselchen**, mit und ohne Oefnung an der Spitze. Da diese Geschöpfe in einer ofnen conischen Schüssel wohnen; so haben sie den Instinct, sich an die Felsen in der See anzusetzen, und dadurch jene grosse Oefnung zu verschliessen. Unbeweglich halten sie da die heftigsten Stürme der See aus. In ihrer Bildung herrscht eine grosse Mannigfaltigkeit. Die **Wurmröhren** sitzen gemeiniglich auf andern Conchylien, Holz und Stein veste, und sind in allen Meeren zu finden.

Von diesen Schalenthieren werden nicht nur die Austern, sondern auch die **Tutu** und andere gegessen. An vielen Plätzen auf diesen Inseln liegt eine solche Menge leerer Schalen beysammen, daß viele Wagen

damit beladen werden könten; aber sie sind mehrentheils zerschabt, zerstossen, und haben ihre Politur verloren, daß sie in die Samlungen der Liebhaber nicht taugen. Diejenigen, die man zu dieser Absicht brauchen will, müssen frisch, und ihre Einwohner noch lebendig seyn. Starke Stürme werfen davon zwar oft eine Menge ans Ufer; sonst aber müssen sie aus der See mit vieler Mühe gesucht werden. Die Nacht ist dazu die vortheilhafteste Zeit; denn alsdann kommen manche mit der Fluth zum Vorschein.

Ausser den Classen lebender Geschöpfe, von denen ich bisher geredt habe, nährt die westindische See noch eine ganz besondere von vielfachen Thieren. Man hat ihnen den Namen der **Pflanzenthiere** beygelegt, weil sie ihrem Ansehen, Wachsthum und Vermehrung nach, **Pflanzen** sind; dabey aber als **Thiere** empfinden, sich nähren und bewegen. Der Herr von Linne unterscheidet in dieser merkwürdigen Classe zwey Abtheilungen, davon er die eine **Steinpflanzen**, und die andre **Thierpflanzen** nennt. Unter jener versteht er diejenigen vielfachen Thiere, welche aus einer corallischen oder steinartigen Materie, die aus ihnen selbst herauskommt, das steinharte Gebäude errichten, das ihnen zur Wohnung dient. Diese hält er für wahre Pflanzen, die aber aus ihrem holz- oder hornartigen Stamm, durch eine bewunderswürdige Verwandelung, lebende Blumen, das ist, wahre Thiere in Gestalt der Blume, hervorbringen, die sich nähren, bewegen und empfinden. Mich deucht, man könte die erstere Abtheilung aus eben dem Grunde **Steinthiere** nennen, aus welchem man die Schnecken und Muscheln unter dem allgemeinen Namen der

Scha-

Schalenthiere versteht. Beiden Arten ist wol ihre Steindecke gleich eigen, sie gehört wesentlich zu ihrem Körper, und ist folglich animalischer Natur, und in ihrer Art lebend. Es wird uns wol eben so schwer, uns einen lebendigen Stein zu gedenken, als uns vorzustellen, daß der Saft einer Pflanze durch ihre innere Einrichtung und Kraft sich in lebendige Thiere so bildet, wie andere Pflanzen Blumen und Samen hervorbringen. Allein das benimmt der Sache nichts, und dient uns, wie unzehlige andere Naturbegebenheiten, zum Beweis, daß die Grenzen unsers Verstandes viel zu enge sind, als daß er den unendlichen Verstand und die Allmacht des Urhebers der Natur fassen könte. Diese Betrachtung hat bey jeder Art von Pflanzen und Thieren eben sowol statt, als bey diesen Thierpflanzen; nur machen letztere mehr Aufsehen, weil ihre Kentniß noch nicht so gemein ist, als jener. Diejenigen Thierpflanzen, welche mit einer stein- horn- oder schwammartigen Hülle versehen sind, heissen überhaupt **Corallen**, und sind in vier Geschlechter getheilt. Von dem Geschlechte des **Röhrencoralls** habe ich auf den dänischen Inseln die sogenanten **Orgelpfeifen** beobachtet. Die an diesem Steinthiere neben einander herlaufende Röhren, die alle aus einem Stamme entstehen, und durch Bänder, die in die Queer gehen, mit einander verbunden sind, enthalten den Grund seiner Benennung. Es ist schön roth. **Sterncorallen**, die theils wie Pflanzen mit Stamm und Zweigen, oder wie Hörner, oder wie Blumenkohl aussehen, oder in andre wunderbare Gestalten sich bilden, und sternförmige Oefnungen haben, gibt es da mehrere Arten. Sie werden hauptsächlich

zu Kalk gebraucht. Auch verschiedene **Punctcoral-**
len sind da einheimisch. Sie wachsen ebenfalls in ver-
schiedene Aeste oder Blätter, wie der **Baumlichen**;
oder sehen einem Saugeschwamm ähnlich, und ihre
Oberfläche ist voll kleiner runder Oefnungen, wie
Puncte. Weil sie meist aus dünnen Blättern bestehen,
so sind sie sehr zerbrechlich. Das **Schorfcorall** hat
in seiner äussern Bildung ebenfalls eine Aehnlichkeit
mit dem Saugeschwamme, und ist auch fast eben so
leicht, ob es gleich aus einer Steinmaterie bestehet.

Die Aehnlichkeit mit den Pflanzen ist in den mei-
sten Geschlechtern, welche der Herr von Linne **Thier-**
pflanzen nennt, noch sinnlicher als bey den **Stein-**
pflanzen, von denen ich izt geredet habe. Das ist
die Ursache, daß man, zum Beyspiel, den **Seefächer**
oder **Horncorall** ehemals für nichts anders, als eine
Seepflanze gehalten hat. Diese **Seefächer** sitzen
mit einer Art von Wurzel an den Felsen und Steinen
in der See vest, woraus sie einen Stamm mit Aesten
in die Höhe treiben, aus dessen lebendigem Mark thie-
rische Blüthen hervortreten, die sich willkührlich
öfnen, schliessen, bewegen, empfinden, und durch
eine Mündung die ihnen vom Wasser zugeführte Nah-
rung verschlingen. Diese **blühende Thiere** haben
oft eine schöne rothe Farbe, die sich aber gleich ver-
liert, sobald man sie aus ihrem Elemente heraus-
nimmt; denn sie sind wie ein weicher Schleim, der
sogleich zusammenfällt. Dergleichen Seefächer sind
da in Menge, und von verschiedenen Farben, schwarz,
weiß, roth und gelb. Auch der **Saug- oder Fenster-**
schwamm, der unter die Thierpflanzen gehört, wird
da an einigen Stellen gefunden; bisweilen auf einer

Muschel angewachsen. Oft habe ich im Wasser nach etwas gegriffen, das ich für eine Pflanze hielt, das sich aber schnell zurückzog, wenn ich ihm nahe kam; wodurch ich gewahr wurde, daß ich einen Polypen für eine Pflanze angesehen hatte. Mehr von diesen sonderbaren Geschöpfen zu erzehlen, ist meinem Zwecke nicht gemäß. Ich will nur noch sagen, daß einem aufmerksamen und verständigen Liebhaber und Forscher der Werke GOttes in der Natur, die westindische See täglich neuen Stof zu den angenehmsten und nützlichsten Betrachtungen gibt, und ihn durch die deutlichsten Merkmale der Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers aller Dinge, nicht nur zu dessen Bewunderung, sondern auch zu seinem Lobe, zur Liebe und Vertrauen zu Ihm reizet.

Neunter Abschnitt.

Nießbare Pflanzen.

So wie jedes Clima seine besondere Pflanzen ernähret: so haben auch die westindischen Inseln sehr viele, die von den europäischen gar sehr verschieden sind, und die in unserm kältern Clima in freyer Luft gar nicht fortkommen könten. Jedoch findet man daselbst auch manche von denen, die in kälteren Gegenden wachsen. Es sind diese Inseln reichlich mit Gewächsen gesegnet, deren Blätter, Früchte, oder Wurzeln zur Nahrung, zur Arzney oder zu andern Bedürfnissen des menschlichen Lebens brauchbar sind. Auch bringet die Natur dasjenige freygebig hervor, was den feinsten Geschmack und Geruch vergnügen, und jede Art der Erquickung verschaffen kan, deren man daselbst mehr als in unserm gemäßigten Clima benöthiget ist.

Von den merkwürdigsten dieser westindischen Gewächse, will ich izt meinen Lesern einige Nachrichten mittheilen, die ich allda gesamlet habe; und mich dabey nach der izt unter den Kennern der Pflanzen beliebtesten Ordnung des Ritters von Linne richten. Zuvor aber will ich etwas von denenjenigen europäischen und andern fremden Gewächsen sagen, welche der westindische Boden willig aufgenommen hat, und die izt da gleichsam naturalisirt sind; wobey nur noch

voraus

voraus zu erinnern ist, daß Getraide auf diesen Inseln gar nicht gebauet wird. **Winterkorn** schießt zwar geschwind auf; bringt aber seine Aehren nie zur Vollkommenheit. **Sommerkorn** würde vielleicht eher gedeihen; denn einige damit gemachte Versuche sind ziemlich gut ausgefallen: allein da der Boden auf diesen Inseln viel vortheilhafter zu **Zucker**, **Baumwolle**, **Caffee**, **Cacao** und dergleichen angewandt werden kan; so gibt sich niemand Mühe, den Getraidebau daselbst möglich zu machen oder zu treiben. Auch **Aepfel**- und **Birnbäume** gedeihen in dem hitzigen Erdstrich nicht; und nur einige Arten von Weintrauben kommen zu ihrer Vollkommenheit, da andre zu schnell und ungleich reifen. **Muskateller**- und **Maderaweinstöcke** wachsen da ungemein schnell, und tragen zweymal im Jahr sehr schmackhafte Trauben. Sie könten vielleicht durchs Beschneiden dahin gebracht werden, dreymal zu tragen; allein man würde sie dadurch zu Grunde richten. **Citronen** und **Pomeranzen** wachsen vortreflich und in Menge. **Limonienbäume** stehen nicht nur in Gärten, sondern auch auf Feldern. Die Früchte derselben werden häufig nach Nordamerica und Europa verführt. Man pflückt sie grün und unreif, und erst unterwegs werden sie gelb. Wenn zu Ende des Jahrs diese Bäume nur Nachwachs tragen, so preßt man daraus **Limoniensaft**, den man zum künftigen Gebrauche verwahrt. Man pfleget Sand in denselben zu streuen, wovon er sogleich in Gährung geräth, welche in einigen Stunden vollendet, und der Saft klar ist. Unter den **Pomeranzen** haben die sauren **Oranien** oder **Schürappel** eine ungemein kräftige Schale.

In

In Ermangelung der Limonien wird ihr Saft zu Puntsch gebraucht. Sineseräpfel, oder Appelsinen, sind in St. Thomas und St. Croix wenige; viele aber in St. Jan, von da sie tonnenweise nach St. Croix gebracht werden. Sie haben eine dünne leicht abzuziehende Schale; kühlen und stärken zugleich, und sind lieblich süß, saftig und wohlschmeckend. Hie und da siehet man in Gärten eine Art Pomeranzen, die **Pumpelmuß** heissen, und so groß sind, als der Kopf eines Menschen. Im Nothfall wird auch der Saft von diesen zu Puntsch gebraucht. Die wohlriechenden **Moschmelonen**, die creolisch Spanisch **Beek** oder **Speek** heissen, sind sehr schmackhaft, und brauchen nicht erst mit Zucker süß gemacht zu werden.

Von ausländischen Gartengewächsen werden **Cockstone**, oder die europäischen **Schnittbohnen** gezogen, nebst einigen andern Arten, unter denen die **Bonavist** einheimisch zu seyn scheinet. **Erbsen** kommen da gut fort; doch baut man mehr die einheimischen **Vendubohnen**. **Weisse, gelbe, und rothe Rüben** wachsen hin und wieder sehr gut: so auch **Rettiche, Pastinack, Kürbis**, einige Arten **Kohl, Zelleri, Sallat, Petersilge, Thymian, Lavendel, Mente, Melisse, Cardobenedicten, Fenchel, Salbey, Wermut, Löffelkraut** und andre Kräuter. **Spargel** und **Artischocken** gedeihen in diesem Clima und Boden recht gut, so wie eine Art Kürbisse, die **Pampun** heissen. **Porcelein** oder **Portulac** wächst wild und häufig, und wird von Negern auch als ein Heilungsmittel gebraucht. Ein sehr schlimmer Schaden an einer Hand, darinn ein Stückchen Giftholz stecken geblieben war, wurde durch ge-

stampfte

stampfte Porcelein, mit Inselt vermengt, in kurzer Zeit geheilt, und der Splitter herausgezogen. In Gärten wachsen Rosen, Lilien, Tuberosen, Balsaminen, und andere Blumen. Manche dieser ausländischen Pflanzen bringen ihren Samen nicht zur Reife, haben auch nicht die Vollkommenheit, die sie in ihrem Vaterlande erlangen.

Die vornehmste Pflanze in Westindien, welche so viele tausend Menschen dahin gezogen, durch deren Anbau so viele Familien reich worden, und deren Product die Handlung und Schiffahrt in Flor gebracht hat, ist das Zuckerrohr. Ursprünglich ist sie auf diesen Inseln nicht einheimisch; sondern, wie mehrere andere, dahin versetzt worden. Da der Gebrauch des Zuckers so allgemein ist; so wird eine kurze deutliche Nachricht von der Pflanze, daraus er bereitet, und von der Art, wie dabey verfahren wird, nicht unangenehm seyn.

Es wächst das Zuckerrohr auf den dänischen Inseln ungefehr anderthalb Mannslängen hoch, wovon zwey Drittheil das eigentliche Rohr ausmachen, ein Drittheil aber aus dem Topp oder Ende des Rohrs und den obersten Blättern bestehet; und ist ungefehr einen Zoll im Durchschnitte dick. Wie jede andre Art Rohr, oder wie die Halmen des Getraides, bestehet es aus verschiedenen Gliedern, bey deren Gelenken die Augen oder Knospen hervorkommen, welche ganz eigentlich eben so viele neue Pflanzen enthalten, die auch in der That daraus hervorwachsen, wenn sie in die Erde gelegt werden. Unter der dünnen holzartigen Rinde ist es durchaus mit einem weissen Marke erfüllet, aus dessen Saft der Zucker bereitet

wird.

wird. Auch roh gibt dieses Mark eine angenehme Nahrung für Menschen und Thiere. Die Creolhunde und Pferde haben ein besonderes Geschick, dasselbe heraus zu bringen. Neger und alte Einwohner können viel davon zu sich nehmen; aber neue Ankömlinge müssen sich darinn sehr mäßigen, wenn sie sich nicht den Durchfall zuziehen wollen.

Das Zuckerrohr wird auf die Art, wie der Weinstock, gepflanzt. In gleicher Entfernung werden gleich grosse Löcher reihenweise, nach der Schnur, auf dem Zuckerfelde gemacht. Ihre Länge ist gewöhnlich drey Fuß, die Breite beträgt halb soviel, und die Tiefe nur ein Drittheil. Anderthalb Schuh sind sie von einander entfernt; zwischen den Reihen aber bleibt ein Raum von drey Schuhen. Doch treffen diese Abmessungen nicht allerwerts so genau zu; denn man richtet sich darinn nach den Umständen. Auf den Bergen in St. Thomas und St. Croix, auf welchen grosse Steine in Menge über die Fläche des Bodens hervorragen, kan bey Anlegung der Zuckerlöcher keine Ordnung beobachtet werden. Wird ein Feld aufs neue bepflanzt, so macht man die Löcher gern in dem Raum zwischen den Reihen, als in einer ausgeruheten Erde. Zwey oder drey von reifem Zuckerrohre abgeschnittene Stücke, ungefehr einer Elle lang, werden horizontal so in ein Loch gelegt, daß die Knospen auf der Seite neben einander zu liegen kommen. Denn wenn sie über einander lägen, so würden die untern nicht aufgehen können. Darauf wird das Loch mit Erde zugeschüttet. Wenn es sich trift, daß zugleich Zucker gepflanzt und eingeerntet wird; so wird wol auch der Topp, oder der oberste

Theil

Theil des Zuckerrohres, eingelegt, der aber wenigstens drey Augen haben muß. Nachdem die Blätter abgeschnitten worden, wird er so gelegt, daß seine Spitze aus der Erde hervorraget. Jede Zeit des Jahrs ist zum Pflanzen schicklich, wenn nur der Boden vom Regen genug durchgeweicht ist; welches sonderlich in und nach der grossen Regenzeit geschiehet. In leimichtem Boden kan auch nach wenigem Regen gepflanzt werden. In Zeit von einem Monat ist die junge Zuckerpflanze schon ziemlich weit aus der Erde; worauf das Zuckerfeld von Unkraut gereinigt, und diese Arbeit von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Eine Zeit von funfzehn bis achtzehn Monaten braucht das Zuckerrohr, um zu seiner gänzlichen Reife zu gelangen. Der Grad der Güte des Erdreichs macht dabey den Unterschied. Ist aber ein Feld einmal bepflanzt; so können sechs, zehn und mehrere Ernten davon genommen werden, ohne daß es nöthig ist, es von neuem zu bepflanzen. Denn die alten Wurzeln treiben immer wieder Nachwachs oder neue Pflanzen, welche man Ratuhn nennt, und die gewöhnlich in einem Jahre und eher reif werden. Ein Zuckerfeld bey der Prinzeß in St. Croix hatte, nach der Aussage eines alten Einwohners, vier und zwanzig Jahre hinter einander Ratuhn getragen. Es ist also nur nöthig, von Jahr zu Jahr die Stellen zu besetzen, wo einige Stöcke ausgegangen sind.

Wenn das Zuckerrohr reif ist, so geht der Cropp oder die Ernte an; welche auf grossen Plantagen mit dem Jahre anfängt, und sechs Monate und noch länger in einem fortdauret. Es ist dem reifen Zuckerrohre zuträglich, wenn es nicht gleich abgeschnitten

wird.

wird. Wenn keine zu grosse Dürre einfällt, so kan es noch Monate lang stehen, und gibt alsdann mehr Zucker und weniger Malaß oder Syrup. Das zeitige Rohr wird erst oben, vom dritten oder vierten Gliede an, gekappt, darnach unten, dicht am Boden. Die Blätter, welche mehrentheils dürre sind, werden abgestreift, und nachgehends gesamlet, Negerhütten und andere Wirthschaftsgebäude damit zu decken. Wird der Topp nicht zum Pflanzen gebraucht; so werden Pferde, Esel und Maulthiere damit gefüttert, und Schweine gemästet. Das gekappte Rohr wird in Bündel gebunden, und durch Esel oder Pferde nach der Zuckermühle gebracht.

Die Hauptsache bey einer Zuckermühle beruht auf drey Walzen, welche auf einem horizontal liegenden, zwey Fuß breiten und dicken Stück Holze, das die Brücke heißt, senkrecht in einer Reihe dicht aneinander stehen, und mit Zähnen in einander eingreifen, so daß sie alle drey zugleich auf eisernen Zapfen sich drehen, wenn die mittlere, entweder durch Windflügel, oder durch Lastthiere, oder auch durch Wasser gedreht wird. Alle drey sind von gleicher Stärke, im Durchmesser eine Elle, und unten mit einem eisernen glatten Cylinder, der über eine Elle hoch ist, und die Casse heißt, eingefaßt. Die mittlere wird der König genennt, und ist drey und zwanzig Fuß lang, weil oben das Triebwerk daran angebracht ist; von den beiden andern, die nur kurz sind, heißt die eine der Zuckerroller, die andre der Macaßroller, weil zwischen jener und dem Könige das Zuckerrohr zum erstenmal, und zwischen diesem und dem Könige das andremal durchgeht. Da diese

Wal-

Walzen sehr dicht zusammen stehen; so wird durch diese zweymalige Quetschung aller Saft aus dem Zuckerrohre vollkommen abgesondert. Dieser fließt in eine Rinne unter der Brücke, durch welche er in ein Behältniß, und aus diesem durch Röhren bis ins Kochhaus geleitet wird.

Wenn nun Zucker gepreßt wird, so stehet ein Sclave hinter, und ein andrer vor dem Könige. Dieser steckt eine Handvoll Rohr nach der andern zwischen den **Zuckerroller** und den **König**, welches schnell hineingezogen und zerquetscht wird. Jener empfängt auf der andern Seite das einmal ausgepreßte Rohr, welches izt **Macaß** heißt, und steckt es zwischen den **König** und den **Macaßroller**. Der Macaß wird von ein paar Negerkindern aus der Mühle geworfen, getrocknet, in Bündel gebunden, und zur Feuerung unter dem Zuckerkessel gebraucht. So wird der Zucker mit seinem eigenen Holze gekocht, und nichts geht von dieser köstlichen Pflanze verloren. Die **Cassen** ziehen, wenn sie geschwind gedrehet werden, alles mit solcher Gewalt durch, daß ein Sclave sogleich unaufhältlich hineingezogen wird, wenn er nur mit der Spitze des Fingers, oder mit einem Zipfel seiner Kleidung an die Stelle kommt, wo sie sich berühren. Ganz erbärmlich wird er zermalmt, wenn nicht augenblicklich mit einem scharfen Beil die gepackte Hand oder Arm abgehauen wird. Eine Pferdemühle kan bey einem solchen unglücklichen Vorfalle geschwinde aufgehalten werden; aber die Windmühle nicht. Darum ist in diesen immer ein scharfes Beil bey der Hand, womit der sogenante **Bootsmann**, der die Aufsicht bey dieser Arbeit hat, dem Un-

glücklichen mit Verlust eines Arms das Leben zu retten suchet.

Das Zuckerwasser, welches angenehm zu trinken ist, muß bald gekocht werden; denn in zwey Tagen wird es säuerlich, und alsdann kan kein Zucker daraus bereitet werden. In dem Kochhause sind ordentlicherweise acht grosse Kessel; in einigen mehr, in andern weniger. Das Zuckerwasser wird aus seinem Behältnisse von dem Zuckerkoch, einem Neger, in den ersten Kessel gelassen, aus diesem nach einer Weile in den zweyten geschöpft und in beiden solange gekocht, bis es etwas dick zu werden anfängt; da es dann in den Batteriekessel kommt, und vollends zu Zucker gekocht wird. In den ersten Kessel werden ein paar Händevoll ungelöschten Kalks gethan, wodurch die Unreinigkeit in die Höhe getrieben und abgeschöpft wird. Von allen Kesseln, sonderlich von den zwey ersten, die am meisten schäumen, wird beständig mit einem Schaumlöffel der Schaum abgenommen, und in einem Gefässe gesamlet. Wenn der Zucker zu stark kocht und überlaufen will; so werden etliche Tropfen Carpatöl *) hineingesprützt, oder sonst etwas fettes hineingeworfen: da er sich dann gleich wieder setzt. Wenn die Batterie zu lange kocht; so verbindet sich der Malaß mit dem Zucker, und macht ihn schwarz. Wenn der kochende Zucker nicht mehr sprützt, sondern grosse Blasen macht, und körnicht am Schöpflöffel hängen bleibt; so ist er gar. Alsdann wird er durch den hölzernen Trichter in das Kühlfaß gegossen, um sich abzukühlen. Milchwarm wird er in die Oxhöfte oder grossen Zuckerfässer gethan,

*) Oleum Ricini.

than, durch welche ein paar Zuckerröhre gesteckt werden, damit der Malaß oder Syrup herauslaufen könne. Er samlet sich in der Malaßisback, einem gemauerten Gewölbe, darüber sowol die Zuckerfässer als das Kühlfaß stehen.

Der also gekochte Zucker ist der rohe sogenante Thomaszucker, körnicht und braungelb, sehr kräftig und von gutem Geschmacke; der auf den Inseln von den meisten so gebraucht wird. In Copenhagen, Hamburg, Amsterdam, London, Philadelphia und andern Orten wird er raffinirt oder geläutert, und weiß und vest gemacht. Dazu wird ein weisser Thon gebraucht, welcher mit Wasser zu einem Brey gemacht fast einen Zoll dick auf den in Formen gegossenen Zucker gethan wird, der ihn so durchdringet und reiniget, daß er, wenn es zu wiederholtenmalen geschiehet, so weiß wird wie Schnee. In St. Croix sind einige Raffinaderien; es wird aber nur Raffinat, und kein Canarienzucker darinn verfertiget.

Von dem beym Zuckerkochen gesamleten Schaum schöpft der Brantweinbrenner wieder eine schwarze, für viele Thiere, als Creolpferde und Esel, Schweine, Hunde, Hühner und Kalkunen, nahrhafte Materie ab. Aus dem übrigen und dem Malaß wird im Distillirhause Rum oder Zuckerbrantwein distillirt, welcher jung Killdevil *) heißt, und sehr hitzig und ungesund ist; wenn er aber ein Jahr und länger gelegen hat, diese schädliche Eigenschaft verliert, und

*) Deutsch: Mordteufel, weil er viele Menschen, sonderlich Neukömlinge, die ihn unmäßig trinken, ums Leben bringt.

wenn er mehrere Jahre alt ist, zur heilsamen Arzney wird. Unter Rum muß solcher alter Zuckerbrantwein verstanden werden, den man aber ausserhalb Westindien selten antrift. Was man dafür ausgibt, ist gemeiniglich Killdevil mit Wasser vermischt.

In St. Croix sehen auf den englischen Plantagen die ebenen Zuckerfelder sehr nett aus. Die Blätter an den äussern Reihen der Zuckerpflanzen sind zusammengebunden, woraus schnurgrade grüne Wände entstehen. Man hat hiebey nicht nur das gute Ansehen zum Zweck; sondern es dient auch dazu, gleich gewahr zu werden, ob ein Dieb oder Maronneger hineingangen sey.

Das Zuckerrohr ist mancher Gefahr unterworfen. Es hat, wie andere Pflanzen, seine eigene Insecten, denen es zur Nahrung dienet. Wenn sie überhand nehmen, so ists am besten, ein solches Feld, aus dem doch nichts wird, abzuschneiden; damit aus den Wurzeln neue Pflanzen aufschiessen können. Die Ratzen sind auf das Zuckerrohr sehr begierig, und was sie angefressen haben, das bricht oder wird sauer, und taugt nur zu Rum. Das reife Rohr fängt leicht Feuer, und brennt wie eine Fackel; daher ein Neger Tag und Nacht dabey Wache halten muß. Dieser Vorsicht ungeachtet, kommt doch bisweilen Feuer hinein. In St. Jan fiel im Jahr 1767. ein alter angezündeter Baum weit vom Zucker um. Er zündete das bey der grossen Dürre sehr trockene lange Gras an; das Feuer grif immer weiter um sich, bis es endlich ein grosses Zuckerfeld in Brand brachte. In drey Stunden war für sechstausend Stück von Achten Zucker verzehrt. Sonst sagt man auch in

West=

Westindien, daß der Zucker bey einer zu lang anhaltenden Dürre brenne, wenn nemlich die Wurzeln vertrocknen, das Rohr röthlich, und sein Saft sauer und unbrauchbar wird.

Daß das Pflanzen, Pressen, Kochen und Wegschaffen des Zuckers für die Sclaven eine nicht nur mühsame, sondern oft lebensgefährliche Arbeit ist, davon habe ich izt nicht mehr nöthig etwas zu sagen. Da die Arbeit beym Zuckerpressen und Kochen Tag und Nacht fortgehen muß, wie leicht verunglückt ein ermüdeter und schläfriger Neger, daß er entweder zwischen die Roller kömt, oder in einen siedenden Zuckerkessel stürzt? ich habe mehr als einen gesehen, der eine Hand zwischen den Rollern verloren hatte. Auch wird mancher bey dem Herunterschaffen der Zukkerfässer von den steilen Bergen erdrückt oder zum Krüppel gemacht.

Unter den übrigen nießbaren Pflanzen nenne ich zuerst den **Tamarindenbaum.** *) Er wächst sehr schön und hoch, und gibt nicht nur einen kühlenden Schatten, sondern liefert auch in seinen Hülsen eine angenehme säuerliche Frucht, wie Latwerge, welche entweder roh genossen, oder mit kochendem Wasser zu einem stärkenden, kühlenden und gelinde abführenden Trank bereitet wird. Gesunde und Kranke bedienen sich desselben, und in den dortigen Fiebern thut er sehr gute Dienste. Die Früchte werden auch mit gekochtem Zucker eingemacht, da sie sich ein Jahr, in kalten Ländern aber länger halten. Auch ohne sie in Zucker einzulegen, können sie über ein Jahr gut erhalten werden, wenn man sie nur an einem trockenen Orte aufbehält.

*) Tamarindus indica.

Die **Batattenpflanze** *) ist eine Art **Winde**, deren Ranken auf dem Boden hinlaufen und einwurzeln. Ihre knollichte Wurzel ist das in Westindien, was die Cartoffeln in Deutschland sind. Sie haben beynahe dasselbe Ansehen; sind aber grösser und von feinerem Geschmacke, und werden von Negern und Blanken gern und häufig genossen. Ich habe Batatten gesehen, die bis sieben Pfund schwer waren. Sie sind ein angenehmes Futter für alle Arten von Vieh, selbst für Hunde und Katzen; auch mit den Blättern werden Ziegen, Schafe und Schweine gefüttert. Dieses Gewächs wird durch abgeschnittene Stücke der Ranken oder der Wurzel fortgepflanzt, und bringt in drey Monaten seine Wurzeln zu ihrer völligen Grösse und Reife.

Fast jeder Pflanzer hält in seinem Garten so viele **Caffeebäume**, als zu seinem Gebrauche nöthig ist. In St. Jan sind die meisten, und ganze Alleen davon angelegt. Es wird da auch einiger Handel mit Caffeebohnen getrieben. Ein alter Schifscapitain, der viel von dieser Waare da abgeholt hatte, behauptete, daß die St. Janschen Bohnen vor den Martinikischen einen Vorzug hätten. Die Blüthe, wovon die Zweige dieser Bäume so weiß aussehen, als wenn sie mit Schnee bedeckt wären, duftet einen ungemein wohlriechenden Geruch aus. Ihre Frucht, die den Kirschen in der Farbe, Form und Grösse sehr ähnlich ist, enthält unter einem weichen Fleische, einen Kern, der in zwey Bohnen besteht. Das Fleisch wird entweder vermittelst einer Handmühle von den Bohnen abgesondert, oder mit den Händen herunter gerieben, nachdem

*) Convolvulus Batatas.

dem sie in kaltem Wasser eingeweicht worden. Wenn sie dann in der Sonne getrocknet worden; werden sie zuletzt in einem hölzernen Stampfer von der weissen dünnen Schale gereinigt. Die ganz frischen Bohnen haben was herbes, mit dem Alter aber werden sie lieblicher und milder. Die Caffeebäume werden so groß, als die europäischen Kirschbäume, und blühen, nach der Beschaffenheit des Bodens, zwey, auch wol dreymal des Jahrs. Sie lassen sich kappen, welches theils ihre Fruchtbarkeit befördert, theils sie in einer mäßigen Höhe erhält, daß die Früchte leichter zu erlangen sind.

Tomato, *) eine kleine Gartenpflanze, die in Deutschland unter dem Namen der Liebesäpfel bekant ist, trägt eine weiche, rothe, plattrunde, gekerbte Frucht, die in Suppen, und an Fleisch gethan wird, und beides wohlschmeckend macht. Dieses geschiehet in Deutschland, so viel ich weiß, nicht; vielleicht erreicht sie auch da die Reife nicht, wie in Westindien.

Die Cainitbäume **) sind dreyßig bis vierzig Fuß hoch, und tragen runde Früchte, wie Aepfel, die ein milchweisses sehr süsses Fleisch haben. Die Blätter dieser Bäume, davon es zwey Arten gibt, sind auf einer Seite grün, auf der andern braun.

Die vortrefliche Ananas ***) ist auf diesen Inseln recht zu Hause, und wächst oft an ganz wilden Stellen zwischen grossen Steinen in Menge. Die goldgelbe Farbe ihrer reifen Früchte, die mit grünen Kronen geziert, und mit langen schmalen Blättern um-

*) Solanum Lycopersicum.
**) Chrysophyllum.
***) Bromelia Ananas.

umgeben sind, gibt ihr ein sehr schönes Ansehen. Eine Sorte gleicht einem Zuckerhut; die andere aber läuft weniger spitz zu, und wird für die bessere gehalten. Die Frucht ist bis an die Krone sechs bis neun Zoll hoch. Ihr Geruch und Geschmack geben ihr vor allen Früchten den Vorzug. Dieser ist süß, weinsäuerlich und gewürzhaft; hat etwas von Muscat, von Pfirschen, von Renetten und von recht reifen Felderdbeeren mit Zucker und Wein angemacht; und überdis noch eine unnennbare eigene Annehmlichkeit. Sie ist eben so gesund, als wohlschmeckend. Sie stärkt den Magen, erweckt Appetit, erfrischt das Blut, und macht munter. Man pflanzt sie durch Schößlinge fort; wird aber die Krone dazu gebraucht, so währt es zwey Jahre, ehe sie ihre Frucht zur Reife bringt, da es bey den Schößlingen in einem erfolgt. Wenn sie diese Absicht der Natur erreicht hat; so stirbt sie, ohne wieder auszuschlagen.

Der dortige sogenante **Mispelbaum** *) trägt eine runde Frucht, in der Grösse eines Eyes, die braun, wie eine Mispel, aber von Geschmack fast wie eine Bergamottenbirne, und sehr saftig und süß ist. Sie wird, nachdem sie abgenommen worden, in einigen Tagen weich.

Die **Traubenbäume** **) sind in der Stärke den Eichen gleich, und senken ihre Aeste bis auf die Erde herab. Ihre Früchte haben das Ansehen der Trauben. Die Beeren sitzen um einen geraden Stiel ringsherum, welches der Traube die Form einer Walze gibt, die nur unten etwas dünner ist. Sie wird über einen Schuh

*) Achras mammosa.

**) Coccoloba uvifera.

Schuh lang, und an einer zehlte ich über hundert Beeren. Die reifen haben eine dunkelviolette Farbe, und ein wohlschmeckendes, süsses und saftiges Fleisch, aber nur wenig; denn ein länglichrunder Kern, der die Grösse einer Haselnuß hat, macht den größten Theil der Beere aus. Die Blätter sind groß, fast ganz rund, und steif wie starkes Pergamen, mit sehr deutlichen röthlichen Adern. Diese Bäume gedeihen am besten nahe an der See; stehen sie davon entfernt, so bleiben sie niedrige Gesträuche, die nur wenige und trockene Beeren tragen.

Der **Avogatobaum** *) ist groß, und seine viele, grosse, eyrunde und lederartige Blätter geben ihm ein gutes Ansehen. Die Früchte sind wie Birnen gestaltet, und anfänglich grün; wenn sie aber eine Zeitlang gelegen haben, dunkelviolett. Sie haben einen grossen Kern, fast von der Form der Frucht; ein gelbgrünliches Fleisch von weichlichem Geschmacke, fast wie harte Eyerdotter, das mit Pfeffer und Salz gegessen wird. Sie sind, mäßig gespeiset, den Menschen gesund, und dienen auch verschiedenen Thieren zur Nahrung. Ich fand die größten dieser Früchte fünf und einen halben Zoll lang, und wo sie am dicksten waren, drey und einen halben Zoll im Durchschnitte.

Die hohen **Locusbäume** **) tragen Hülsen, welche breiter und härter sind, als die von den Tamarinden, und mit Gewalt aufgeschlagen werden müssen. Sie schlieffen drey Bohnen ein, die sehr trocken und mehlicht, aber süß sind. Ihre Blätter haben das besondere, daß sie paarweise vertheilt und zwey an einem

*) Laurus Persea.

**) Hymenaea Courbaril.

Stiele sind. Das Gummi Anime, das auf Kohlen gelegt, einen sehr lieblichen Geruch gibt, sondert sich aus der Wurzel dieser Bäume ab.

Der Caschu, Akaju, oder Elephantenlausbaum, *) ist in der Grösse mit unsern Apfelbäumen zu vergleichen. Er breitet seine Aeste sehr weit aus, und läßt sie fast bis auf die Erde hängen. Die Frucht ist so groß als ein Gänseey, und fast wie eine Birne gestaltet, auf der ein Kern oder Nuß, die einer Niere ähnlich ist, an dem dem Stiele entgegen gesetzten Ende, von aussen sitzt. Diese Nuß, welche sich eher als die Birne bildet, ist grün; die Frucht aber gelb oder roth, bisweilen mit grün vermischt. Sie ist voll Saft, der süß, aber zugleich etwas herb und zusammenziehend ist. Der Geschmack ist doch angenehm; und die Wirkung kühlend und gesund. Ein von Caschu bereiteter Trank stärkt die schlaffen Eingeweide; und gegen die Schwindsucht werden täglich des Morgens ein paar gegessen. Die Blätter, mit der Rinde des Baums gekocht, geben einen heilsamen Trank gegen die rothe Ruhr. Gekocht sind die Früchte ein sehr gutes Essen. Sie werden häufig eingemacht, sonderlich von den Franzosen, welche auch aus diesen und andern Früchten, liebliche Getränke bereiten. Die Nüsse kan man roh essen; besser aber ist es, sie auf Kohlen zu braten. Ihre Schale enthält ein brennendes fressendes Oel, dessen Rauch den Augen schädlich ist, und das ganze Gesicht schwellen macht; der Kern aber ist vortreflich, und schmackhafter als Mandeln. Personen, die nach einem Fieber nicht wieder zu Kräften kommen können, pflegen

*) Anacardium occident.

pflegen täglich, zu Stärkung des Magens, eine Handvoll davon zu essen. Man backt auch davon schmackhafte kleine Kuchen. Aus dem Baume kömt ein Gummi, das dem arabischen gleich kommt. Die größten Caschu, welche ich gesehen, waren mit der Nuß vier und einen halben Zoll lang. Die Bäume hatten zugleich reife und unreife Früchte und Blüthen; welches man auch bey vielen andern so antrift.

Die dortigen **Kirschen**, *) welche drey prismatische Steine einschliessen, sind dunkelroth, von Geschmack fast wie die sauren europäischen, und eingemacht sind sie eine vortrefliche Speise. Die Bäume, auf welchen sie wachsen, sind von den europäischen Kirschbäumen sehr verschieden. Sobald sie ihre Früchte zur Reife gebracht haben, treiben sie frische Blüthen, welches sie viermal im Jahre wiederholen.

Die Früchte, welche auf diesen Inseln **Pflaumen** genennt werden, haben diesen Namen wegen einiger Aehnlichkeit mit dem europäischen Gewächse dieses Namens; aber in Ansehung der Bäume, auf welchen sie erzeugt werden, und der grossen Kerne, die sie haben, ist zwischen beiden ein merklicher Unterschied. Es gibt eine gelbe, **) und eine dunkelrothe Art; ***) beide sind rund, und nicht sehr groß. Die gelben sind sonderlich wohlschmeckend, und geben ein sehr kräftiges Confect.

Die **Guiavebäume** ****) tragen länglichrunde gelbe Früchte, wie Birnen, mit einer Krone, dergleichen

*) Malpighiæ spec.
**) Spondias Mombin.
***) Spondias Myrobalanus.
****) Psidium pyriferum.

gleichen die Granatäpfel haben, nur kleiner. Sie haben ein röthliches Fleisch, das voll kleiner harter Körner ist, und werden sowol roh, als gekocht gegessen. Die recht reifen öfnen den Leib; da die andern das Gegentheil verursachen. Ihre Länge ist anderthalb bis zwey Zoll, auch wol noch drüber.

Granatbäume *) findet man auf diesen Inseln hin und wieder in Gärten. Sie prangen mit vortreflichen hellrothen Blumen. Ihre Aepfel haben ein durchsichtiges saftiges Fleisch, und eine Menge vieleckigter Kerne, die von Farbe und Geschmack wie hellrothe Johannisbeeren sind, und als eine angenehme Kühlung mit Zucker gespeist werden. Aus der Schale wird eine schwarze Farbe, und ein gesunder zusammenziehender Trank, der wider die rothe Ruhr dient, bereitet.

Die **Rakos**, **) oder **Rakaopflaumen**, sind Früchte eines Gesträuchs; unsern Pflaumen sehr ähnlich, nur etwas eckigt; von Farbe dunkelbraun, roth oder weiß. Der Kern in der inwendigen grossen Nuß kömt im Geschmacke mit den Mandeln überein. Man pflegt sie auch in Zucker einzulegen.

Die **Mamaybäume** ***) wachsen funfzig und mehr Fuß hoch, und sind, wegen ihres dichten dunkelgrünen Laubes, und wegen ihrer geraden Stämme und Aeste, zu schattichten Alleen sehr dienlich. Die Früchte oder **Mamay** sind fast ganz rund, von bräunlicher Farbe, und dunkelgelbem Fleisch, dessen Geschmack einigermassen mit guten Quitten überein-

kömt,

*) Punica Granatum.
**) Chrysobalanus Icaco.
***) Mammea americana.

kömt, und den meisten sehr angenehm ist; das aber nicht von jedermann gut verdaut werden kan. Auf andern Inseln sind diese Früchte das gewöhnliche Futter der wilden Schweine. Die größten, die mir vorkamen, waren fünf und einen halben Zoll im Durchschnitt. Man hat das Vergnügen, auf diesen Bäumen immer Früchte und Blumen zugleich zu sehen.

Die Frucht des **Susackbaumes** *) ist durchaus mit weichen Stacheln von aussen besetzt, etwas kegelförmig, mit einer grünen Haut, die sich leicht abziehen läßt. Das Fleisch ist schneeweiß und saftig, von einem angenehm säuerlichen Geschmack, welches den Hunger und den Durst zugleich stillet. Ich habe Susacke gesehen, die einen guten Fuß lang, und halb so dick waren; es gibt aber noch grössere. Sie sind gesund und kühlend; sogar gegen das schleichende Fieber werden sie nüchtern gegessen. Sie wachsen wild, und sind fast das ganze Jahr durch häufig zu haben. Die Neger, sonderlich die Maronneger, leben oft blos davon. Die Suppen, welche die Blanken davon kochen, kommen mit den Weinsuppen im Geschmacke überein.

Die **Printappel** **) oder **süsse Bissen** sind mit Schuppen bedeckt, und haben darinn mit dem Zapfen einer Fichte was ähnliches. Ihre äussere Farbe ist gelblich; das inwendige weisse Fleisch aber wird wegen seiner allzugrossen Süßigkeit leicht ekelhaft. Sie werden gleichwol von Negern und vielen Blanken gegessen, und sind kühlend. Nur alsdann verursachen sie Leibweh, auch wol die rothe Ruhr, wenn sie unreif

*) Annona muricata.
**) Annona squamosa.

reif und in allzugrosser Menge genossen werden. Ein Printappel, den ich gemessen und gezeichnet habe, war drey und einen halben Zoll lang, und drey Zoll breit.

Der **Custardappelbaum** *) hat grosse herzförmige Früchte, wie die Susack; welche wenn sie reif sind, eine dunkelgelbe Farbe und süsses Fleisch haben.

Gingambo, **) eine Pflanze, die fast wie die Stockrose aussieht, und wol zwey Mannslängen hoch wächst, trägt grüne, sieben bis acht Zoll lange weiche Hülsen, wie Ziegenhörner gestaltet, voll Samenkörner, die den Wicken ähnlich sind, und das westindische Gericht **Calelu** so klebricht machen, daß es sich in Fäden ziehen läßt.

Die **Pindar-** oder **Grundnüsse** ***) sind einen Finger lang, und wachsen an der Wurzel einer Pflanze, die, wie die Batatten, auf dem Boden kriecht, und überall einwurzelt. Jede enthält einige länglichrunde Bohnen, die eßbar sind, und wie Haselnüsse schmecken.

Das ganze Jahr hindurch sind da grüne Erbsen zu haben, die man **Vendubohnen** ****) nennt. Auf Sträuchen, die mehr als Mannshoch werden, wachsen sie in ordentlichen Erbsenschoten. Sie sind eine gesunde und wohlschmeckende Frucht, die von Blanken und Negern gern gegessen wird. Um zu verschiedenen Zeiten des Jahrs welche zu haben, werden sie auch zu verschiedenen Zeiten um die Zuckerfelder gelegt.

*) Annona reticulata.
**) Hibiscus esculentus.
***) Arachis hypogaea.
****) Cytisus Cajan.

gelegt. In gutem vom Regen durchnetzten Boden können sie schon in drey Monaten tragen; welches sonst in vier oder fünfen geschieht. Wenn die Spitze der Pflanze abgeschnitten wird, so treibt sie mehr Seitenzweige, mithin auch mehrere Schoten. Sie sind den Papagoyen, und nicht weniger den Ratzen, ein gar angenehmes Futter.

Viele Cacao- oder Chokolatbäume *) werden in St. Jan in Gärten gezogen. Ihre Früchte sehen den grossen gelben Gurken ähnlich, sind länglichrund, unten zugespitzt, uneben, und wie Melonen nach der Länge gefurchet. Die Schale ist einen halben Zoll dick, und enthält sieben und zwanzig bis dreyßig Bohnen, welche mit einer weissen Haut umgeben sind. Diese Bäume, davon eine Art ganz rothe Früchte trägt, haben das besondere, daß ihre Früchte unmittelbar am Stamme von unten bis oben, und an dem dickern und stärkern Theil der Zweige sitzen. Ohne diese Einrichtung würden die Aeste das Gewicht der Früchte schwerlich ertragen können. Man beobachtet eben dieses an mehrern Bäumen, die schwere Früchte tragen, dergleichen der Papay, Cocos und andre sind. Das bekante warme Getränk, das aus den Cacaobohnen bereitet wird, war bey den Americanern schon gewöhnlich, ehe die Spanier nach dem neuen Welttheile kamen. Sie haben es nur von jenen gelernt und verbessert.

Die knollichte Wurzel der Tannier oder des eßbaren Arons **) ist für die Neger eine eben so gute und gesunde Speise, als die Batatten.

Der

*) Theobroma Cacao.

**) Arum esculentum.

Der **Indiankohl**, dessen zarte Blätter wie Spinnat gebraucht werden, ist wenig von der Tannier unterschieden. Je öfter er abgeschnitten wird, desto besser wächst er. In St. Croix siehet man kleine Felder damit bepflanzt.

Magis oder **Mayz** *) ist die gewöhnlichste Speise der Neger, und das Brod der Indianer in Nordamerica, das auch in Deutschland unter dem Namen des **türkischen** oder **welschen Korns** bekant ist. Es wird von ihnen entweder roh gegessen; oder zu Brey gekocht, nachdem sie es klein gestampft haben; oder zu Kuchen gebacken; oder auch **Funje**, eine Art grosser Klösse, daraus bereitet, die zu Caleiu gespeiset werden. Wenn die Körner noch zart und weich sind, werden die Kolben geröstet, oder in Salzwasser gekocht, und warm mit Butter bestrichen, und so gegessen. Die Blätter dienen zum Futter fürs Vieh, dem auch die Körner angenehm sind. Zum Reifen braucht der Magis nicht mehr als drey Monate, und kan also drey bis viermal im Jahre geerntet werden.

Der kleine **Magis** **) wächst zwar viel höher als jener grosse; hat aber kleinere runde Körner, welche von der Grösse des Hanfsamens sind, und an einer langen walzenförmigen Kolbe sitzen. Auch dieses ist eine sehr nützliche und gesunde Frucht für Menschen und Vieh; sonderlich eine gute Nahrung für die Sclaven, die harte Arbeit verrichten. Sie verfahren mit dessen Zubereitung eben so, wie mit dem grossen Mayz. Er wird viel gepflanzet, um davon einigen Vor-

*) Zea Mays.
**) Holcus Sorghum.

Vorrath zu haben; wie er sich dann auch sehr lange aufheben läßt. In der Regenzeit wird er gesteckt, kommt in drey bis vier Tagen schon aus der Erde; braucht aber ein halbes Jahr, bis er reif ist. Wenn die Pflanze nach einem Vierteljahre geschröpft wird; so trägt sie desto reichlicher. Die Schröpfe braucht man zu Futter für Pferde und Kühe. Ausserdem wird da noch eine Art **kleiner Magis** gezogen, den man den **guineischen** *) nennet; der sich von den beiden vorigen durch seine kleinen Kolben und Körner unterscheidet.

Die unentbehrlichste westindische Pflanze ist Cassabi; **) denn davon ist von alten Zeiten her das Brod in Südamerica und Westindien gemacht worden. Noch haben die Neger kein anders, und die meisten blanken Creolen sind auch daran gewöhnt. Der Stamm dieser Pflanze ist über Mannshoch, gerade und von weißlicher Farbe. Von unten bis oben wachsen aus demselben ringsherum einzelne Blätter an langen Stielen, welche nach und nach abfallen, so daß nur die obersten nahe am Wipfel bleiben. An den Stellen, wo sie am Stamme gesessen haben, hinterlassen sie Knoten, womit er von unten hinauf artig gezieret ist. Seine knolligte Wurzel ist es, aus welcher das **Cassabi** oder westindische Brod gebacken wird. Sie ist braun, und wie grosse **Rettiche** oder **Pastinaken** gestaltet. Dergleichen sind an einem Stamme sechs bis zehn, davon die längsten einen Fuß, und länger, und nach Proportion dick sind. Ehedem wuchsen sie in St. Croix über eine Elle lang.

*) Panici spec.

**) Jatropha Manihot.

Unter der Rinde sind sie ganz weiß, enthalten auch einen weissen Saft, wie Milch. Wenn die äussere braune Rinde von den Wurzeln abgeschabt worden, werden sie auf einem Reibeisen gerieben; und dann die Masse in einem Sack so ausgepreßt, daß sie allen Saft verliert. Wenn sie hernach getrocknet und gesiebt worden, so hat sie das Ansehen von feinem weissen Mehle, daraus grosse dünne Kuchen auf einer eisernen Platte gebacken werden. Frisch schmecken sie sehr gut, sonderlich mit Butter; wenn sie aber mit der Zeit zu hart geworden, so werden sie mit Wasser oder Wein besprengt, und leicht wieder erweicht. Der frische **Milchsaft** dieser Wurzeln ist ein süsses Gift, welches bey Menschen und Thieren Geschwulst und den Tod verursacht. Die Wurzel selbst ist eben so giftig, als ihr Saft; beide aber verlieren diese Eigenschaft völlig durch Feuer: jene beym Backen, und dieser, indem er etliche Stunden lang gekocht, und fleißig abgeschäumt wird. Dadurch wird dieser zur kräftigen gesunden Brühe an Fische und andere Speisen; so wie jene zum nahrhaften Brod. Auch das zahme Vieh, welches von dem rohen Cassabisaft gestorben ist, wird ohne den mindesten Schaden von den Negern gegessen. In Hungersnoth werden auch die Cassabiblätter von den Negern gestampft, gekocht und ohne Schaden gegessen. Dieses nützliche Gewächs wird, wie das Zuckerrohr, durch Einlegen abgeschnittener Stücke des Stammes, fortgepflanzt. Stücke, die schon acht bis vierzehn Tage auffer der Erde gelegen haben, sind besser dazu, als ganz frische; denn diese schlagen gewöhnlich acht Tage später aus als jene. In neun bis zwölf Monaten kommen die Wurzeln

zeln zu ihrer Vollkommenheit, auch bey einer Art schon in sechs Monaten. Man zehlt in Westindien fünf Arten Cassabi, die in der Farbe des Stamms, oder in der Beschaffenheit der Wurzeln verschieden sind. Darunter ist eine süsse, die ohne Gift ist; aber nicht zu Brod gebacken, sondern wie anderes Wurzelwerk gekocht wird. Sie ist von angenehmen Geschmacke, wie süsse Mandeln, und hat dabey was dlichtes. Den Stamm der Brodcassabi pflegen die Neger in der halben Höhe abzuschneiden, damit er nicht von Stürmen ausgerissen werde, und die Wurzeln besser wachsen.

Die Arawacken in Surinam machen aus Cassabi eine Art Bier, welches sie **Primnar** nennen; wobey sie, nach dem Berichte eines unsrer Mißionarien, folgendermassen verfahren. Die frisch und recht braun gebackenen Cassabikuchen werden durch die Zähne der Weiber und Kinder klein gemacht, und mit dem Safte, mit welchem beym Kauen alle Speisen vermengt werden, in ein Gefäß zusammengespieen. Eine Anzahl ganzer und frischer Kuchen wird dazu gethan, und alsdann gekochter Cassabisaft mit siedendem Wasser darübergegossen, und wohl unter einander gerührt. Die Nacht hindurch gähret es so, daß es des folgenden Tags ein trinkbares Bier ist. Wenn es drey Tage gestanden hat, wird es so stark, daß es, wie andere geistige Getränke, berauscht; aber länger als acht Tage kan es sich nicht halten. Vergeblich versuchten unsre Mißionarii, dieses Bier, anstatt der Zuthat, welche durch das Kauen der Cassabikuchen dazu kömt, durch gewöhnliche Bierhefen zu bereiten; es kam nichts als ein ekelhaftes, untrink-

bares Gemisch heraus: daher sie es bey der gewöhnlichen Methode mußten bewenden lassen.

Eine sehr liebliche Kühlung in der westindischen Hitze hat man von den **Wassermelonen.** *) Die besten sind von aussen dunkelgrün mit hellgrünen Streifen; das innere Fleisch ist röthlich, das wie ein zarter mit süssem Safte angefüllter Schwamm im Munde zerfließt. Andere sind hellgrün, mit weissem Fleische; alle aber länglichrund, und in der Grösse verschieden.

Unter den wilden Cucumern oder Gurken **) ist eine Art von der Grösse eines Apfels, grün und mit weichen Stacheln besetzt, sehr zart, wohlschmeckend und gesund, und wird theils in Suppen, theils für sich zubereitet.

Der **Jams**, davon es einige Arten gibt, ***) gehört unter die nützlichsten westindischen Gewächse. Wie die **Batatten**, wächst er an den Wurzeln einer auf dem Boden kriechenden Pflanze, nur weit grösser: denn einige sind so groß, wie die Negerköpfe, und von aussen eben so schwarz; inwendig aber weißgrau. Andere sind mit kurzen Haaren bewachsen, und inwendig röthlich. Diese Art heißt **Anguillajams**, von dem man auch eine weisse Abänderung hat. Der zarteste und weichste ist der **Guineajams**, dessen Samen aus **Guinea** her ist. Diese Wurzeln sind überhaupt trocken, mehlig, leicht zu verdauen, und geben den Sclaven, bey denen sie oftmals die Stelle des Brodes vertreten, eine gute Nahrung. Dieselben sind von Guinea her daran gewöhnt,

*) Cucurbita Citrullus.
**) Cucum. Auguria.
***) Dioscorea aculeata; alata.

wöhnt, wo diese Wurzel eben das ist, was Cassabi in Westindien, das tägliche Brod. Auch die Blanken finden sie schmackhaft, und speisen sie als Salat. Dieses Gewächs wird durch Samen fortgepflanzt, die an den Ranken über und neben der Wurzel wachsen. Sie werden in spannentiefe Löcher in Reihen gelegt, welche zwey Fuß auseinander sind; da zwischen den Löchern in der Reihe ein Raum von zwey Schuhen gelassen wird. Der **Guineajams** ist in vier Monaten schon gut; da der andere dazu eine längere Zeit braucht.

Dem **Papaybaum** *) gibt seine Gestalt ein gutes Ansehen, und seine Früchte machen ihn nützlich. Er treibt einen geraden Stamm, ohngefehr drey Mannslängen hoch, an welchem von den nach und nach abgefallenen Blättern dreyeckige Erhöhungen ringsherum von unten bis oben sitzen. Oben umgibt ihn eine Krone von vielen sehr grossen und artig ausgezakten Blättern, die unmittelbar aus dem Stamme hervorkommen, und an ihren langen hohlen Stielen horizontal schweben. Zwischen diesen Stielen hängen die **Papay** rings um den Stamm herum; unten die größten, oben immer kleinere, davon die unreifen grasgrün, die reifen von gelber Farbe sind. Sie sind oft ein und einen halben Fuß lang, und sechs Zoll im Durchschnitte; alle aber uneben und ohne reguläre Form. Man ißt sie roh; doch zerschnitten und gekocht sind sie besser, und der Gesundheit zuträglicher. Dann nennt man sie die **westindischen gelben Rüben** oder **Möhren**, weil sie mit diesen europäischen Wurzeln in der Farbe und dem Geschmacke ziemlich übereinkommen; wiewol sie viel weicher, zarter und

*) Carica Papaya.

süsser sind. Dieser Baum wird nicht über fünf Jahre alt. Der Bast des vertrockneten Stammes, der wie Lindenbast ist, dient zu Stricken; ein Nutzen, den noch mehrere Bäume verschaffen. Die Papayblätter werden von den Negern anstatt Seife zum Waschen gebraucht, und aus ihren hohlen Stengeln schnitzen sie sich Pfeifen. Daß diese Bäume von zweyerley Geschlecht sind, und daß nur der weibliche Früchte trägt, ist auf diesen Inseln eine bekante Sache. Die beiden Geschlechter unterscheiden sich durch ihre Blumen.

Ein prächtiges Ansehen, eine sonderbare Bildung, und Nutzbarkeit vereinigen sich bey den Bacove- und Benanne- oder Paradiesfeigenbäumen. *) Ihr Stamm ist nicht holzartig; sondern besteht, wie der Stengel eines Krauts, aus einem schwammigten Wesen, und ist von aussen mit vielen Scheiden, wie mit breiten Schilfblättern, umgeben. In einer Höhe von zwölf und mehr Schuhen wachsen aus den Spitzen der höchsten Scheiden, deren gewöhnlich zehn sind, eben so viele Blätter, die ohne Zweifel unter die grössesten und schönsten gehören. Die Länge eines derselben fand ich elf Schuh, ohne den Blatstiel, der für sich drey Schuh betrug, also zusammen vierzehn Schuh, welches die Höhe des Stamms übertraf. Ueber zwey Schuh war es in der Mitte breit, und lief von da nach der Spitze schmäler zu. Der Blatstiel war unten, wo er aus der Scheide herauswuchs, drey bis vier Zoll breit, und wie eine Rinne ging er durchs ganze Blat, um das Wasser von demselben auf den Stamm zu leiten, der davon genährt wird. Das eigentliche Blat hat das Ansehen von feinem glatten

Per-

*) Musa paradisiaca & sapientum.

Pergamen, oder von grünem Doppeltaffent, und läßt sich auch wie Seide anfühlen. Man kan die zarten Fäden dran sehen, daraus es gleichsam gewebt ist. Da wegen ihrer ausserordentlichen Länge und Breite der Wind so sehr auf sie wirken kan; so werden viele derselben dadurch nach der Breite zerrissen, daß sie von beiden Seiten der Rippe in lauter Lappen zertheilt sind. Trocken werden sie zu vielerley Gebrauch verwendet. Die neuen Blätter, die sich noch erst entwickeln sollen, sind sehr zart und wie Tuten zusammengerollt. Zwischen den Blätterstielen geht aus dem Stamm ein langer Stengel fast horizontal heraus, der sich nur etwas gegen die Erde senkt. An dessen äusserstem Ende sitzt eine dicke fast eyförmige violette Blume von besonderer Bildung; an dem andern aber nach dem Stamme zu, sind etliche hundert andere Blumen, aus welchen die Früchte dicht neben einander wachsen. Diese unterscheiden den Bacovesichtbar von dem Benannebaum; da sonst fast kein Unterschied unter ihnen wahrzunehmen ist. Die Bacove sind ziemlich walzenförmig, an beiden Enden zugespitzt, und fünf bis sechs Zoll lang; die Benanne sind mehr eckigt, dabey etwas gekrümmt, und fast noch einmal so lang. Sie hängen auch nicht so dicht und in solcher Menge am Stengel beysammen, wie die Bacove. Von diesen habe ich hundert und funfzig Stücke an einem Stengel gezehlt; von jenen nicht den vierten Theil so viel. Bisweilen ist ein Bacovestengel so reich an Früchten, daß ihn ein Mann kaum tragen kan. Beide Arten Früchte sind anfänglich grün; bekommen aber, wenn sie reif sind, eine ganz gelbe Haut, die sich leicht abziehen läßt. In-

wendig haben sie ein gelbes solides Fleisch, ohne viel Saft und ohne Körner, von einem eigenen kräftigen und angenehmen süßlichen Geschmacke. Sie werden roh gegessen, auch gekocht und gebraten; auf letztere Weise sind sie sonderlich delicat. Wenn diese Bäume einmal getragen haben, so gehen sie ein; und da der Stamm nur fünf bis sechs Zoll im Durchmesser dick, und krautartig ist, so wird er alsdann mit einem Messer abgeschnitten. Es geschieht dieses, um den Kindern, wie man dort redet, oder den jungen Pflanzen, die um den alten Stamm herum stehen, und aus seinen Wurzeln aufschiessen, Luft zu machen. Sie wachsen auf diesen Inseln am besten an niedrigen Plätzen, wo sie nur einen hinlänglich freyen Zugang der Luft haben. Den Namen der Paradiesfeigen haben sie daher, weil der verbotene Baum im Paradiese von der Art gewesen seyn soll. Wenigstens wären die Blätter zu Schürzen sehr dienlich gewesen.

Andere Feigenbäume werden da in Gärten gezogen, auch wol wild angetroffen. Es fehlt ihnen das ganze Jahr hindurch nicht an Früchten, die den europäischen ähnlich sind.

Der Cocosbaum *) ist auf diesen Inseln sehr gemein, und zieht mit seinen grossen prächtigen Blättern die Augen der Fremden, die zum erstenmal nach Westindien kommen, besonders auf sich. Der Stamm ist gerade, und wird mit der Zeit so groß, als eine mittelmäßige Tanne. Von seinen Blättern fallen von Jahr zu Jahr die untersten ab, und lassen längliche Vertiefungen am Stamme zurück, der ungetheilt ist, und oben eine Krone hat. Inwendig besteht er aus

*) Coccos nucifera.

aus einer schwammichten mit starken Sehnen durchzogenen Substanz; daher er sich sehr biegen kan, ohne zu brechen. Seine ausgewachsenen Blätter, die man auch Zweige nennen kan, sind funfzehn bis zwanzig Schuh lang, und also noch länger als die von der Paradiesfeige. Sie stehen vier und vier oben um den Stamm, gleich weit von einander, so daß immer die obern vier Blätter mitten über den Zwischenräumen der untern stehen. Sieben bis acht solche Reihen geben durch ihre verschiedene Richtung der Krone die Gestalt einer halben Kugel, welches den Baum sehr ansehnlich macht. Diese Blätter oder Zweige sehen einigermassen wie lange Federn aus. Es sitzen auf beiden Seiten der Blatrippe eine Menge schmaler spitziger über drey Fuß langer Blätchen, fast wie die Nadeln der Tannen, nur viel länger. Die Blüthe kommt allezeit dicht neben einem Zweige der untern Reihe aus einer Scheide hervor, die dick und hart wie Leder, grün, einige Schuhe lang, und wie ein Schwert gestaltet ist. Der lange Blumenstiel theilt sich wol in vierzig kleinere, welche alle voll harter gelblicher Blumen sitzen, die einen halben Zoll lang, und einige hundert an der Zahl sind. Einzeln betrachtet hat jede Blume wenig Schönheit; aber zusammen genommen hat der Strauß ein prächtiges Ansehen. Aus diesen Blumen wachsen die Cocosnüsse traubenweise drey bis acht an einem Stiele. Jede Scheide und jeder Zweig ist unten mit einem Gewebe, wie Beuteltuch, vielfach umgeben, welches von verschiedener Feinheit ist, und wovon grosse Stücke abgerissen, und zum Durchseihen, Scheuren und anderem Gebrauche angewendet werden. Die-

ser Baum bekommt fast in jedem Monat des Jahrs frische Blüthen, und hat also auch immer Früchte, die, nach ihrem verschiedenen Alter, der Vollkommenheit und Reife mehr oder weniger nahe sind. Diese Nüsse sind grüngelblich, etwas dreykantig, so daß die drey Flächen etwas convex, und ohne scharfe Kanten sind. Vom Stiele gehen dreyfach über einander liegende harte gezackte Blätchen, die wie ein kleiner Deckel auf den Nüssen liegen. Eine mittelmäßige ist neun Zoll lang, und sieben breit. Es gibt aber, sonderlich in **Portoric**, noch einmal so grosse, die zehn und mehr Pfund wiegen. Von aussen haben sie eine glatte zähe Haut, unter welcher ein Bast liegt, der aus lauter Fäden besteht, und fast den dritten Theil von der ganzen Masse der Nuß ausmacht. Dieser Bast decket die einen viertel Zoll dicke und harte Schale, in welcher sich drey runde Löcher oder Augen befinden, einen halben Zoll im Durchschnitte, die mit einem weichen Kern verschlossen sind. Aus denselben gießt man das Cocoswasser heraus, welches hell, perlenfarbig, annehmlich süß, fast wie Mandelmilch, kühlend, und sehr gesund ist. Mit einem Drittel Wein vermengt gibt es einen sehr angenehmen stärkenden Trank. Gegen den Durchfall thut es gute Dienste: es stopft allmählig, und heilt zugleich. Ein Mißionarius trank es im hizigen Fieber, wodurch die Hitze gelindert, und er besser wurde. Die unreife Nuß enthält etwa ein Seidel Wasser; welches aber in dem Verhältniß abnimmt, in welchem sie sich ihrer Reife nähert. Denn von diesem Wasser setzt sich inwendig an der Schale der Kern oder die **Mandel** an, die, nach dem Alter der

Nuß,

Nuß, mehr oder weniger dick, schneeweiß, sehr süß und nahrhaft ist. Diese Bäume werden durch ihre Nüsse fortgepflanzt, die man eine Spanne tief nach der Länge in die Erde legt. Eine Allee von solchen Bäumen gibt einen prächtigen Anblick. In Westindien zieht man den vielfältigen Nutzen aus diesen Bäumen nicht, den die Ostindier daraus zu ziehen verstehen. Diese decken mit den Blättern ihre Häuser, und machen ausserdem Segel, Körbe, Besen daraus; der Bast wird gesponnen, und Stricke und eine Art Zeug daraus verfertiget. Aus der Schale wissen sie ein Oel zu kochen, das sie statt der Butter brauchen; den Kern aber und das Wasser wenden sie nicht nur zur Speise, sondern auch zur Arzney an. Ganze Fahrzeuge bey den maldivischen Inseln sollen nicht nur in Absicht des Holzwerks ganz von diesem wunderbaren Baum gebaut, sondern auch alle Stricke und Segel davon verfertiget seyn, und überdis die ganze Ladung blos aus den verschiedenen Producten desselben bestehen.

Ich muß noch eines Baumes gedenken, den ich zwar nicht gesehen, aber seine Beeren gegessen habe, die man da **Cujavebeeren** nennt. Sie sind, wie Kirschen, ganz rund, schwarz oder gelb, haben einen oder zwey kleine Kerne, einen angenehmen gewürzhaften Geschmack, und sind sehr gesund, auch wenn sie Morgens nüchtern gegessen werden. In Rum gethan, geben sie demselben einen lieblichen und kräftigen Geschmack.

Die Beeren des **Manioc** sind eine Speise der Vögel. Sie sind wie unsere **Vogelbeeren**, nur grösser und weicher. Den Hühnern und Schweinen, selbst vielen Negern, sind sie wegen ihrer Süßigkeit angenehm.

Zehn=

Zehnter Abschnitt.

Zur Arzney dienliche Gewächse. Bau- und Färbeholz.

Die Anzahl der Gewächse, die zur Wiederherstellung der Gesundheit dienlich seyn können, ist auf diesen Inseln unstreitig sehr groß. Unter ihren Einwohnern scheinen die Neger die meiste Kentniß der Heilkräfte der Pflanzen zu haben, und selbst europäische Aerzte tragen kein Bedenken, dieselben, gegen eine Belohnung, von ihnen zu erfahren und zu benutzen. Unter den Nachrichten, die ich hier liefere, habe ich auch verschiedene ihnen zu verdanken.

Die **Ingwerpflanze** *) ist zwar, wie mehrere andere, ein Fremdling auf diesen Inseln; sie wächst aber da so gut, als die einheimischen. Sie erlangt eine Höhe von zwey bis drey Schuh, und hat lange schilfartige Blätter. Die Wurzeln, welche sich in der Erde, wie Füsse mit Zähen, ausbreiten, und dort **Gänsepfoten** genant werden, sind der bekante **Ingwer**. Sie wird in Gärten, und auf der Nordseite von St. Croix häufig gezogen. Wenn die Wurzel auch drey Monate auffer der Erde gelegen hat, und ganz vertrocknet zu seyn scheint; so schlägt sie doch wieder aus, wenn sie in die Erde gelegt wird, und die nöthige Feuchtigkeit findet. Der Ingwer hat das

Ver-

*) Amomum Zingiber.

Vermögen zu erwärmen, die Eingeweide zu stärken, die Verdauung zu befördern und dergleichen; ist aber, wegen seiner hitzigen Eigenschaft, vorsichtig zu gebrauchen.

Blaublümchen oder **indianisches Eisenkraut**, *) dessen blaue Blumen um einen fast schuhlangen Stengel herum sitzen, wird als ein abführendes, blutreinigendes Mittel, wie Thee, getrunken, und ist sonderlich in schleichenden Fiebern, oder wie man da sagt **Bennekoorts**, sehr dienlich. Es gibt davon noch eine andere Art, welche die Neger, wegen der Aehnlichkeit seiner Blume mit der von der Stirn der kalekutschen Hähne herabhangenden Haut, **Kalkunsnut** **) nennen. Mit den Blättern beider Arten, und den **Carabatblättern**, haben zwey Mißionarien einen Patienten an einer von sich selbst entstandenen Oefnung an einem Bein, die über eine Viertelelle lang war, geheilt.

Die vielen Arten der sogenanten **Buschtaue** oder **Lianen**, die sich um die Bäume schlingen, zum Theil auch darauf wachsen, haben alle was heilsames. Von einigen werden die Blätter bey Kopfweh aufgelegt; anderer ihre werden gebraucht, die Blasen an den Füssen zu heilen, und andere zur Cur der Brüche angewendet: auch ihre Wurzeln sind gegen den Scharbock wirksam befunden worden.

Das **Wurmkraut**, ***) welches das vortreflichste Mittel gegen die Würmer ist, habe ich häufig in St. Croix um Friedensthal herum angetroffen.

Die

*) Verbena indica.
**) Verbena prismatica.
***) Spigelia Anthelmia.

Die **Chinawurzel**, *) welcher izt alle Heilkräfte abgesprochen werden, wächst auf den grössern Antillen, und vermuthlich auch auf den dänischen, ob ich sie gleich da nicht zu sehen bekommen habe.

Ungeachtet der **Tabak** hier unvergleichlich wächst; so pflanzt doch jeder nur so viel, als er zu seinem eigenen Gebrauche nöthig hat. Nur die Neger treiben einen kleinen Handel damit. Man kan in einem Jahre von einem Stock wenigstens dreymal ernten. Wenn die Blätter nur aufgehangen werden, und ihnen zum Trocknen Zeit genug gelassen wird; so schmecken sie, ohne weitere Zubereitung, wie **Canaster**, und werden desto besser, je länger sie hängen. Es wird da viel **Cigarr** geraucht: eine Art zu rauchen, die bey den Spaniern sehr beliebt ist. **Cigarr** ist eine von den zartesten und besten Tabaksblättern vest zusammengerollte fingersdicke Walze, etwa einen halben Schuh lang, die der Länge nach hohl ist, wie eine Tabakspfeife. Sie wird an einem Ende angezündet, und so nach und nach ganz aufgeraucht. Es gibt da auch **Tabaksbäume**, **) die aber zu dem Geschlechte der eigentlichen Tabakspflanze gar nicht gehören; und nur darum diesen Namen führen, weil ihre grossen Blätter mit den Blättern des Tabaks in der Bildung was ähnliches haben, aber weiter nicht brauchbar sind.

Die **Pfefferpflanze**, ***) ein Strauch, dessen zahlreiche Aeste mit dickem Laub und rothen Früchten behangen sind, hat ein sehr schönes Ansehen. Die

Frucht

*) Smilax china.
**) Solanum verbascifol.
***) Capsicum frutescens.

Frucht heißt spanischer Pfeffer, oder Piment, dessen Schoten der Form nach sehr verschieden sind. Sie sind entweder ziemlich walzenförmig, und am Ende etwas gebogen und spitzig; oder sehr eingedrückt, mit langen Furchen; oder haben allerhand irreguläre Formen, wie Weinflaschen und dergleichen. Manche sind so groß wie eine Faust; andere nur zwey Zoll lang. Wenn sie reif sind, haben sie eine Zinnoberfarbe, oder sind gelb. Die Schoten des Fingerpfeffers sind von der Länge und Dicke eines kleinen Fingers, am Ende zugespitzt, weiß oder roth. Diese Arten werden, auch wenn sie noch grün sind, als Gewürz an Speisen gebraucht. Sie haben einen ungemein scharfen und beissenden Geschmack, sonderlich wenn sie recht reif sind. Doch werden die Schalen von den darinn befindlichen Körnchen in der Schärfe weit übertroffen. Man pflegt da auch spanischen Pfeffer in Eßig zu thun, der davon sehr kräftig wird. Im Busche wächst der **Grivpfeffer** wild. Er hat kleine runde hochrothe Früchte, welche die Grive, die blauen Tauben und die Hühner ohne Schaden fressen, da er für Menschen so brennend ist, daß der Mund voll Feuer zu seyn scheinet, sobald man ihn nur kostet.

Der weisse **Milchbaum** *) hat einen weissen milchichten Saft, welcher, vorsichtig gebraucht, bey frischen Wunden sehr dienlich ist; und trägt ansehnliche weisse Blumen, welche am Ende eines fast schuhlangen Stiels in grosser Anzahl, wie ein Strauß beysammensitzen. Die Blätter sind sehr laug und schmal; weswegen ihn die Neger auch Schlangenbaum nennen.

Die

*) Plumeria alba.

Die wilde Ipecacuanha *) wächst da sehr häufig. Ihre Wurzel kan als ein Brech- und Laxirmittel gebraucht werden: ich habe aber nicht gehört, daß man sich derselben dort viel bediene. Sie trägt eine schöne safrangelbe Blume.

Altemannsbart **) wächst in langen weissen dicht beysammen sitzenden Fäden, die an den Bäumen, auf welchen sich diese Schmarotzpflanze gesetzt hat, wie ein Bart herabhängen. Sie werden zum Polstern der Sättel und Kissen gebraucht, auch zerbrechliche Sachen damit eingepackt. In Nordamerica, vornehmlich in Georgien und Carolina, wächst diese Pflanze sehr häufig; so daß ganze Wälder damit wie bedeckt sind. Sie ist im Winter das Futter der Hirsche; selbst das Rindvieh kan sich im Nothfall damit behelfen.

Die **Aloe**, ***) welche den bittern klebrichten Saft enthält, der gekocht, oder in der Sonne getrocknet, die **schwarze Pillenmasse** gibt, siehet man dort hin und wieder. Die Blätter sind sehr dick, brechen leicht, und tröpfeln alsdann einen Saft, der zur Erwärmung des Magens dienlich ist. Dreyßig Tropfen davon laxiren, und eine Pille von dem getrockneten vertreibt bey Kindern die Würmer.

Den **Caßiaröhrenbaum** nennen die Neger Canefister. ****) Er wird auf der Nordseite von St. Thomas, auch sonst in Gärten, angetroffen. Seine reifen Früchte sehen wie eine geräucherte Bratwurst aus,

*) Asclepias curassavica.
**) Tillandsia tenuifol.
***) Aloe perfoliata.
****) Cassia Fistula.

aus, sind anderthalb bis zwey Schuh lang, haben inwendig Fächer, worinn kleine runde Körner sind, um welche die Caßia wie eine schwarze Latwerge liegt. Sie wird gegessen, hat was säuerliches, und laxirt gelinde. Mit Mehl von kleinem Magis in Wasser gekocht, gibt sie einen lindernden Trank. Wenn der Wind mit den harten Hülsen spielt, deren immer viele beysammen an kurzen Stielen von den Aesten herunter hängen; so machen sie ein lautes Geklapper, sonderlich auf Plätzen, wo viele dieser Bäume beysammen stehen. Auf der Nordseite von St. Thomas wächst auch die Senne, *) ein niedriges Gesträuch, von dessen Blättern ein gelinde laxirender Trank gekocht wird. Ausser diesen sind noch mehrere Arten der Caßienbäume da einheimisch.

Der Kirchbaum **) hat nicht nur wegen seiner schönen Blumen und Blätter ein zierliches Ansehen, sondern ist auch zur Arzney dienlich. Insonderheit geben seine Blumen, in Wein digerirt, einen vortreflichen Trank zur Wiederherstellung der Kräfte nach einem Fieber.

Der Copaivabaum, ***) aus dem der bekante Balsam kommt, heißt auf den dänischen Eylanden Maran, und wächst auf St. Croix. Der Balsam fließt aus seiner Rinde, wenn sie geritzt wird. Er ist weiß oder gelb, flüßig und harzig, wie Terpentin, hat einen guten Geruch, und scharfen bittern Geschmack. Er ist vortreflich bey frischen Wunden, auch in Colik und bey innerlichen Schäden zu gebrauchen.

*) Cassia Senna.

**) Poinciana elata.

***) Copaifera.

Der weisse Caneelbaum *) hat unter der äussern grünen Rinde eine weißliche, welche einen dem Zimmet ähnlichen Geschmack, auch seine erwärmende Eigenschaft hat. Sie wird mit Rum extrahirt, und in Verkältung, Colik, und bey andern Zufällen gebraucht. Diese Bäume stehen auf St. Thomas in Crumbay an der See.

Der wilde Caneelbaum **) wächst so hoch und dick, daß er zu starkem Bauholz gebraucht werden könte. Er trägt den vortreflichen Specereypfeffer, oder die Alspeis, gleich kleinen Lorbeeren, die von aromatischem Geschmack und Geruch sind. Die bräunliche Rinde dieses Baums hat einen wilden Zimmetgeschmack; und selbst die Blätter, die zähe sind wie Leder, riechen sehr gewürzhaftig und werden wie Lorbeerblätter an Speisen gethan. In zahlreichen Versamlungen, dergleichen in den Negerkirchen zu seyn pflegen, kan der üble Dunst verhütet werden, wenn man den Boden mit diesen Blättern bestreuet, und einige Zweige an den Wänden anbringt. Der Rauch dieser Blätter betäubt und vertreibt auch die Muskiten.

Die gelbe Distel ***) trägt in stachlichten Kapseln eine Menge kleiner Körner, welche zum Laxiren und Brechen von den Negern viel gebraucht werden. Die Dosis ist ohngefehr ein Fingerhut voll. Der warme Trank aber, der von den Blättern gekocht wird, hat die entgegengesetzte Wirkung; er stopft. Auch bey äusserlichen Schäden sind die Blätter heilsam.

Den

*) Winterania Canella.

**) Myrtus Pimenta. Ist der wilde Zimmetbaum des Bancrofts. Guiana S. 44.

***) Argemone mexicana.

Den **Rocubaum** *) trift man bisweilen in Gärten an. Er ist drey Fuß hoch und wegen seiner Samenkörner berühmt, die in braunrothen und sehr rauhen Capseln sitzen, und die rothe Farbe geben, die unter dem Namen **Orlean** bekant ist. Da die Caraiben noch auf diesen Inseln wohnten, zogen sie viele solche Bäume, weil sie den **Rocu** mit Carpatöl angemacht brauchten, sowol ihre Gefässe, als ihren Leib täglich damit zu mahlen, um ihn gegen das Brennen der Sonne und die Muskitenstiche dadurch zu schützen.

Die Früchte der **Annona glabra**, eines grossen Baumes, sind eyrund, von angenehmen Geruch und grüngelblicher glänzender Farbe; aber nicht eßbar, und heissen **Hundsäpfel.** Das Holz dieses Baumes kan zu Gorkstöpseln gebraucht werden.

Der **Statiusthee,** **) ein Kraut, das Mannshoch wächst, wird in Fiebern getrunken, und wirkt durch den Schweis.

Ein für die Haushaltung sehr nützliches Gewächs ist der **Calbaschbaum.** ***) Er wächst zu der Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, hat wenige, aber sehr lange und gerade Zweige, und fast immer Blüthen und Früchte zugleich. Diese heissen **Calbasche,** sind meist kugelrund, haben von einem bis vierzehn Zoll im Durchschnitt, und eine dünne harte grünliche Rinde, die mit der Zeit hellbraun wird. Man säget sie mitten durch, nimmt das weiche Fleisch heraus, und braucht sie zu Milchbecken, Schüsseln, Tellern und

*) Bixa orellana.

**) Nepeta Cataria.

***) Crescentia Cujete.

Trinkgeschirren. Sie haben die gute Eigenschaft, daß sie sehr leicht und dauerhaft sind. Wenn sie gekocht werden, ehe man Gebrauch davon macht; so sind sie noch stärker. Auch bey der Taufe der Neger brauchen unsre Mißionarien dergleichen als Taufschalen. Eine Art **Calbasche**, welche lang und sehr dünne sind, dienen als Flaschen und Krüge, flüßige und trockene Sachen darinnen aufzuheben; und nirgends hält sich das Gesäme besser. Die ganz kleinen dienen den Schwarzen als Schröpfköpfe; und aus den grossen machen sie gar eine Art von Cithern. Wenn man sich die Haut verbrant hat, so wird mit Nutzen alle fünf bis sechs Stunden von dem inwendigen Fleisch der Calbasche frisch aufgelegt. Der ausgedruckte Saft der ganz kleinen, die unreif am Feuer ein wenig gebraten worden, soll ein guter Trank gegen die Schwindsucht seyn. Das Wachsthum der Früchte dieses Baums zu befördern, werden zwischen die Hauptäste grosse Steine gelegt, auch Nägel in den Stamm geschlagen. Letzteres geschiehet aus gleicher Absicht, auch an den Cocos und andern Bäumen. Die Calbasche wachsen nicht nur an den Aesten, sondern auch unmittelbar am Stamme, und oft nahe an der Erde. Man hat noch eine Art davon, die **Grundcalbasche**, die, wie Kürbisse, zu einer Grösse wachsen, daß sie im Durchschnitte oft über anderthalb Fuß halten, und zu grossen Wassergefässen, wie Züber, gebraucht werden. Der Saft aus den am Feuer gebranten Blättern der **Grundcalbasche** wird auf frische Wunden, Geschwulst und Verrenkung gestrichen, und die Blätter aufgelegt. Auch werden aus den **Grundcalbaschen** Knopfformen gemacht;

noch

noch besser aber aus den **Baumcalbaschen**, die alsdann erst gekocht werden, daß sie nicht abfärben.

Der **Seidenbaumwollenbaum** *) wird ungemein hoch und dick. Der Stamm eines solchen Baums, der in St. Thomas auf dem Wege von Tappus nach **Crumbay** stand, war unten im Durchschnitte elf Fuß dick, und seine Aeste breiteten sich wol auf hundert Fuß aus. Er war der größte Baum im Lande. Aus solchen ausgewachsenen Stämmen verfertigen die Indianer ihre grossen Canu. So lang die Stämme jung sind, haben sie dicke spitzige Stacheln, die man an den alten nicht mehr wahrnimmt. Nach der Aussage der Einwohner trägt der Baum in sieben Jahren nur einmal. Die Frucht bestehet aus grossen Capseln, darinn die Samen in Baumwolle liegen, die wie die feinste Seide, mausfarbig, aber sehr kurzhaaricht ist. Zu Unterbetten oder Matratzen ist sie vortreflich, anfangs leicht, wie Eiderdunen; mit der Zeit aber nimmt sie Feuchtigkeit an, wird schwerer und fällt zusammen: doch nie so, wie die gewöhnlichen Federn. Sie wird auch mit zu Verfertigung der Hüthe genommen.

Der **Mahobaum** hat eine nützliche Rinde, die sich in Fäden theilen läßt, wie Hanf, und zu Fischnetzen und allerhand haltbaren Stricken bequem ist.

Der **Cattun- oder Baumwollenbaum** **) macht mit dem Zuckerrohr, die zwey Hauptzweige der Handlung auf diesen Inseln aus. Es ist ein Strauch, der ohngefehr halb Mannshoch wächst; aber eine grössere Höhe erreichen würde, wenn man ihm nicht

*) Bombax gossypinum.

**) Gossypium hirsutum, barbadense &c.

den Gipfel abschnitte: wodurch er gleichsam genöthiget wird, mehr Aeste zu treiben, und mehr Früchte zu tragen. Seine Blumen sind groß und ansehnlich, und in Farben verschieden. Denn an einigen Sträuchen sind sie gelb, an andern fleischfarbig. Die Baumwolle sitzt an den Samen veste, welche in Capseln wachsen, die die Grösse einer welschen Nuß haben. Da die Capsel mit Baumwolle dicht angefüllt ist; so wird sie, wenn sie ihre Reife erreicht, durch die Ausdehnung der Baumwolle aus einander getrieben und geöfnet. Bleibt sie in diesem Zustande zu lang am Baume hängen; so fällt die Baumwolle aus, und der Boden scheint alsdann wie mit grossen Schneeflocken bedeckt zu seyn. Sie wird durch eine sehr einfache Maschine, die man **Ginne** nennt, von den Samenkörnern geschieden. Die Cattunbäume werden aus Samen gezogen, die einige Schritte von einander gesteckt werden: wozu jede Jahreszeit gut ist, wenn nur die Erde Feuchtigkeit genug hat. Gewöhnlich geschieht es im May: worauf sie im October und November blühen, und die Ernte im Januar und Februar erfolgt. Im May und Junius wird der Nachwachs, der eben so gut ist, als die erste Frucht, gesamlet. Wenn die Cattunbäume zwey Jahr getragen haben, so ist es am besten, sie auszurotten und neue zu pflanzen, weil ihr Trieb nachläßt. Die **Baumwollenwürmer** halten bisweilen ihr Wachsthum in etwas auf: doch sind sie selten in solcher Menge, daß sie die Bäume ganz kahl fressen könten; und der Schade, den sie thun, wird durch den starken Trieb der Natur in sehr kurzer Zeit wieder ersetzt. An den Bäumen, die recht feinen Cattun tragen, sind

auch

auch die Blätter feiner und zarter, und die Samenkörner, welche etwas grünlich sind, gehen nicht so leicht von der Baumwolle los. Der Saft der feinen Cattunblätter ist als ein bewährtes Mittel gegen das Gift der **Cassabimilch** bey Menschen und Vieh befunden worden. Ein Mißionarius hat damit glückliche Versuche an Hühnern gemacht; und ich selbst habe einen Neger da gekant, der dadurch vom Tode errettet worden.

An einer Art von **Buschtau** wachsen in kleinen Schoten, deren fünf bis acht an einem Stengel sind, kleine sphäroidische glänzende Samenkörner, von der Grösse der Felderbsen, steinhart, und blutroth, mit einem dunkelschwarzen Flecken an der Seite, wo sie an der Schote hängen. Man nennet sie da **rothe Corallen**, *) und als solche werden sie auf einen Faden gezogen, und von schwarzen Weibern und Kindern um den Hals getragen. Eine solche gestampfte Coralle soll ein tödliches Purgativ seyn. Hingegen werden die ungemein süssen Blätterchen dieser Pflanze bey Zufällen des Halses wie Süßholz gekauet und gegessen. Eine andere Art **Corallen**, die wol viermal so groß als jene, eyförmig, glänzend, von schneeweisser, aschgrauer oder dunkelblauer Farbe sind, wachsen auf Pflanzen mit Halmen und Aehren, wie ohngefehr der Haber, welche ebenfalls von den Schwarzen um den Hals und die Arme getragen werden.

Die **Indigopflanze** **) wächst zwar auf den dänischen Inseln wild; wird aber da ganz und gar nicht mehr gebaut: theils aus der Ursache, weil

*) Abrus precatorius.

**) Indigofera tinctoria.

Zucker und Baumwolle einen grösseren Vortheil gewähren; theils wegen der ungesunden Ausdünstungen, welche bey der Verfertigung des Indigos entstehen. Denn das Kraut wird bündelweise in Cisternen unter Wasser gethan; da sich dann in vier bis fünf Tagen die Farbe, wie ein Brey, an das faulende Kraut ansetzt, die, nachdem das Wasser abgelassen worden, getrocknet und in die gehörige Form gebracht wird. Da steigen dann von dem faulenden Kraute, das fleißig gerührt werden muß, unerträgliche und höchstschädliche Dünste auf, daß auch die Sclaven, die mit dieser Arbeit zu thun haben, aus dem Winde treten müssen, um nicht ihre Gesundheit dabey einzubüssen.

Von **balsamischen Sträuchen** und **Kräutern**, mit wohlriechenden mehrentheils rauhen Blättern, gibts viele Gattungen; *) man nennt sie da **wilden Balsam, wilde Sali** oder **Salbey**. Manche solche Blätter werden zu Thee in **Bennekoorts** und Mutterbeschwerungen, auch zu Fußbädern gebraucht.

Die **Laxir-** oder **Spitznüsse** sind die Frucht eines kleinen Baums oder Strauchs; **) ihrer zwey bis drey stecken in einer gelben Capsel, die die Form und Grösse einer kleinen Wallnuß hat, und mehrentheils in drey Fächer eingetheilt ist. Die schwarze und nicht sehr harte Schale schließt einen weissen Kern von der Grösse der Lambertsnüsse ein, der mit einem dünnen weissen Häutlein umgeben ist, und aus zwey Theilen besteht, in welche er sich der Länge nach leicht trennen lässt,

*) Varronia bullata. Lantana involucrata. Croton flavens &c.

**) Jatropha Curcas.

läßt, und zwischen denen eben ein solches Häutlein liegt, dergleichen um den ganzen Kern aussen herumgeht. Er schmeckt wie gute Haselnüsse: wird er aber mit den Häutlein gegessen, so sind zwey bis drey hinlänglich, einen Menschen durch übermäßiges Brechen und Laxiren zu tödten. Neue Ankömlinge sind mit diesen Nüssen oft übel angekommen, oder auch angeführt worden. Mehr Vorsicht, und die Bemühung, sich eine Kentniß von den Pflanzen und ihren Eigenschaften zu erwerben, würde ihnen dergleichen schmerzliche Erfahrungen erspart haben. Wenn man die innern Häutlein sorgfältig abschälet, als welche die Ursache jener schädlichen Wirkungen enthalten, so kan man diese Nüsse ohne Schaden geniessen; doch dürfen sie nie in Menge gegessen werden. Ich habe einen Neger gekant, der zwey dieser Nüsse mit ihren Häutlein, und eine Negerin, die ihrer drey ohne besondere Wirkung verschlucken konte; ich will aber niemanden rathen, es ihnen nachzuthun. Der Baum läßt sich sehr leicht fortpflanzen. Ein Stück eines Astes in die Erde gelegt, schlägt in kurzer Zeit aus, wenn er auch vorher halb vertrocknet war. Mit weniger Mühe lassen sich also davon lebendige Zäune anlegen.

Der **Carabatbaum**, *) den man in Europa unter dem Namen des **Wunderbaums** kennt, der aber den Namen eines Baums mit Unrecht trägt, und zu den Kräutern gehöret, fällt mit seinen grossen und zierlichen Blättern gut ins Auge, und seine Nüsse, die **Carabat-** oder **Oelnüsse** heissen, machen ihn nutzbar. Sie sind glänzend hellbraun, oder aschfarbig mit dunkelbraun marmorirt. Sie werden zerstos-

 sen

*) Ricinus communis.

sen und in Wasser gekocht; da sich dann ein Oel, welches zu verschiedenem Gebrauch dienet, auf die Fläche des Wassers setzt. Ein Theeschälchen voll davon ist ein gelindes und sicheres Purgativ, und zum Brennen ist es so gut wie Baumöl.

Das **Trompeterholz** *) hat seinen Namen daher, daß Stamm und Aeste hohl sind. Es wächst bis zur Dicke eines Arms. Wenn es trocken ist, so läßt es sich durch Reiben leicht entzünden.

Die **Terpentinbäume** **) lassen aus ihrer Rinde ein durchsichtiges Harz flieſſen, wie Terpentin, davon man aber keinen Gebrauch macht. Hingegen dient ihr weiches Holz zu Absätzen unter die Schuhe, und ihr Laub ist eine angenehme Nahrung der Ziegen. Weil sie sehr lang dauren; so werden sie gern zu Grenzbäumen genommen. Sie lassen sich ebenfalls, wie mehrere andre Bäume, durch Aeste leicht fortpflanzen.

Der **Teyerbaum** ***) oder die Fächerpalme, zeichnet sich weniger durch seine Höhe, als durch sein Ansehen und seinen Nutzen aus. Er hat keine eigentliche Zweige; seine Krone wird nur durch Blätter gebildet, die an sehr langen Stielen sitzen. Ein solches Blat ist wol sechs Fuß lang, und wie ein Fächer gestaltet, nach dem Stiel zu schmal und enge gefaltet, oben nach einem Zirkelbogen weit ausgebreitet. Sie haben eine glatte und zähe äussere Haut, wodurch sie eine grosse Steifigkeit erhalten; lassen sich aber durchaus wie Bast behandeln, und in Fäden, wie Hanf, zertheilen. Die Neger und Indianer wissen sie zu ver=

*) Cecropia peltata.
**) Pistacia Terebinthus.
***) Palma Corypha umbraculifera.

verschiedenen Absichten anzuwenden; sie drehen nicht nur dauerhafte Stricke, woraus sie die Netze zu den besten Hangmatten verfertigen, sondern flechten auch Siebe, nette Körbe, und sonderlich Teyersäcke davon, worinnen sie allerley Lasten auf den Schultern tragen, und Cassabisäcke, in welchen die geriebene Masse der Cassabiwurzel ausgepreßt wird. Sie werden wol auch mit zu Besen und zum Decken der Dächer gebraucht. Ich habe sehr schöne und federleichte Hüthe gesehen, welche die Spanier davon geflochten und schwarz gefärbt hatten. In St. Croix sind mir diese Bäume nicht vorgekommen, da sie in St. Thomas in Menge sind.

Verschiedene Pflanzen werden da unter dem allgemeinen Namen Bitterstock begriffen, weil gesunde bittere Tropfen daraus extrahirt werden. *) Eine Art Malven heißt da englischer Thee, **) weil die Engländer einen warmen Trank davon machen, den sie als eine gute Arzney stark gebrauchen. In kalten Fiebern wird ein Thee von den Wurzeln der Ruellia ***) getrunken. Den Namen Düvellsbitt hat diese Wurzel bey den Negern darum erhalten, weil sie gemeiniglich abreißt, wenn sie ausgezogen wird. Ihre Samencapseln geben einen Knall, wenn sie ins Wasser geworfen werden. Safran wächst viel in St. Croix auf der Nordseite; ist aber, so viel ich gesehen habe, wild, und wird nicht gebraucht.

Zum Bauen und zu allerhand Hausgeräthe liefert Westindien vorzüglich schönes und dauerhaftes

Holz.

*) Santolinae, Tanaceti &c. spec.

**) S. Browne History of Jamaica S. 282. 3.

***) Ruellia strepens.

Holz. Da ich manche Arten von Bäumen, deren Holz zu dieser Absicht verwendet wird, nicht selbst in ihrer Blüthe gesehen habe; so bin ich nicht im Stande, die Linneischen Namen derselben anzugeben, und muß mich begnügen, sie mit den dort gewöhnlichen zu benennen. Unter die dicksten und härtesten Hölzer, dergleichen zu den Zuckermühlen gebraucht werden, gehöret der **Girgirribaum**, *) der sehr groß, hoch und ansehnlich wächst. Wenn er angebohrt, oder ihm ein Ast abgebrochen wird, so fließt ein nach Salpeter schmeckendes Wasser heraus, das die Neger gern trinken. Der **Randu** oder **Bulltri** **) hat röthliches, der **Fustickbaum** ***) aber gelbes Holz. Ersteres wird zu Balken und Sparren verwendet, und in Surinam werden alle Dächer mit Schindeln von diesem Holze gedeckt. Letzteres ist nicht nur zum Bauen, sondern auch zum Färben unvergleichlich; aber izt so selten, daß dort das Pfund für einen halben Stüber, oder sechs Pfennige und theurer verkauft wird. Es ist so dicht und schwer, daß es im Wasser untersinkt: welche Eigenschaft mehrere dortige Hölzer haben. Der **Locusbaum** ****) hat ein schönes röthliches und vestes Holz, das nicht leicht verfault. Auch der **wilde Caneelbaum** *****) wird zu Bauholz gebraucht, sowol der ächte, welcher dunkelbraunes, als der Bastardcaneel, welcher röthliches Holz hat. Amurath und Mastick sind zwey andre Ar-

*) Bucida Buceras.

**) Achras.

***) Morus tinctoria.

****) Hymenaea.

*****) Myrtus Pimenta.

Arten von Bauholz, wovon letztere so gelb ist wie Buchsbaum. Von dem gelben Sandelholz gibt es Stämme, die drey Fuß im Durchmesser dick sind. Wenn von den Sägespänen dieses Holzes etwas auf beschwitzte Hände oder Arme fällt; so laufen sie davon auf, und bekommen einen Ausschlag, der mit heftigem Jucken verbunden ist. Versieht man es, und fährt mit einer solchen Hand über das Gesicht, so erfolgen da eben die Zufälle. Das Eisenholz hat den Namen von seiner Schwere und Härte. Mit dem Beil ist fast nichts dagegen auszurichten, und kein Nagel kan hineingeschlagen werden; aber mit der Säge wird es bezwungen. Es ist blaßgelb, in der Mitte mit rothen Streifen. Das Pockholz *) ist zwar wegen seiner Härte, und weil es sehr verwachsen ist, schwer zu bearbeiten; aber seine Vestigkeit und Dauer gibt ihm den Vorzug vor allem Bauholz. Es ist fast unverweslich, auch alsdann, wenn es in die Erde verbaut wird; und eher wird das Eisen vom Rost verzehrt, als dieses Holz verfault. Die Stämme dieser Bäume erwachsen zu einer Dicke von drey bis fünf Fuß im Durchmesser. Aus der Rinde wird ein Bier gebraut, das zur Reinigung des Bluts sehr dienlich ist. Wenn der Stamm geritzt wird, so läßt er aus der Wunde wohlriechendes Gummi fliessen, das in starkem Brantewein aufgelöset, und äusserlich und innerlich als ein Balsam gebraucht wird. Einige Tropfen in ein Glas Wasser gegossen, geben ihm die Farbe und das Ansehen der Milch, und in einigen Minuten setzt sich was harziges davon an

das

*) Guajacum, Franzosenholz, lignum vitae, auch lignum sanctum, indianisch Holz.

das Glas. Dieser Balsam ist ungemein scharf und angreifend, und muß in den hitzigen Ländern sehr vorsichtig gebraucht werden; sonst kan er eben so viel Schaden verursachen, als er bey weiser Anwendung Nutzen schaft. Mit dem **Copaivabalsam** versetzt, ist er gelinder und sicherer zu gebrauchen. Es ist dieses Holz eben so theuer als **Fustick**, und wird wie dieses, in Menge nach Europa verhandelt. Alle diese Hölzer können zu Bauholz auch an Häusern gebraucht werden; sie sind aber dazu theils zu rar, theils zu schwer. Die Holzarten, welche gewöhnlich zu Gebäuden gebraucht werden, sind das **Madamholz**, das **Beerholz**, das **Jahrholz**, welche alle drey weiß sind. Der **Geigenbaum** oder **Susanneholz** *) ist lichtbraun, und zu Violinen brauchbar. **Boderoos** oder **Rosenholz** ist braunstreifig oder roth, aber selten. Das **weisse Cederholz**, **) welches ebenfalls zum Bauen verwendet wird, ist von dem nordamericanischen verschieden, hat auch den Geruch nicht, den jenes hat. Auch roth und weisses **Mangelholz**, gelb und schwarzes **Flambee**, weiß und schwarzes **Maniack**, auch **Guiaveholz** sind zum Bauen dienlich. Aber alle diese Arten müssen nur im Trockenen angewendet werden; weil sie in der Nässe nicht lang dauern. Ausser diesen bedient man sich noch des **Rootsteckels**, des **Boflamma**, welches in der Mitte schwarz und röthlich ist, des **Stinkholzes** ***) und vieler andern. Letzteres ist besonders dauerhaft, auch in der Erde; aber grosse Stämme davon sind sehr rar.

*) Citharexylon.
**) Bignonia pentaphylla.
***) Piscidia Erythrina.

rar. Es hat einen heßlichen Geruch, der sich am stärksten äussert, wenn es angezündet wird; gleichwol findet es auch seine Liebhaber. Daß es auch zum Fischfang gebraucht werde, habe ich schon vorhin angemerkt. Das Wasser, worin solches Holz gekocht wird, vertreibt, äusserlich gebraucht, die Krätze bey Menschen und Vieh.

Zu feinem Hausgeräthe und ausgelegter Tischlerarbeit wird **Locus** und **Rosenholz** gebraucht, auch schwarz und weisses **Betstädt**, das sich sehr sauber und glatt arbeiten läßt. **Roth** und **gelb Marmel** sieht wie bunter Marmor aus, und sein Inwendiges oder der Kern verfault nie. Wenn man es anzündet, gibt es einen Weihrauchgeruch von sich. **Maschenillholz** sieht schöner aus, als das vom Nußbaum und das Olivenholz. **Mahagony** war ehedem viel auf **St. Croix**; izt aber ist es ziemlich selten. Auf den dänischen Eylanden selbst wird aus Mangel der Künstler wenig feine Arbeit aus diesen schönen Holzarten verfertiget. Sie werden als eine Waare nach Europa verhandelt, wo es weder an geschickten Händen, noch an Liebhabern von dergleichen Arbeiten fehlt.

Elfter Abschnitt.

Einige sonderbare Pflanzen, und Blumen.

Ich habe noch einiger Pflanzen zu gedenken, welche durch eine besondere Eigenschaft, durch die äussere Bildung, oder durch ihre Blume, eine eigene Aufmerksamkeit verdienen.

Die **wilde Ananas**, *) die eine Aehnlichkeit mit der ächten hat, aber viel kleiner ist, gehört unter die sogenanten Schmarotzpflanzen, worunter diejenigen verstanden werden, welche ihre Nahrung nicht unmittelbar aus der Erde oder dem Wasser, sondern aus einer andern Pflanze ziehen, welcher sie sich aufgedrungen haben; dergleichen der bekante **Mistel** oder **Vogelleim** ist. Eine Beobachtung, die ich bey der wilden Ananas gemacht habe, hat mich überzeugt, daß die Meinung keinen Grund habe, als ob sich die Schmarotzpflanzen von den zubereiteten Säften andrer Gewächse, als ungebetene Gäste, nährten.

Es wachsen die wilden Ananas auf ganz verdorrten Stämmen noch häufiger, als auf lebendigen, und sind auf jenen eben so vollkommen, als auf diesen. Ohne Zweifel ernähren sie sich auf beiden auf einerley Weise. Da sie nun aus dem dürren Holze keine Säfte erhalten können, und gleichwol eben so stark und lebhaft sind, als auf dem grünen; so müssen sie noth=

*) Tillandsiae spec.

nothwendig ihre Nahrung aus dem Regen und Thau des Himmels herhaben, und wachsen folglich nicht auf Unkosten anderer Pflanzen. Wenn ich an einem grünen Baume funfzig solche Ananas gezehlt habe; so hatte ein ausgestorbener mehr als noch einmal so viel. Ihr Samen wird ohne Zweifel durch den Auswurf gewisser Vögel auf die Zweige der Bäume gebracht.

Der **Manglebaum** *) wächst nur am Ufer der See, auf solchen Stellen, wo seichtes Wasser steht; oder die wenigstens sumpfig sind. Er hat die besondre Eigenschaft, daß er aus seinen untern Zweigen, die oft in einer Höhe von zehn und mehr Fuß aus dem Stamme heraus kommen, und aus dem ganzen Stamme, so weit er über der Erde ist, Wurzeln von allen Seiten heraustreibt, die sich nach der Erde herabziehen, und wenn sie dieselbe erreicht haben, darinn einwurzeln. Aus diesen Wurzeln, die wie Aeste ohne Blätter aussehen, wachsen über der Erde wieder andere. Sie breiten sich weit aus, laufen durcheinander, und umflechten einen grossen Platz dergestalt, daß es schwer und oft unmöglich ist, durchzukommen. Die eigentlichen Aeste gehen in die Höhe, sind belaubt und viel dicker, als diese sonderbare Wurzeln. Bey manchen **Manglebäumen** sieht man den Stamm vor der Menge der Luftwurzeln nicht: bey andern fängt er einige Ellen über dem Boden an, ruhet auf etlichen Wurzeln, und wird von diesen und den übrigen von oben herunter kommenden schwebend getragen. Daß an den Wurzeln dieser Bäume, die im Wasser stehen, Austern zu sitzen pflegen, ist schon oben angemerkt worden. Die Neger verwenden

*) Rizophora Mangle.

die Wurzeln dieser Bäume, welche zähe und biegsam sind, zum Ausflechten der Wände ihrer Häuser. Daß man sonst einigen besondern Gebrauch von dem Holze dieses Baums mache, habe ich nicht gehört. Zum Brennen ist es, wie viel anderes Holz, zu brauchen, und brennt sehr leicht. Auch von den Aesten des grossen **Feigenbaumes** *) hängen eine grosse Menge sehr dünner und feiner Wurzeln auf den Boden herunter, welche sich in die Erde hineinziehen und bevestigen. Es scheinen die von oben herunter kommenden Wurzeln bloß dazu bestimmt zu seyn, diesen Bäumen zur Bevestigung zu dienen, ohne ihnen einige Nahrung zuzuführen. Denn da sie aus dem Stamme und den Zweigen erwachsen sind, und ihr Triebwerk gegen die Erde ging, so müßte eine wunderbare Veränderung bey ihrer Einwurzelung vorgehen, wenn izt der Trieb rückwerts gegen den Baum gehen solte; und gleichwol ist es schwer, sich eine Wurzel zu gedenken, die das letztere nicht thut.

Sonderbar und prächtig sind die vielen Arten **Cactus**, saftige stachlichte Gewächse, die zwar keine eigentliche Blätter, aber Blumen und Früchte tragen. Sie sind theils melonenförmig, ohne einige andere Glieder; theils mit einem Stamme und vielen Gliedern versehen, deren eines aus dem andern wächst. Die melonenförmigen oder **Melonendisteln** heissen dort **Negerköpfe.** **) Ohne Stamm oder Stiel stehen sie unmittelbar auf der Erde wie grosse grüne Melonen aufrecht, haben nach Verschiedenheit ihres Alters zwölf, sechzehn, zwanzig, und mehrere regu=

*) Ficus indica.
**) Cactus Melocactus.

reguläre Furchen nach der Länge von oben nach unten, und eben soviel erhabene dreykantige Rippen, die mit Büschlein starker Igelstacheln sehr regelmäßig besetzt sind. Oben drauf steht ein walzenförmiger Kopf, der aus einem wolligten, aber dichten Wesen besteht, und mit feinen Stacheln besetzt ist, zwischen welchen hellviolette Blumen herauswachsen. Die kleinen Früchte, welche aus diesen Blumen entstehen, und gut zu essen sind, haben von aussen mit ihnen einerley Farbe; inwendig aber sind sie weiß und voll kleiner schwarzer Körner. Diese sonderbaren Gewächse stehen auf den trockensten Klippen; und da ihre Wurzeln in der Nähe die nöthige Nahrung nicht finden, so laufen sie, gleichsam auf gut Glück, weit über die Felsen, um in entfernter Erde ein besseres Unterkommen zu finden. Sie vermehren sich durchs Ansetzen. Denn wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, so spaltet sich eine Rippe; worauf eine junge Pflanze aus der Oefnung zum Vorschein kömt. Zum Zierath werden sie an die Eingänge der Gärten, oder sonst wo aufgestellt.

Die aufrechtstehenden Cerei, *) oder Fackeldisteln, haben einen mit dünnen Stacheln überall besetzten Stamm, aus dem die Glieder oder Aeste wie lange runde Stangen hervorgehen, und aus diesen wieder andere, fast ganz gerad, alle, wie die Negerköpfe oder Melonendistel mit Furchen und erhabenen Rippen, und auf diesen mit Stacheln besetzt, die wie die Strahlen eines Sterns nach allen Seiten auseinander gehen. Ich habe sie über zwey Mannslängen hoch gesehen. Sie stehen, wie alle Cactus, in dem

*) Cactus cereus hexagonus &c.

unfruchtbarsten Boden, und sind doch voll Saft, welcher häufig herausfließt, wenn man einen Arm oder Stange abschlägt. Und nichts ist leichter als dis: denn sie sind sehr zerbrechlich, weil sie aus einer markichten Substanz bestehen, die mit einer nicht sonderlich harten Haut umgeben ist. Ihre Früchte oder Feigen sind süß, klebricht, voll kleiner Körner, und gesund zu essen. Eine Art der **kriechenden Cereen** *) trägt eine besonders schöne Frucht, den **Tschickeapfel**, wie er da genant wird. Einen derselben fand ich fünf Zoll lang, drey und einen halben Zoll dick, länglichrund, und fast wie eine Artischocke gebildet. Nur hatte er weniger Schuppen mit weichen Stacheln. Die Hauptfarbe war dunkelroth, und verschoß an den Spitzen der Schuppen ins grüne. Inwendig hatte er ein weisses Fleisch, das mit einem breiten carmosinrothen Rande eingefaßt, und voll schwarzer glänzender Körner war, die an Grösse die Tschicken nicht übertrafen. In diesem Verhältniß liegt die Ursache des Namens. Wegen ihres ungemein süssen Geschmacks finden sie unter Negern und Blanken viele Liebhaber.

Aus den **Opuntien** merke ich die **Prickelbeere** **) an. Es hat dieses Gewächse das sonderbare, daß ein Blat aus dem andern wächst. Durch Blätter muß man aber hier solche Glieder verstehen, die nur in der Form mit gewöhnlichen Baumblättern übereinkommen, aber ungleich dicker, fleischigt und steif sind. Ihr Umriß ist eyförmig, mit oder ohne Ecken, und oft über einen Fuß lang. Sie sind durch-

*) Cactus cereus triangularis.

**) Cactus Opuntia.

durchaus mit Stacheln besetzt, die auf den grossen sehr spitzig, und ihrer immer drey oder vier beysammen sind; daher in St. Croix die Zuckerfelder und andere Plätze damit umzäunt werden. Ohne sich schrecklich zu verletzen, kan durch diese Hecken nichts durch, am wenigsten ein nackender Neger. Die Stacheln dringen tief ins Fleisch, und wenn sie auch ausgezogen werden, so verursachen sie doch Geschwulst, und noch schlimmere Zufälle; sonderlich wenn die Wunde nicht recht geblutet hat. Die aus den Gliedern oder Blättern hervorwachsenden Blumen haben ein vortrefliches Ansehen; aber sie sind mit sehr feinen Stacheln versehen, die sich in die Haut hineinziehen: daher es nicht rathsam ist, an dieselben zu riechen. Ihre Schönheit währt auch nicht über vier und zwanzig Stunden. Selbst ihre röthlichen Feigen haben inwendig sehr feine Stacheln, die Büschelweise beysammen stehen. Wenn man die Vorsicht braucht, diese herauszuziehen, so können die Feigen ohne Schaden genossen werden. Sie haben einen rothen, weinsäuerlichen und kühlenden Saft, der den Urin färbt.

Eine andere Art Opuntien habe ich immer nur an der See angetroffen. Man nante sie da grosse Fliegentaschen. *) Sie haben einen Stamm wie ein Cereus, aus welchem sie längere Blätter oder Glieder als die Prickelbeeren treiben, die wie ein Säbel oder Zuckerkappmesser gekrümmt, und nur am Umriß mit Stacheln versehen sind. Auf der übrigen Fläche aber habe ich doch deutliche Spuren abgefallener Stacheln wahrgenommen. Es ist ein prächtiges Gewächs, das, wie andre Opuntien, Feigen trägt.

*) Cactus Tuna.

Diejenigen Arten dieser Pflanzen, die man in Gewächshäusern zu ziehen pflegt, bleiben in der Grösse und der Vollkommenheit hinter den westindischen weit zurück.

Der Sandbüchsenbaum *) verdient hier auch eine Stelle. Aus seinem deutschen und englischen Namen läßt sich der Gebrauch desselben leicht errathen. Es ist sonderbar genug, daß die westindischen Streusandbüchsen auf diesem Baume wachsen. Seine Capseln werden unreif abgeschnitten, und die Samen herausgenommen; mehr ist nicht nöthig, um die Streusandbüchse fertig zu machen. Läßt man sie aber am Baume reif werden; so zerplatzen sie mit einem starken Knall, wodurch der Same weit herum zerstreut wird. Dieser Baum hat etwas von der brennenden Eigenschaft des Maschenillbaums, und wie bey diesem, fließt eine Milch aus der Stelle, wo ein Zweig weggebrochen worden. Weil die Pferde räudig werden, die sich an so einem Baume reiben; so hält man dort diese Ursach für hinlänglich, ihn nirgends zu dulden, wo er dergleichen Schaden veranlassen könte.

Die **empfindliche Pflanze oder das Fühlkraut** **) habe ich in St. Thomas häufig angetroffen. Es haben die sonderbaren Erscheinungen, die bey dieser Pflanze vorkommen, den Naturforschern vielen Stof zum Nachdenken gegeben. Auf jede Berührung oder Erschütterung, sie mag mit dem Finger oder mit einem Stocke geschehen, macht sie solche Bewegungen, dergleichen bey Pflanzen ungewöhnlich sind. Sie senkt in dem Falle den Stiel ihrer gefie-

derten

*) Hura crepitans. Sand-Box-tree.

**) Mimosa sensitiva.

derten Blätter gegen die Erde, und schließt die Blätchen zusammen, die sonst weit von einander, Stiel gegen Stiel, stehen. Wenn sie eine Weile in diesem Zustande gewesen, so richtet sie ihre Blätterstiele wieder auf, die Blätchen trennen sich von einander, und erheben sich in ihre vorige horizontale Lage. Ein gewöhnlicher sanfter Wind, bringt diese Veränderungen nicht hervor; aber auf den Regen erfolgen sie.

Der höchste und prächtigste unter allen Bäumen ist der eigentlich sogenante **Palm- oder Palmitbaum.** *) Er ragt weit über alle andere mit seiner immer grünen Krone hervor, und man gibt ihm daher den Namen des Königes der Bäume. Sein Stamm geht vollkommen gerade in die Höhe, und ist durchaus so rund, als ob er gedrechselt wäre. Nach der Verschiedenheit seines Alters hat er verschiedene Farben. Der junge Stamm hat über seiner grünen Grundfarbe gelbliche Streifen, womit er, wie mit Gürteln, bis über seine halbe Höhe umgeben ist; die bey dem Alten auf der hellbraunen Farbe etwas verschossen sind. Unten bey der Wurzel hat er die größte Dicke, welche zunächst abnimmt, darauf aber allmählig gegen die Mitte so aufschwillt, daß er daselbst fast die Stärke erreicht, die er gleich über der Wurzel hat. Von da verjüngt er sich wieder, bis er sich über der Krone in eine Spitze endiget. Seine langen und ausgebreiteten Blätter, oder Zweige, sind von den Cocoszweigen wenig verschieden, aber noch gröffer. Sie bilden Reihenweise seine prächtige Krone; so daß die acht Blätter der obern Reihe über den

*) Palma Phœnix dactylifera.

Zwischenräumen der untern stehen. Mitten aus derselben ragt das zugespitzte Ende des Stamms, aus welchem mit der Zeit sich Blätter entwickeln, als eine gerade Stange senkrecht in die Höhe. Unter den Zweigen oder Blättern, ohngefehr in der Entfernung der halben Länge eines Blats, stehen um den Stamm in gleichen Weiten sechs lange schwertförmige Blumenscheiden empor, aus welchen die Blüthen und runden Früchte, von der Grösse eines kleinen Hühnereyes, hervorkommen, und in grossen Büschen heraushängen. Die Zierathen, welche an den Capitälen einiger Säulenordnungen pflegen angebracht zu werden, bleiben hinter dieser natürlichen Zierde weit zurück. Von den Blättern an enthält der obere Theil des Stammes das schneeweisse, zarte Mark, daraus der wohlschmeckende **Palmkohl** bereitet wird. Es liegen wol sechzehn verschiedene Häute über demselben, die weiß, und auf der inwendigen Fläche mit einem glatten Bast, wie mit weissem Atlas, überzogen sind. Das Mark ist zart und weich, und besteht grösstentheils aus weissen dünnen Blätchen, wie weisses feines Papier. Roh mit ein wenig Salz gegessen, schmeckt es wie frische welsche Nüsse; gekocht aber, wie Artischocken. Dieses delicate Gericht hat auch dort einen grossen Werth. Ein solches Stammende, darinn dieser köstliche Kohl enthalten ist, davon ein Gericht für etwa zehn Personen bereitet werden kan, wird für drey Stück von Achten, und theurer verkauft. Dergleichen werden bisweilen von Portoric nach den dänischen Inseln gebracht, da man auf denselben diese Bäume um ihres vortreflichen Ansehens willen schonet. Hingegen ist der in Guinea

so

so gemeine Palmbaum, aus welchem dort Oel und Wein gezogen wird, da nicht einheimisch.

Zu einiger Befriedigung der Blumenliebhaber will ich noch anmerken, daß verschiedene der bisher angeführten Bäume und Sträuche, wie auch noch mehrere weiche Pflanzen, besonders schöne und wohlriechende Blumen tragen. So geben z. E. die Blüthen der Pomeranzen und Citronen, und die Früchte der Limonie, die in Menge vorhanden sind, einen angenehmen Geruch. Auch die Blüthen des Caschu, des Mamay, des Caffee- des Kirch- und Milchbaums müssen unter die schönen gezehlt werden. Die Blüthe des **doppelten Jesmins**, wie man ihn dort nennt, ist fast Fingerslang, ganz weiß, und von vorzüglich angenehmen Geruch. Der **gemeine Jesmin** dient da zu Laubhütten, die er mit dem lieblichsten Duft erfüllet.

Bomedell *) ist mit seinen purpurrothen Blumen eine Zierde der Gärten. Dieser ohngefehr zwey Mann hohe Baum gibt schöne Alleen, und dauert sehr lange. Er läßt sich durch Zweige fortpflanzen, und der in die Erde gesteckte Ast wächst sehr schnell zum Baume. Eine Zierde der Wälder ist die **Waterbananne** oder **Waterpanne**, ein Gesträuch mit hellvioletten Blumen. Seine Reiser sind die Ruthen, womit die Sclaven gezüchtiget werden. Der **Rosenstock** wird nur in Gärten bisweilen gefunden, und braucht, als ein ausländisch Gewächs, eine besondere Pflege, so wie die **chinesische Rose.** **) Diese

*) Vermuthlich Bois immortel. Erithryna Coralloden-drum.

**) Hybiscus rosa sinensis.

Blume ändert täglich ihre Farbe; denn nachdem sie eine Weile von der Sonne beschienen worden, nehmen ihre weissen Blätter eine Fleischfarbe an.

Unter den weichern Pflanzen sind verschiedene, die ich um ihrer Blumen willen hieher verspart habe. **Nelken** und andere ausländische Blumen habe ich schon oben angeführt; auch die Blumen der Cactus, oder der Fackeldisteln, die alle sehr schön, und einige derselben es ganz vorzüglich sind. Hingegen ist die **weisse Lilie** da nicht anzutreffen. Verschiedene Arten der **Ipecacuanha** prangen auch mit schönen trichterförmigen Blumen von einer angenehmen Farbe. *) Das **indianische Blumenrohr** **) heißt im Creolischen **Indianhagel**, wegen der schwarzen kugelrunden und harten Samen, die die Grösse der Pillen haben. Die Pflanze wird sehr hoch, und ihre rothe Blumen haben ein gutes Ansehen.

Von der **Paßionsblume** ***) habe ich drey Arten angemerkt. Sie wachsen alle an Ranken, die sich mit ihren Gabeln oder Schlingen anhängen, wo sie nur ankommen können. Die **blasse** ****) ist mit einem dunkelpurpurnen weißgestreiften **Honigbehältniß**, wie mit einer Krone, umgeben, von dem sich fünf weisse mit blutrothen Puncten besprengte Blumenblätter ungemein schön ausnehmen. Unter dem **Samenbehältniß** hat man sich eine Säule vorgestellt; die fünf Staubfäden kommen wenigstens in der Zahl mit den fünf Wunden Christi überein, und an

den

*) Als Ipomaea Quamoclit, & triloba: Jatropha &c.

**) Canna Indica.

***) Passiflora.

****) Passiflora pallida.

den drey Staubwegen hat man sich eine Aehnlichkeit mit Nägeln gedacht: und das war die Veranlassung zu dem Namen dieser Blume. Sie trägt eine citronengelbe Frucht, die so groß als ein Hühnerey und eben so rund ist. Mit drey grünen Blättern des Kelchs wird sie fast bis in die Mitte zierlich bedeckt. Innerhalb ihrer Schale, die einen halben Finger dick ist, befinden sich sechs Fächer voll kleiner Kerne, die mit einem sehr süssen schleimigten Saft umgeben, und beides wohlschmeckend und gesund sind.

Die **Grenadille**, *) eine andre Art der Paßionsblume, ist grösser als die vorige. Das Honigbehältniß besteht nicht aus steifen Fäden oder Röhren, wie bey jener; sondern sie sind weich, wie die an einer Quaste, länger, und buntgefärbt. Ihre Ranken sind vierkantig; ihre Blätterstiele haben sechs Glandeln, da an der vorigen nur zwey sind. Ihre gelbe Frucht, welche ebenfalls eßbar ist, befand ich fünf Zoll lang, und drey und einen halben dick. Beide Arten geben die angenehmsten Lauben und bedeckten Gänge. Indem sie mit ihren zahlreichen und dichtverwachsenen Ranken und Blättern den Sonnenstrahlen den Zugang versetzen, so sind ihre Blumen und Früchte für den Geruch und das Gesicht angenehm.

Die dritte Art der Paßionsblume heißt im Creolischen **Beerappel.** **) Ihre Blume, die kaum den vierten Theil so groß als die vorige ist, wird von einer Hülle umgeben, die aus unzehligen feinen in einander artig verwirrten Fäden bestehet. Selbst an der Frucht, die nur klein, aber eßbar, und wol gar eine Arzney

gegen

*) Passiflora quadrangularis.
**) Passiflora fœtida.

gegen das Fieber ist, wird diese Hülle noch wahrgenommen.

Eine der grösten und prächtigsten Blumen trägt die Pinguin. *) Diese Pflanze hat eine Menge grasähnlicher Blätter, die ohne Stamm oder Stengel unmittelbar aus der Wurzel dicht neben einander, wie ein Grasbusch, herauswachsen. Sie sind über sechs Fuß lang, aber kaum handbreit; dabey sehr steif, und auf beiden Kanten von unten bis oben mit sehr starcken, spitzigen, gekrümmten Stacheln besetzt. Aus der Mitte dieses Busches von Blättern treibt sie im dritten Jahre einen Blumenstiel hervor, der nur die halbe Höhe der Blätter erreicht, und mit einer Menge weisser und röthlicher Blumen umgeben ist. Die Pracht dieses Blumenstrausses wird durch die helle Scharlachfarbe der nächsten Blätter, die ihn in schönster Ordnung umgeben, merklich erhöht. Er ist von zwey bis drey Reihen solcher Blätter, davon eine immer länger ist als die andere, eingeschlossen: und selbst an den untern Blumenblätchen sitzen solche rothe stachlichte Blätter, die aber viel kleiner, als die übrigen sind. Da diese Pflanzen zu verschiedenen Zeiten des Jahrs blühen; so geniesst man lange diesen prächtigen Anblick. Die Frucht besteht in grünen Beeren, von der Grösse der welschen Nüsse, die sich mit der Hand leicht aufdrücken lassen, und viele kleine Kerne in einem sauersüssen sehr saftigen Fleische enthalten. Sie sind die Nahrung der Ratzen, die in der Pinguin häufig nisten. Auch von den Negern werden sie gegessen; ob sie gleich im Geschmacke was herbes und angreifendes haben. Nach der Blüthe vertrocknet diese Pflanze nach

und

*) Bromelia pinguin.

und nach; hinterläßt aber Schößlinge nahe am Boden, welche bald einwurzeln und aufschiessen. Da diese Pflanze, wegen ihrer Stacheln, weder Menschen noch Vieh unbeschädigt durchläßt; so werden in St. Thomas die Zuckerfelder und andere Plätze damit verzäunt. Weil sie sich aber sehr weit ausbreitet, auch sehr leicht Feuer fängt; so wird ihr, in jener Absicht, in St. Croix die Prickelbeere vorgezogen.

Alle bisherige Blumengewächse werden von der Karato *) oder sogenanten Aloe an Grösse und Ansehen übertroffen. Dieses prächtige Gewächs trift man am meisten auf steinichtem Grunde, auch wol auf kahlen Felsen an, wo es nur desto mehr die Augen auf sich zieht, und Bewunderung erweckt. Seine Blätter schiessen unmittelbar aus der Wurzel hervor, und erwachsen zu einer Länge von zehn bis zwölf Fuß. In einem Alter von sieben Jahren oder eher, treibt es aus der Mitte einen langen Stamm, der sich oben wol in funfzig Aeste theilt. So viele habe ich selbst an einem gezehlt; und beobachtet, daß sich die untern wieder in vier, und die obern in acht kleinere Zweige theilten, die alle voll goldgelber Blumen sassen, deren Anzahl sich auf viertausend belief. Wenn sich die Aloe in dieser Herrlichkeit auf eine kurze Zeit gezeiget, und Früchte gebracht hat, die mit Pflaumen was ähnliches haben; so stirbt sie.

Ausser so vielen schönen, nahrhaften und heilsamen Pflanzen gibt es in diesen Inseln auch einige schädliche und giftige. Unter diesen hat der Mascheenillbaum **) den Vorzug. In dem äussern Ansehen

könt

*) Agave vivipara.
**) Hippomane Mancinella.

kömt er mit einem europäischen Birnbaum überein; trägt aber Früchte wie kleine Aepfel. Ihr Ansehen, Geruch und Geschmack sind recht sehr gut; wer sich aber dadurch verführen läßt, der ißt sich den Tod. Sie verursachen im Magen, Hals und Mund eine brennende Hitze; und eine tödtliche Entzündung des Bluts, dabey Hals und Zunge dick aufschwellen. Man hat Beyspiele, daß Sclaven aus Verzweiflung sich selbst damit ums Leben gebracht haben. Es kan aber der tödtlichen Wirkung dieser Frucht durch baldiges Erbrechen vorgebeugt werden. Einige behaupten, daß sie ohne Schaden gegessen werden könne, wenn sie zu ihrer völligen Reife gekommen sey. Der Milchsaft aus den Blättern und dem Holze dieses Baumes ist so brennend, daß er Blasen auf der Haut, und Geschwulst mit heftigem Zucken verursacht; und auf Kleidung und Wäsche macht er Flecken, als ob die Stellen vom Feuer verbrant wären. Am gefährlichsten ist er den Augen; es erfolgt davon unter einem grausamen Schmerz die heftigste Entzündung und Blindheit, bisweilen auf immer, bisweilen auf eine kurze Zeit. So verlor bey meinem Daseyn ein Neger ein Auge. Selbst der Regen oder Thau ist schädlich, der von den Blättern dieses Baumes herunter tropft. Ein Neger, der in die See fischen ging, hing indessen seine Trowses oder Beinkleider an einen Maschenillbaum, und ohne zu bemerken, daß einige Tropfen Wasser von dem Baum indessen darauf gefallen waren, zog er sie wieder an, worüber er am ganzen Unterleib aufschwoll. Man darf sich weder auf einen Ast des Baumes setzen, noch unter seinem Schatten lange stehen, oder schlafen. Mit Seewasser wird die schädliche

liche Wirkung des Milchsafts und des Wassers von diesem Baume gehemmt, wenn die beschädigte Stelle sogleich damit gewaschen wird. Dieses Mittel hat man immer in der Nähe, weil die Maschenillbäume nahe an der See wachsen, wo sie um ihres vortreflichen Holzes willen gehegt werden. Man pflegt sie zwar auf dem Stamme mit Feuer einigermassen zu trocknen: und gleichwol müssen die Sclaven, die zum Fällen gebraucht werden, Gesicht und Hände dabey vor dem schädlichen Safte verwahren. Zur Arbeit für Schreiner, Drechsler und Zimmerleute muß es ganz trocken seyn: aber auch alsdann hat man sich noch vor den Spänen zu hüten. Mit dem Saft des Baumes und der Frucht vergifteten die Indianer ehedem ihre Pfeile.

Die Früchte des grossen **Milchbaums** *) sind eben so giftig als die **Maschenilläpfel**, und seinem Milchsaft wird eben so wenig gutes nachgesagt, als der Milch jenes Baums. Er ist von eben derselben Grösse, trägt schöne gelbe Blumen, und lange schmale Blätter. Zur Feurung auf dem Küchenherd ist weder dieses noch das vorige zu gebrauchen. Manche schwarze und blanke Köchinnen sind blos von dem Rauch und Dampf desselben blind worden. Von Pflanzen, die das Gesicht schwellen machen, wenn es nur von der Luft getroffen wird, die von denselben herwehet, (dergleichen es in Nordamerica gibt) habe ich auf diesen Inseln nichts zuverläßiges gehört.

Der **Amurethsteckel**, **) ein ziemlich hohes Gesträuch, verbirgt unter seinen kleinen gefiederten Blättern kleine, aber sehr schlimme krumme Stacheln, welche

*) Cerbera Thevetia.
**) Mimosa cineraria.

welche sich eher empfinden, als sehen lassen. Wenn sie sich eingehakt haben, welches bey einer leichten Berührung erfolgt, so halten sie so vest, daß man nur mit Mühe ihrer wieder los wird. In St. Croix habe ich diesen Strauch nicht gefunden, aber desto mehr in St. Jan.

Ein recht beschwerliches Gewächs sind die **kleinen Fliegentaschen**, *) eine Art ganz kleiner **Opuntien**, die sich auf schlechtem Boden in Wäldern und andern freyen Plätzen sehr zahlreich befinden. Diese niedrige Pflanze läßt sich weder von Menschen noch Thieren ungestraft unter den Fuß treten. Sie ist durchaus mit feinen Stacheln bewafnet, die durch Schuhe und Stiefel in die Haut dringen, und ihrer Feinheit wegen schwer wieder herauszubringen sind. Die jungen Ziegen können sich so drein versitzen, daß es ihnen das Leben kostet.

Es wird hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich hier in einem ganz kurzen Wirthschaftscalender angebe, was in jedem Monat für Feld- und Gartenarbeit geschiehet; was gepflanzt oder geerntet wird.

Im **Januar** wird nach genugsamen Regen **Zucker** gepflanzt, auch **Cassabi**, **Batatten**, alle Arten von **Bohnen**, und ausländische Gartengewächse, **Salat**, **Kohl** und dergleichen. Die **Cattun** und **Zuckerernte** fängt an, davon jene bis in den Junius, und diese bis in den September währen kan. Der kleine Mays wird zu Ende dieses Monats reif; der **Anguillaiams** und **Cassabi** sind es den ganzen Monat hindurch, auch die **Calbasche**. Man hat reife **Vendubohnen**, **Appelsinen**, saure **Oranien**, **Salat**, **Kohl**,

*) Cactus curassavicus.

Kohl, Wurzelsachen, Bohnen, Wassermelonen, Susacke, Weintrauben.

Der Februar ist trocken; folglich kan da nicht gepflanzt werden. Die ausländischen Gartengewächse nehmen ab. Man hat aber reife Tannies, Susacke, Limonien, und die letzten sauren Oranien. Die Caffee- und Avogatenbäume blühen.

Der Merz ist auch zum Pflanzen zu trocken. Man hat aber reife Kürbisse, Pampun, Grundcalbasche, auch Caschu zu Ende des Monats. Die Pinguin blühet.

Im April erwartet man Regen; man macht Anstalt zum Pflanzen; der Boden wird also gereiniget. Kommt der Regen zu Ende des Monats, so wird gepflanzt. Die Mamay, die Ananas, und die Tamarinden werden reif, und währen lange.

Im May werden wieder alle Arten Bohnen, Guineajams und der grosse Mayz gepflanzt. Man hat eben die Früchte, wie im April. Auch sind die Kirschen reif, die Pflaumen, die Locus, die Manickbeeren, und andere; aber wenig ausländische Gartengewächse. Salat und Kohl verdorren, weil der Regen dazu nicht hinlänglich, und die Sonne zu brennend ist; Wurzeln aber, als Rettich, Rüben und Kohlrüben halten sich noch. Die Aloe oder Karato blühet.

Im Junius pflanzet man Beestbohnchen, Cockstone, weissen Cassabi, Anguillajams, auch noch Cattun. Man hat eben die Früchte, wie im vorigen Monat, auch Kakas. Man erntet weissen Cassabi und Batatten. Die Oranien und Tamarinden blühen.

Im Julius wird klein Magis gepflanzt, womit man bis in den October fortfährt. Auch Cassabi, Batatten, und mehreres. Man hat Nachwachs von den Früchten, die im April reif waren, und mehrere.

Im August können eben die Gewächse gepflanzt werden, wie im Julius, und noch besser, weil mehr Regen zu erwarten ist. Man hat sonderlich Avogaten, wie auch Bohnen, Wassermelonen, Limonien und andere Früchte.

Im September wird der meiste kleine und grosse Magis gepflanzt. So auch Tannies, Wassermelonen und Ananas, welche aber in jedem Monat der Regenzeit gepflanzt werden können. Man hat Avogaten, Limonien, oft schon Salat, Guiave, Mispeln, bis November. In diesem Monat erntet man am meisten den grossen Magis. Seine Kolben reifen eine nach der andern, so daß seine Ernte ein paar Monate dauret.

Im October werden ausländische Gartengewächse gepflanzt, auch Zucker und klein Magis. Man hat Salat, und dergleichen, Granate, wieder Kirschen, Cujavebeeren, Custardappel, Printappel, und andere Früchte.

Im November werden, wie im vorigen Monat, Gartengewächse gepflanzt, auch der meiste Zucker. Zum Cassabi pflanzen hat das Erdreich zu viel Wasser. Der Caffee reifet, und wird nach und nach geerntet bis zu Ende des Januars. Salat, Petersilge, und andere Gartengewächse werden nun recht vollkommen. Man hat Appelsinen bis ins folgende Jahr.

Im

Im December steckt man Batatten, und fährt fort mit dem Pflanzen der Gartengewächse, da dieser Monat noch der beste dazu ist. Man hat izt die Vendubohnen am häufigsten, wie auch alle Arten der Gartengewächse. Die Traubenbäume haben reife Beeren. Es gibt reife Granatäpfel. Die Baumwolle blühet zu Anfang dieses Monats, auch Caschu, Sempervivum und mehreres.

Hiebey ist zu merken, daß man Cocos, Papay, Bacove, Bananne, Carabat, spanischen Pfeffer, Vendubohnen, Jasmin, und andere Früchte und Blumen das ganze Jahr hat, auch wilde Cucumern, wenn es nicht gar zu trocken ist. Gingambo ist in der Regenzeit, Skitnüsse und Limonien sind fast jederzeit, nur nicht immer in Menge zu haben.

Zwölfter Abschnitt.

Steine, Mineralien und Fossilien.

Da man sich mit der Durchsuchung der Eingeweide der dortigen Berge noch nicht viel abgegeben hat; so ist ihre innere Beschaffenheit wenig oder gar nicht bekant, und auf ihrer Oberfläche ist nichts sonderlich merkwürdiges, das unter diese Ueberschrift gehörte. Ich werde also hier nur dasjenige, was einen ökonomischen Nutzen hat, kürzlich anführen.

Kalksteine sind da genug auf dem Lande, sonderlich in **St. Croix.** Man bedient sich aber zum Kalk der Kalksteine, die aus der See kommen, der verschiedenen **Corallengewächse** und **Conchylien.** Sie sind nicht so hart als die gemeinen Kalksteine; geben aber guten Kalk, der wie Gips ist, und vortreflich bindet. Das Kalkbrennen steht einem jeden frey; und auf dem Ref von St. Croix liegt von diesen Corallengewächsen ein grosser Vorrath. Beym Brennen werden Holz und Steine schichtenweise über einander gelegt, unten breit, oben schmäler, und unten zum Feuer ein Zugloch gelassen. Wenn der Kalk gelöscht wird, kocht er nicht so wie der Steinkalk, wird auch nicht so heiß. Auch darf das Löschen weder gleich nach dem Brennen, noch mit Seewasser geschehen. Vom erstern verdirbt er völlig, und vom letztern behält er eine beständige Feuchtigkeit. Wo solcher Kalk gebraucht, und er dazu noch mit See-

sand

sand vermengt wird, da werden die Mauren nie recht trocken. Besser ist Grundsand, wenn auch etwas Erde darunter ist.

Sonst gibt es auch Sandsteine, sonderlich in St. Croix; auch Wezsteine und Feuersteine. Letztere sind bläulich; doch gut, aber selten. Desto häufiger sind Klippen und Feldsteine, sonderlich in St. Thomas und St. Jan. Die meisten sehen aus wie der schwarze mit Steinen vermengte Boden, als wenn grosse Stücke davon versteinert worden wären. Dieses Ansehen haben hie und da die höchsten Felsen. Die Steine dienen dort mit zur Kühlung des Erdreichs, und verhindern das Ausbrennen von der Sonnenhitze. Man hat dort angemerkt, daß alle Gewächse, die zwischen Steinen stehen, besser gedeihen, und kräftigere Früchte tragen, als die freyer stehenden.

Das Salz auf diesen Inseln entsteht aus dem Seewasser, welches ein gutes Stück ins Land hineintritt, und eine Art von Teichen formirt, die man Salzpfannen nennt. In denselben schießt das Salz in der trockenen Zeit von selbst an, und setzt sich nicht nur in grossen Stücken auf dem Boden; sondern es zieht sich auch über dem Wasser eine Cruste, nicht anders, als wenn es mit Eis belegt wäre. Der Grund der Salzpfannen ist ein Morast, in welchem die Sclaven bis an die Knie stehen, wenn sie das Salz herausholen. Jedermann hat Freyheit sich unentgeltlich dieses Salzes zu bedienen, nicht nur zu seinem eigenen Gebrauch, sondern auch nach Gutbefinden zum Verkauf. Das Salz ist dem Steinsalze gleich, nicht weiß, aber scharf. In St. Thomas kan auf diese Weise nur etwas weniges an einigen Orten gesamlet werden. Ehemals sollen die

dortigen **Pfannen**, sonderlich die bey **Muskitebay**, sehr ergiebig gewesen seyn; man hat sie aber mit Fleiß unbrauchbar gemacht, indem man in die eine eine eiserne Canone, in die übrigen anderes Eisenwerk geworfen hat. Die Unordnungen der Neger, welche bey Gelegenheit des Salzsamlens auch andere Dinge sich zugeeignet haben, dazu sie kein Recht hatten, sollen die Veranlassung hiezu gewesen seyn. In **St. Croix** ist eine Salzpfanne auf der Südseite, die auch nicht viel bedeutet. Die beste ist in **St. Jan** am Ostende, die so ergiebig ist, daß die dänischen Eylande mit Salz daraus versorgt werden können. Wenn es aber bisweilen nicht zureicht; so wird der Mangel von **St. Martin** und andern Inseln ersetzt.

In **St. Thomas** und **St. Jan** sind an einigen Plätzen **Eisensteine**, und in **St. Croix** schwarzer-**Eisensand**, den der Magnet anzieht. Man redet auch von **Kupferbänken** in der See, davon die **Spratt** und andere Fische ihre giftige Eigenschaft herhaben sollen. **Silber** und **Gold** sind nie Producte dieser Inseln gewesen. Die Einwohner sind mit ihren anmuthigen fruchtbaren Plantagen, die ihnen Unterhalt und Reichthum verschaffen, zufrieden. Einige Jahre nach meiner Abreise von **St. Croix** haben die öffentlichen Zeitungen die Entdeckung einer Goldmine auf dieser Insel gemeldet: wovon der Erfolg aber bisher noch unbekant ist.

Drit-

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Von der verschiedenen Farbe der Einwohner der drey Inseln, und dem Gesundheitszustande der Blanken.

Es ist bey den Einwohnern dieser Inseln in Ansehung der Farbe ein dreyfacher Hauptunterschied zu bemerken. Es gibt **weisse** oder **Blanke**, **schwarze** und **braune**. Letztere sind ein geringer Ueberrest der Caraiben, der ältesten Einwohner dieser Inseln, die izt kaum mehr verdienen besonders genennt zu werden, da sie durch Heirathen mit Blanken, von diesen schwerlich mehr unterschieden werden können. Es machen aber die Kinder, deren Eltern von verschiedener Farbe sind, noch einige Unterabtheilungen. Sie heissen **Mulatten**, wenn der Vater weiß, die Mutter aber schwarz ist; und ihre Farbe hält zwischen schwarz und weiß das Mittel. Hinge-

gen heissen diejenigen **Mestise**, die einen Blanken zum Vater und eine Mulatte zur Mutter, oder eine blanke Mutter und einen mulattischen Vater haben. Endlich werden die Kinder von Eltern, da ein Theil Blank, der andre Theil Mestise ist, **Castise** genant. Unter diesen und den Blanken ist in der Farbe der Unterschied gering; bey den **Mestisen** aber noch sehr merklich. Im Discurs wird es mit dem Unterschied dieser letztern Sorten so genau nicht genommen, und der Name **Mestise** wird sehr oft statt **Mulatte** gebraucht. Durch fortgesetzte Generationen nähern sich die Nachkommen mulattischer Eltern immer mehr der weissen Farbe der Europäer; da sie im Gegentheil immer schwärzer werden, wenn sich ihre Kinder und Kindeskinder mit Schwarzen verheirathen, so daß endlich zwischen ihnen und den Negern gar kein Unterschied übrig bleibt.

Die Anzahl der **Mulatten** und **Mestisen** ist auf diesen Eylanden nicht gering. Oft sieht man in einer Gesellschaft von Kindern schwarze, braune, gelbe und weisse, und fast alle Schattirungen von weiß bis schwarz. Alle dort geborne heissen, ohne Unterschied, **Creolen**; selbst die zahmen Thiere, die von ausländischen herstammen. Anfänglich ist dieser Name nur den Nachkömlingen der ersten spanischen Familien in Mexico gegeben worden; izt ist seine Bedeutung so erweitert, daß er alle in **Westindien** geborne unter sich begreift.

Die **Blanken** sind **Europäer**, oder ächte Nachkömlinge derselben; **Dänen**, **Engländer**, **Irrländer**, **Schottländer**, **Holländer**, **Deutsche**, **Spanier** und **Franzosen**. In St. Croix sind mehr Dänen

nen und Britten; in St. Thomas und St. Jan mehr Holländer. Deutsche sind auf allen drey Inseln, sonderlich Handwerksleute und Soldaten; wenige Franzosen, und noch weniger Spanier. Auch viele Juden gibt es, sonderlich in St. Croix. Bey dieser sehr gemischten Gesellschaft haben eben diejenigen Verschiedenheiten statt, welche in Absicht des Standes, des Vermögens, des Geschickes, der Moralität ꝛc. bey andern bürgerlichen Gesellschaften vorkommen.

Obgleich die Temperatur der Luft auf diesen Inseln von der Europäischen sehr verschieden ist, so haben sich doch die Europäer, um anderweitiger Vortheile willen, an das ihnen weniger angemessene westindische Clima gewöhnt. Es sind freylich dabey Schwierigkeiten zu überwinden, und Ungemächlichkeiten auszustehen; aber wozu ist der Mensch nicht fähig, wenn er, um seine Absichten zu erreichen, oder seinen Neigungen ein Genüge zu thun, die Triebfedern seiner Seele mit Macht anspannet? Indessen erfordert die Veränderung, aus dem gemäßigten Erdstriche in ein anderes, sonderlich aber in ein viel heisseres Clima überzugehen, allerdings eine gesunde und dauerhafte Beschaffenheit des Körpers, und ein Alter, in welchem man noch biegsam und fähig ist, eine von der vorigen verschiedene Lebensart anzunehmen. Der Uebergang geschieht gemeiniglich durch eine Krankheit, welche der junge Ausländer, der nach Westindien kömt, nach einem halben oder ganzen Jahre, auszustehen hat, und unter welcher sich die erschütterte Natur zu einem ihr ungewohnten Gange einrichtet. Ist aber dieselbe überstanden, und hat er seine vorige Kräfte wieder erlangt; so kan er sich als

in diesem Clima einigermassen naturalisirt ansehen, und bey einer vernünftigen Diät ein gesundes Alter hoffen. Hingegen alte Personen, bey welchen die Macht der gewohnten Lebensart zu starck ist, und die besten Kräfte der Natur schon verbraucht sind, können eine so heftige Erschütterung nur selten überstehen. In der That gibt es auf diesen Inseln verhältnismäßig nicht viel weniger Blanke, denen man ihre Gesundheit ansieht, als in Europa. Daß die grosse Hitze des Clima ihrer Natur nicht erlaubt, allzuviel überflüßiges Fett anzusetzen, darüber sind sie, wie mich dünkt, nicht zu beklagen. Doch fehlt es auch nicht an Personen, an welchen man die Möglichkeit, in Westindien fett zu werden, sehen kan. Aber die Folgen eines unordentlichen Lebens zeigen sich auch da durch eine schlechte Gesichtsfarbe, und zwar noch deutlicher, als anderwerts.

Durch das, was ich eben von dem guten Ansehen und Befinden vieler Blanken auf diesen Inseln gesagt habe, ist die Frage von der Gesundheit dieser Inseln zum Theil beantwortet. Es dienet wenigstens zum Beweis, daß Europäer in diesem Clima eine dauerhafte Gesundheit geniessen können. Gleichwol kan man nicht geradezu sagen, daß dasselbe gesund sey: vielmehr muß man jedem Europäer, der nach Westindien zu gehen gedenkt, nach der Wahrheit voraussagen, daß er seine Gesundheit einer Gefahr aussetzt; daß es aber möglich ist, sich vor den schädlichen Wirkungen des dortigen Clima mit göttlicher Hülfe zu verwahren. Die Gründe der Ungesundheit liegen theils in dem hohen Grade der anhaltenden Hitze, theils in der grossen und schnellen Veränderung der

Luft,

Luft, da sie von der grösten Hitze geschwind zu einer angreifenden Kühle übergeht. Dazu kommt noch die schon oben bemerkte Feuchtigkeit der Luft, von welcher die Erze geschwind rosten, und alles vegetabilische und animalische bald verweset. Je weniger ein neuangekommener Europäer von dieser Beschaffenheit des westindischen Clima unterrichtet ist; je leichter kan es ihm begegnen, daß er, ohne Ausschweifungen zu begehen, in eine schwere Krankheit fällt. Wen sein Beruf nach Westindien zu gehen veranlaßt, der wird sich durch diese Nachricht nicht abhalten lassen; aber dazu läßt er sie sich billig dienen, daß er die treueste Vorsicht anwendet, um nicht aus eigner Schuld sich durch Krankheiten zu seinem Beruf untüchtig zu machen.

Es kommt dabey hauptsächlich auf die Beobachtung einer weisen Diät an. Die Vorschriften derselben lassen sich in wenige kurze Regeln zusammenfassen, die aber mit der grösten Aufmerksamkeit befolgt werden müssen. Man hüte sich nemlich vor dem Regen, vor der Nachtluft, vor allem Mißvergnügen und vor Unmäßigkeit. Es ist da fast nichts schädlicher, als wenn einem der Regen auf den Leib kommt, und durch die Kälte desselben die Ausdünstung plötzlich unterbrochen wird. Gleichwol kan sich bey der dortigen dünnen Kleidung und den oftmaligen starken Regengüssen dieser Zufall sehr leicht ereignen. Man kan aber den Folgen desselben zuvorkommen, wenn man durch die Wärme des Bettes die Ausdünstung wieder in Gang bringt, oder unmittelbar darauf sich in Seewasser badet, oder nur mit einem in Seewasser getunkten Schwamm über

den

den ganzen Leib wäscht, ehe man trockene Kleider anlegt.

So rein die Luft bey Tage ist, so voll Thau und Dünste ist sie bey der Nacht. Auf den erhitzten und stark ausdünstenden Körper kan diese Beschaffenheit der Nachtluft keine andere, als höchst schädliche Wirkungen haben, und Verkältung, Husten, Colik, ja hitzige Fieber verursachen, wenn man sich derselben unvorsichtig aussetzt. Wer also seine Gesundheit lieb hat, der geht ohne Noth bey Nacht nicht in die freye Luft; vielweniger entblößt er sich, um ihre Kühlung recht zu geniessen. In Deutschland macht man sich so viel nicht daraus, einmal vom Regen durchaus naß zu werden, wenn man nur dabey in Bewegung bleibt, und sich bald umkleiden kan; und in den Sommernächten geht man noch lieber aus, als am Tage, welches bey einer kleinen Vorsicht auch ohne Nachtheil der Gesundheit geschehen kan. Aber die Tageshitze ist da weit geringer, und auch die Nächte nicht so feucht als in Westindien; und daher sind die Wirkungen in beiden Climaten sehr verschieden.

Wer sich viel ärgert, ängstlich sorget, einen nagenden Kummer, Angst des Herzens, kurz, Mißvergnügen, von welcher Art es sey, mit sich herumträgt, der wird es in **Westindien** nicht lange aushalten. Eine vergnügte, heitere Gemüthsstellung erleichtert zwar überall das menschliche Leben; aber in dem heissen Clima kan man es ohne dieselbe gar nicht schaffen. Unordentliche Affecten und ein finsteres Gemüth sind der Tod. Unstreitig hat man da mehr Muth nöthig, um nicht durch die mancherley Beschwerlichkeiten niedergeschlagen zu werden; der

hat

hat aber bey einem unaufgeräumten, mißvergnügten Herzen nicht statt. Alles Schwere drückt alsdann mit verdoppeltem Gewicht, worunter der Körper bald erliegt. Dagegen wirkt die Heiterkeit des Geistes und das Vergnügen des Herzens wohlthätig auf den Körper, und erhöhet seine Kräfte. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß jede Uebertretung der Mäßigung im Essen und Trinken in diesem heissen Lande von sehr nachtheiligen Folgen ist; denn die Werkzeuge der Verdauung leiden in der grossen Hitze vorzüglich. Wer diese Folgen vermeiden will, der hält, sonderlich in den ersten Zeiten seines dortigen Aufenthalts, eine strenge Diät; er ißt wenig, und lieber öfters, als viel auf einmal; er mäßiget seinen Appetit, sonderlich in Absicht der dortigen reizenden Früchte. Mit der Zeit mindert sich die Eßlust von selbst, welches eine gewöhnliche Wirkung der anhaltenden Hitze ist.

Viel Wasser trinken, ist zwar der Gesundheit nicht zuträglich, und verursacht im Magen, und dadurch im ganzen Körper, eine gewisse Schlaffheit und Entkräftung; aber der unmäßige Genuß geistiger Getränke wirket fast unfehlbar den Tod. Man kan sich den Schaden, der vom allzuvielen Wassertrinken entsteht, so vorstellen, als wenn bey einem musicalischen Instrument die Saiten zu wenig angespannt sind: hingegen kommt das Zerspringen der Saiten mit der Wirkung des allzuvielen hitzigen Getränkes überein. Hier findet kein Einhelfen mehr statt, welches bey jenem Fehler wohl möglich ist. Der junge **Rum** oder **Killdevil** ist daher wie die Pest zu fliehen. Er entzündet das Blut, verursacht Fieber und in kurzer Zeit den Tod. Hingegen ist der

mäßi-

mäßige Gebrauch des alten Rums eine Arzney; er stärkt den Magen, und ist sonderlich bey denen, die stark arbeiten, fast unentbehrlich. Nur muß der Appetit nicht bestimmen, was durch einen mäßigen Gebrauch zu verstehen sey.

Sich lange und mit unbedecktem Haupte in der brennenden Sonnenhitze aufhalten, kan mit der Beschaffenheit des europäischen Körpers nicht bestehen. Seine Säfte kommen dadurch in eine zu heftige Bewegung, welche die Gefässe nicht aushalten können. Wenn der arbeitsame Europäer mit eben dem anhaltenden Fleiß in Westindien seine Geschäfte betreiben wolte, wie er es in seinem gemäßigten Vaterlande gewohnt war; so würde er sich bald ausser Stand setzen, geschäftig zu seyn. Nirgends ist es nöthiger, haushälterisch mit seinen Kräften umzugehen; und nirgends sind die Fehler in dem Theil von grössern Folgen, als hier, sonderlich in der ersten Zeit. Diese Regel ist sonderlich starken Leuten nöthig, weil sie oft ihren Kräften noch zu viel zutrauen, und es sich nicht recht bewußt sind, daß sie in einem ganz andern Clima arbeiten. Daher halten gemeiniglich schwache Leute da länger aus, als starke.

Die beste Zeit zur Kopf- und Handarbeit ist von Sonnenaufgang bis gegen zehn Uhr Vormittags. Die Hitze, welche nachher entsteht, erlaubet eine gleiche Anstrengung der Kräfte nicht weiter. Nach dem Mittagessen pflegen die meisten Blanken sich in die Hangmatte zu legen und etwas zu ruhen, welches dort fast nöthig ist, weil die Hitze oft den Schlaf in der Nacht hindert, und am Tage die Kräfte desto mehr erschöpft. Nachher kan man von drey Uhr

bis

bis zum Sonnenuntergang wieder arbeiten. Die beste Zeit zum Spazierengehen ist die erste Stunde nach dem Aufgang der Sonne, und Abends die letzte vor ihrem Untergange. Lange und weit zu Fusse gehen, können die Blanken nicht aushalten.

Man hält es da für ein nöthiges Verwahrungsmittel gegen Krankheiten, wenigstens viermal im Jahr zur Ader zu lassen, und manche thun es noch öfter. Doch sind die Aerzte darüber, wie über mehrere Sachen, nicht einig; wenigstens nicht über die Anzahl der Aderlässen, wenn sie auch über die Nothwendigkeit derselben einverstanden sind. Wenn die Natur in Westindien allzuviel Blut erzeugt, welches man höchst wahrscheinlich aus der dortigen Lebensart schliessen kan; so sind die Aderlässen da weit nöthiger, als sie anderwerts aus eben der Ursache sind. Denn die von der Hitze erschlafften Gefässe sind viel weniger im Stande, dem heftigen Triebe der Blutmasse zu widerstehen.

Wenige westindische **Krankheiten** sind von den europäischen verschieden, und diesem Clima eigen. **Kopf- und Zahnweh** ist sonderlich in der Regenzeit gewöhnlich, so wie der Schnupfen. Mich hat dieses heisse Clima vom letztern befreyt, da ich vorher einige Jahre fast beständig damit beschwert war; und in der ganzen Zeit, die ich da zubrachte, bin ich davon frey geblieben, bis ich nach Pensylvanien kam.

Die gewöhnlichsten und gefährlichsten Krankheiten auf diesen Inseln, so wie durchgängig in dem heissen Erdstrich, sind **kalte** und **hitzige** Fieber. Beide Arten haben das besondere, daß wenn sie auch ihren gewöhnlichen Gang gehen, und alle Zeichen

der

der Besserung da sind, sehr leicht Schlagflüsse dazu kommen, womit sich Convulsionen vereinigen, und den Kranken bald wegnehmen. Ein kurzes **Wechselfieber**, welches wenige Tage anhält, heisset ein **Creolfieber**. Die hitzigen Fieber fangen sich mit Hitze oder mit Frost, oft zugleich mit einem starken Brechen an. Letzteres wird für ein gutes Zeichen gehalten, und erleichtert die Cur. Die **faulen Fieber** sind dort besonders gewöhnlich und höchst gefährlich. Darunter gehört das sogenante **Chocolatfieber**, bey welchem die Patienten eine Materie ausbrechen, die wie Chocolate aussieht. Es wird für eine Art der **siamischen Krankheit** gehalten, die man auch das gelbe Fieber nennt, weil dabey oft die Augen gelb werden, und sich gelbe Flecken auf der Brust, ja wol auf dem ganzen Leibe setzen. Es wird tödtlich, wenn das stark aufgelöste Blut aus Nase, Mund, Augen, Ohren und aus allen Oefnungen des Leibes hervordringt. Es ist diese Krankheit eine natürliche Folge, theils der ausserordentlichen Hitze, theils der Ausschweifungen in geistigen Getränken, und jeder Art ungewöhnlicher Erhitzung. Gleichwol sind einige Beyspiele, daß Patienten davon geheilet worden, wenn sie das Glück hatten, in die Hände eines weisen Arztes zu kommen. Nach einer überstandenen hitzigen Krankheit bleibet oft ein Fieber übrig, das in vielen Wochen nicht weichet, und die Kräfte äusserst erschöpft, welches man da **Bennekoorts** nennt. Man gibt aber eben diesen Namen auch allen schleichenden fieberhaften Unpäßlichkeiten.

Unter die gewöhnlichsten Zufälle gehört der sogenante **rothe Hund**. Derselbe besteht in einem Ausschlag

schlag über den ganzen Leib, hauptsächlich aber an den Armen und Beinen, die davon oft so aussehen, als wenn sie mit Scharlach überzogen wären. Er ist zum öftern mit einem so heftigen Jucken begleitet, daß man davor nicht schlafen kan. Wenn er vergeht, so löset sich nach und nach die äusserste Haut ab, so daß man eine neue bekommt, die viel empfindlicher ist, als es die alte war. Kaum ist man in das heisse Clima gekommen; so fühlt man diesen beschwerlichen Zufall. Der Capitain, mit dem ich nach Westindien ging, bekam ihn schon auf dem Schiffe; und ich, nachdem ich vierzehn Tage auf dem Lande gewesen, und behielt ihn vom Junius bis in den October. In diesem und dem vorhergehenden Monat hat man ihn immer am stärksten, weil es da insgemein am heissesten ist. Nachher weicht er auf viele Monate, und überhaupt läßt er in der Regenzeit nach, weil das Wetter da kühl ist. Ich will nicht sagen, daß ihn jeder haben müßte, der nach Westindien kömt; es wird aber doch selten einer damit verschont. Denn wenn jemand auch keinen Ueberfluß von salzigen und sauren Theilen in seinem Blute hätte; so ist die blosse Hitze hinlänglich, diesen Zufall zu verursachen: ist aber jenes der Fall; so kan man es oft als eine Wohlthat der Natur ansehen, daß sie auf diese Weise weggeschaft werden. Wenn dieser Zufall gleich nicht gefährlich ist, so muß er doch abgewartet werden. Schlägt er durch Verkältung im Regen oder in der Nachtluft zurück; so kan es viele Noth verursachen. Sich mit Seewasser waschen, oder darinn baden, um ihn los zu werden, ist nicht zu rathen, weil die Erfahrung dieses Mittel als schäd-

lich erwiesen hat. Er ist in allen heissen Ländern gewöhnlich, in China, auf der Küste von Coromandel, in Guinea ꝛc. auch in dem südlichern Theil von Nordamerica. Einige haben ihn so stark, daß sie Schwären und Löcher in der Haut bekommen, welche fast beständig nässen, und lange nicht heilen. Manche behalten davon ein beständiges Jucken, sonderlich auf den Armen und Beinen, auch nachdem sie von dem Ausschlage curirt sind. In der Beschreibung der Neger werde ich Gelegenheit nehmen, von einigen Krankheiten zu reden, die ihnen hauptsächlich eigen zu seyn scheinen.

Daß die meisten Krankheiten auch in Westindien natürliche Folgen eines unordentlichen Lebens oder der Versündigung gegen die Regeln der Diät sind, das braucht wol keines Beweises. Doch die Armuth und Unwissenheit können auch grossen Antheil daran haben. Aber es werden gleichwol auch diejenigen mit Krankheiten befallen, die sich wegen des erstern keine Vorwürfe zu machen haben, und bey welchen die Schuld auch nicht auf Unkunde und Mangel der nöthigen Bedürfnisse fallen kan. Die grosse Hitze und die schnelle Abwechselung der Temperatur sind immer fruchtbare Ursachen von Krankheiten, gegen welche auch das weiseste Betragen nicht allemal schützet. Diese Abwechselung erfolgt vorzüglich in der Regenzeit; daher die Zeit vom November bis zu Ende des Februars eigentlich die **Krankenzeit** heißt, und es durchgängig unter dem heissen Himmelsstriche ist. Die Ursache der schädlichen Wirkung der Regenzeit auf die Gesundheit, selbst der Eingebohrnen, muß wol, ausser der Abwechselung der grossen Hitze mit

der.

der Kühle, hauptsächlich in den vielen Dünsten gesucht werden, welche in dieser Zeit aus der erweichten Erde sich los machen, und mit der Luft vermengen. In der trockenen Jahreszeit erlangt die Oberfläche der Erde meistentheils eine solche Härte, daß denen in ihrem Schoosse verschlossenen Dünsten der Ausgang versperrt ist. Es läßt sich also denken, daß sich dieselben während dieser Dürre weit mehr anhäufen, als es bey einem Erdreich geschehen kan, das sich derselben, durch öftern Regen erweicht, von Zeit zu Zeit entladet; und daß sie hernach, wenn die häufigern Regen die Ausgänge öfnen, in grosser Menge emporsteigen und die Luft unrein und ungesund machen. Dieses geschiehet mehr oder weniger, je nachdem das Erdreich niedrig und sumpfig, oder erhaben und dem Zugange der freyen Luft offen ist.

Von den Heilungsmitteln der auf diesen Inseln gewöhnlichen Krankheiten wird man hier keine Abhandlung erwarten. Wer davon Unterricht verlangt, den will ich auf **Linds Versuch über die Krankheiten, denen die Europäer in heissen Climaten unterworfen sind,** verweisen.

Zweyter Abschnitt.

Von den Gewerben der Blanken, der Handlung und den Preisen der Dinge.

Die Lebensart und Erwerbungsmittel der Blanken sind mancherley. Einige sind Herren von Plantagen, andre dienen dabey; denn auf den grossen Zuckerplantagen haben die Eigenthümer viele Blanke in ihren Diensten. Einen Ober- und Untermeisterknecht oder Verwalter, einen Plantagenschreiber, einen Stillmann oder Aufseher der Brantweinbrennerey, einen Arzt für die Neger, oft auch einen Inspector, Proviantverwalter, und mehrere. Diejenigen Pflanzer, deren Vermögen zu einer Zuckerpflanzung nicht hinreicht, bauen Cattun; wobey sie mit vier bis sechs Sclaven zurecht kommen können. Andere Blanke sind Kaufleute, darunter man auch manche Plantageherren zehlen kan. Die Juden leben da, wie fast aller Orten, von der Handlung. Sie haben in den Städten, vornehmlich in St. Croix, ihre ordentliche Kaufläden. Einige Blanke sind Aerzte und Wundärzte. Wer beides zugleich ist, hat da Gelegenheit viel zu verdienen. Andere sind Schiffer, die mit ihren Barken nicht nur nach den benachbarten Inseln, sondern auch bis nach Nordamerica fahren. Diese Art kleiner und leichter Fahrzeuge haben nur einen schief stehenden Mast, vier

Segel

Segel und eine kleine Cajüte. Ferner gibt es verschiedene **Handwerksleute** und **Künstler**, **Mühlenbauer**, **Zimmerleute**, **Maurer**, **Böttcher**, **Schmiede**, **Schneider**, **Schuhmacher** und **Uhrmacher**. Andere Blanke legen sich auf die **Viehzucht**, und ziehen sonderlich Federvieh; noch andere brennen Kalk. Beides läßt sich mit Hülfe weniger Neger verrichten. Arme Blanke nähren sich von der **Fischerey**, fangen **Schildpatten**, transportiren Personen und Sachen mit **Canuen**, treiben einen kleinen Handel, und dergleichen.

Das meiste Vermögen, das auf den Inseln erworben wird, kommt aus **Zucker** und **Baumwolle**, als den zwey wichtigsten Producten, wodurch die Handlung und Schiffahrt befördert, den Pflanzern Reichthum, den Handwerkern und andern Menschen Nahrung verschaft, und überhaupt Geld auf die Inseln gebracht wird.

Das **Geld** wird nach **Stücken von Achten**, die man auch **Pesos** und **Thaler**, und kurzweg **Stücke** nennt, gerechnet. Ein Stück von Achten hat acht **Reale** oder **Schillinge**; ein **Schilling** aber sechs **Stüber**. Sechs Stücke machen fünf dänische Thaler; und eins beträgt nach sächsischem Gelde, etwas weniger als einen Thaler, nemlich zwey und zwanzig gute Groschen und vier Pfenninge. Das auf diesen Inseln gangbare Silbergeld besteht in **einfachen** und **doppelten Realen** und **Stübern**, auch in **Patagons** oder spanischen Thalern, deren einer zwölf Reale macht. Die ganzen und halben **Pistrinchen**, welche in manchen nordamericanischen Provinzen als Scheidemünze zerschnitten werden, sind da selten;

hingegen gilt spanisch, portugiesisch, dänisch und anderes Gold. Ein dänischer Ducaten gilt zwanzig Reale. Das spanische Geld wird deswegen hochgehalten, weil man damit in andere Länder, sonderlich in Nordamerica, Remisen machen kan, und es auf Reisen nöthig hat. Es ist wol immer zu bekommen, aber nicht ohne viel Aufgeld. Wenn an baarem Gelde Mangel ist; so wird, wie es durchgängig in Westindien gewöhnlich ist, mit Zucker, Baumwolle und andern Producten bezahlt, auch wol mit Sclaven.

Die ausgehenden Waaren dieser Inseln sind roher Zucker, Baumwolle, Rum und Malaß oder Syrup; auch Holz und etwas Caffee und Cacao.

Der Zucker wird nach hundert Pfunden verkauft, und sein Preis jährlich im Monat Merz in St. Croix von einer Gesellschaft Pflanzer, Kaufleute und dem ganzen secreten Rath bestimmt, und von dem Gouverneur bestätigt. Er ist immer ziemlich einerley; der Unterschied besteht nur in etlichen Realen. Für hundert Pfund werden fünf Stücke, zwey bis drey Reale bezahlt. Im Jahr 1768. war der Preis just fünf Stücke. Vor dreyßig Jahren, da der Gebrauch des Caffees, mithin auch des Zuckers, noch nicht so gemein war, sonderlich in Nordamerica, war er bisweilen nur vier und ein halb Stück. Unter dem vestgesetzten Preise wird kein Zucker verkauft, auch keiner über denselben angenommen, wenn die Abgaben an den König, oder andere Schulden damit abgetragen werden. Aber wer ihn für baares Geld verkauft, dem ist es unverboten, nach dem Verhältniß der Güte seines Zuckers einige Schillinge über die Taxe dafür zu nehmen. In St. Thomas ist er immer

mer theurer, als in St. Croix, weil jener an Korn für besser gehalten wird. Ein Oxhoft oder Faß Zucker hält tausend bis elfhundert Pfunde. Davon ladet ein kleines Schif vierhundert, ein grosses fünfhundert bis siebenhundert Stücke. Man rechnet, daß aus St. Croix jährlich vier und zwanzig bis dreyßigtausend Oxhöfte Zucker, und beynahe halb so viel aus St. Thomas und Jan, ausgeführt werden. Von den dänischen Landen kommen jährlich, ausser den grossen und kleinen Fahrzeugen andrer Nationen, über dreyßig Schiffe, die den Zucker, Baumwolle und andere Waaren abholen.

Der Preis der **Baumwolle** ist zwölf bis funfzehn Stüber das Pfund. Es wurde im Jahr 1768. auch für achtzehn Stüber verkauft.

Vom Zucker geht der **Malaß** in dem Verhältniß ab, daß so viel Rum daraus gebrant werden kan, als der vierte Theil des Zuckers beträgt. Wer also hundert Oxhöfte Zucker macht, bekömt so viel Malaß, daß fünf und zwanzig Fässer Rum daraus gebrant werden können. Von dem jungen Rum oder **Killdevil** kostet der **Gallon**, der vier **Quart** oder **Pott** enthält, drey bis vier Schillinge; von dem alten sechs, acht bis zwölf; je älter er ist, desto höher steigt er im Preis. Er wird am meisten von den Engländern abgeholt, und in Menge nach Nordamerica geführt. Der gewöhnliche Preis des **Malasses** oder Syrups ist zehn Stüber der Gallon.

Etwas **Bauholz** wird noch immer, sonderlich an die Engländer verkauft; auch **Fustick** oder Färbholz und **Pockholz**, welches zum Theil von den

Spaniern nach diesen Inseln gebracht, und von da wieder nach Europa verhandelt wird.

Weit mehrere Sorten von Waaren werden dagegen eingeführt. Es würde den Einwohnern dieser Inseln an Nahrung und Kleidung fehlen, wenn die Handlung sie nicht damit versorgte; und sie bekommen fast alles, was zum Leben und zur Bequemlichkeit nöthig ist, aus Europa oder America.

Die **Dänen** bringen allerhand sowol eigene, als deutsche, ostindische und chinesische Waaren dahin. Ostindische Schnupftücher, Zitze und andere Zeuge, dänische und deutsche Leinwand, und allerhand andere zur Kleidung gehörige Sachen; ferner Pfeffer, Thee, Sago, gesalzen und geräuchert Fleisch, Schinken, Würste, Zwiebacke, Stockfische und andere gesalzene Fische, Bier, Grütze, Erbsen, Haber, Wachs, Gläser, Eisen, Aexte, Nägel, Bretter, Tauwerk, Ziegelsteine, irdene Teller und Schüsseln, Porcelän, auch Maulthiere von **Marseille**, und Maderawein. Mit **englischen** Schiffen kommen aus **Nordamerica** Ochsen und Pferde, Speck, Mehl, Schweinschmalz, Butter, Haber, groß Magis oder Welschkorn, Zwiebacke, Talg- Wachs- und Spermacetilichter, Bauholz, Balken, Bretter, Schindeln, Sparren, auch Maderawein. Aus **Irrland** bringen auch dänische Schiffe öfters gesalzen Fleisch, Speck, Butter und Lichter nach **Westindien**. Die **Spanier** führen aus **Portoric** Maulthiere, Ochsen, Kühe, Pferde, Federvieh, Caffee, Cacao, Rindshäute, Campecheholz, Fustick und Pockholz zu. Das angenehmste, was sie mitbringen, ist ihr Gold und Silbergeld, wofür sie trockene Waaren, allerhand Leinwand, als Osnabrück

brück und Doppelstein, welche würflich gestreift ist; blaugestreifte Leinwand, Schnupftücher, Butter, Oel, Nägel, Mehl und dergleichen zurück nehmen. Die holländischen Schiffe gehen vornehmlich nach St. Thomas, theils Waaren abzusetzen, theils einzunehmen. Sie haben in Eustachius eine beständige Niederlage von ausländischen Waaren, womit sie in ganz Westindien handeln.

Die Inseln St. Thomas und St. Jan waren schon im Jahr 1764. den 9ten April vom Könige von Dännemark zu Freyhäfen erklärt worden: und im Jahr 1767. den 22ten April wurde daselbst die freye Handlung allen Nationen vergönnet. Nach dem Inhalt der königlichen Verordnung können alle fremde Nationen, so wie die Dänen, Waaren nach diesen Freyhäfen bringen und von da abholen. Fremde Schiffe erlegen von allen eingeführten Waaren, die nicht von America kommen, sechs vom Hundert; können aber diejenigen, die sie da nicht absetzen, ohne weitere Abgabe wieder mit sich zurück nehmen: hingegen zahlen sie obige Abgabe, wenn sie selbige in den Freyhäfen zurücklassen. Eingeführte americanische Producte zahlen nur zwey und ein halbes vom Hundert; doppelt so viel aber, wenn sie aus diesen Freyhäfen ausgeführt werden. Eben so viel wird von eingeführten guineischen Waaren, Elfenbein, Färbeholz ꝛc. entrichtet.

Doch Lebensmittel, Baumaterialien, oder was zu Plantagen erforderlich ist, Weizenmehl, Reis, Bohnen, Mayz, Pferde und andre lebendige Creaturen, Faßstäbe und Bänder, Ziegelsteine, Schindeln, Planken, Balken und Sparren, die mit zwey und ein

halb Procent schon verzollet sind, gehen ohne weitere Abgabe frey aus. **Rum** und **Syrup** werden zollfrey aus den Freyhäfen ausgeführt, und von St. Croix dahin gebracht.

Für einen erwachsenen Sclaven wird bey der Einfuhre ein Zoll von vier Thalern, für einen halb erwachsenen halb so viel, und für ein Kind ein Thaler bezahlt. Ihre Wiederausfuhre ist ganz frey.

Die Schiffe der königlichen Unterthanen haben dabey die Vorrechte, daß sie von allen eingeführten Waaren, die sie in fremden Häfen geladen haben, nur zwey und ein halbes vom Hundert bezahlen; hingegen die in königlichen Landen geladenen völlig zollfrey einführen: welche Zollfreyheit sie auch bey der Einführung der Sclaven genieſſen. Wenn sie aber diese nach fremden Häfen ausführen, so haben sie eben die Abgaben zu entrichten, wie die Fremden; auch in Absicht der eingeführten guineischen und der Ausfuhre der Producte von St. Thomas und Jan, haben sie keinen Vorzug vor den Fremden. Wenn aber diese Waaren nach den dänischen Landen geführt werden, so bezahlen sie halb soviel als jene; und nur eins vom Hundert, wenn sie selbige nach fremden Häfen bringen.

Man erwartete von diesem so mäßigen Zoll und der allen Nationen gegebenen Freyheit, ein neues Leben für die Handlung und Schiffahrt, und hofte insonderheit, daß sich die Spanier häufig einfinden würden. Die Einwohner können izt alles etwas wohlfeiler bekommen, ohne daß der königliche Zoll dabey leidet; denn er wird durch die mehrere Anzahl der Schiffe schadlos gehalten.

Alle

Alle ausländische Waaren sind auf diesen Inseln sehr theuer. Bey meinem Daseyn galt grobe Leinwand zu Hemdern, in Stücken gekauft, vier Reale die holländische Elle, das ist beynahe einen halben Thaler; die feine sechs bis sieben Reale. Ein schlechtes Schnupftuch wurde mit einem Stück von Achten bezahlt; ein feines mit zwey, drey, und mehr Stükken. Einzeln aber von den Herumträgern gekauft, dergleichen dort einige Blanke und Freynegerinnen sind, stehen sie im Preise noch höher. Denen muß für die Elle feine Leinwand ein Stück, und wenn sie recht gut ist, zwey bis drey bezahlt werden; und so verhältnißmäßig für Cattun, Schnupftücher, Handschuhe, Calamas, und dergleichen. Das Pfund Talglichter gilt zwey bis drey Reale, und oft sind sie gar nicht zu bekommen, wenn die Schiffe über die Zeit ausbleiben; aus welcher Ursache auch Mangel an Mehl und anderen Provisionen entstehen kan. Die Tonne **nordamericanisches** Mehl kostet zehn bis vierzehn, und steigt bisweilen auf achtzehn Stück. In St. Thomas ist der Preis von einer Tonne Salzfleisch vierzehn bis sechzehn, in St. Croix aber achtzehn bis zwanzig Stück. Tausend Fuß **Bretter**, einen Fuß breit und einen Zoll dick, gelten von fünf und dreyßig bis funfzig Stück. Tausend Mauersteine oder **Klinker** werden mit fünf bis sieben Stück bezahlt; eben soviel **Schindeln** mit zehn Stück: eine Tonne **Kalk**, die ohngefehr einen sächsischen Scheffel enthält, mit einem Stück.

Nach dem Preise der ausländischen Lebensmittel, Kleidungssachen und anderer nothwendigen Waaren, richtet sich auch der Preis der inländischen Lebensmit-

tel und der Lohn der Handwerksleute. Die inländischen **Victualien** sind in St. Croix jederzeit theurer, als auf den beiden andern Inseln; auf St. Jan aber wohlfeiler, als auf St. Thomas. Die Städte und die Menge der Fremden verursachen diesen Unterschied hier, wie anderwerts.

Daß das frische Fleisch überhaupt theuer, und öfters Mangel an demselben ist, rühret daher, daß fast keine Viehzucht auf diesen Inseln ist. Ein Ochse galt in St. Croix, bey meinem Aufenthalt daselbst, sechzig bis siebenzig Stück, eine Kuh vierzig bis funfzig, ein Schaf fünf bis sechs. Der Preis des frischen Rindfleisches war in St. Jan ein Schilling das Pfund, in St. Thomas acht Stüber, und in St. Croix neun. Hier galt das **Schweinefleisch** acht Stüber, das **Cabritten-** Schaf- und **Schildpattenfleisch** zwey Schillinge. Ein fettes Huhn kostete in St. Jan vier, in St. Thomas sechs, und in St. Croix acht Schilling, oder ein Stück. Eben das Verhältniß war in Absicht dieser Inseln im Preis der übrigen Victualien. Eyer wurden sechs für einen Schilling in St. Jan verkauft. Ein Pfund frische Butter für drey, Salzbutter für zwey Schillinge. Man bekam hier für einen Schilling ein gut Gericht **Fische**, von **Grupern** und **Geelsteerten**: in St. Croix waren sie noch einmal so theuer, wo auch die Baumfrüchte und ausländischen **Gartengewächse** einen ungemein hohen Preis haben; letztere sonderlich um Weihnachten, da sie noch selten sind. Ein **Krautkopf**, der ein Pfund wog, wurde mit vier Schillingen bezahlt; eine Handvoll **Zwiebeln** oder **Petersilge** mit einem Schilling. Auf St. Jan

sind

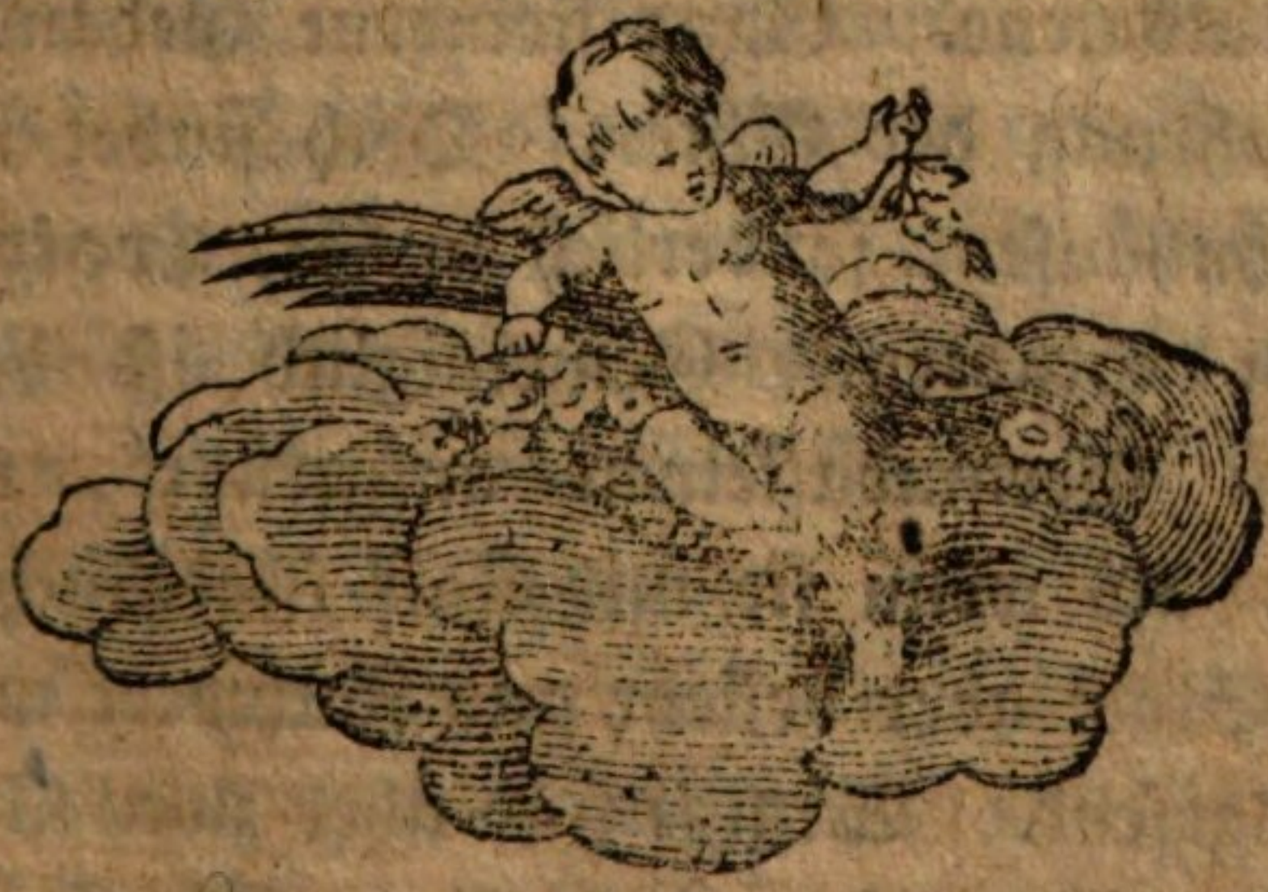
sind die Lebensmittel zwar am wohlfeilsten; aber auch die meiste Zeit schwer oder gar nicht zu bekommen. Eine gewöhnliche **Mahlzeit** im Gasthofe mußte sowol in **St. Thomas**, als in **St. Croix**, mit einem Stück bezahlt werden. Caffee war eben so theuer, wo nicht theurer, als in **Europa**, drey bis vier Schillinge das Pfund; in Quantität gekauft, kommt das Pfund auf elf Stüber. Diese Theurung des Caffee war zum Theil eine Folge des Orcans, der im Jahr 1766. eine Menge Caffeebäume in Martinike zu Grunde gerichtet hatte; so daß von dorther nicht mehr als eine Barke mit dieser Waare nach den dänischen Inseln kam. Sonst wird auch surinamischer Caffee über Eustachius dahin gebracht.

Das **Macherlohn** für ein gewöhnliches Kleid ist in St Croix dreyzehn Stück. Ein grobes Hemd zu nähen kostet ein Stück, ein feines zwey bis drey; ein garnirtes vier Stück. Ein Trinkgeld für einen Neger ist ein Schilling, und nach Beschaffenheit seines Dienstes, drey bis vier. Für eine Aderlässe zahlt der Blanke ein Stück, und für das Ausziehen eines Zahns fünf Stück; ein Neger aber nur halb so viel. Der Arzt rechnet für jeden Gang, den er zum Patienten thut, fünf Stück, und eine Rechnung von funfzig bis achtzig Stücken nach einem curirten langwierigen Fieber, hält man für mäßig. Hingegen bekömt der Arzt, der sich der Neger einer Plantage annimmt, jährlich für jede Person nur ein Patagon, wofür er alle Kranke bedienen muß. Ein **Zimmermann**, der zuverläßige Arbeit macht, verdienet täglich, nebst der Kost, zwey Stücke, und für jedem Neger, den er als Gesellen braucht, sechs Schillinge;

die

die meiste Arbeit wird aber verdungen. Der blosse Arbeitslohn für eine Windmühle beläuft sich auf sechs bis achthundert Stück, wenn das Holz auf dem Bauplatze liegt. Es läßt sich daraus ein Ueberschlag machen, was für grosse Ausgaben erfordert werden, eine Zuckerpflanzung mit allen nöthigen Gebäuden und Werkzeugen zu versehen. Blos die **Rollen** zu einer Zuckermühle, nebst anderm Eisenwerk, kommen auf fünfhundert Stück. Da das Bauholz theuer, und der Lohn der Handwerker hoch ist; so belaufen sich die Baukosten einer guten **Windmühle** gegen neuntausend Stück. Eine **Pferdemühle** kan zwar für tausend Stück erbauet werden; aber auf einer mittelmäßigen Plantage gehören über zwanzig Maulthiere dazu, deren jedes hundert und zehn bis hundert und dreyßig Stücke kostet. Das **Zuckerkochhaus**, das **Garhaus**, wo die Zuckerfässer stehen, und das **Stillhaus**, worinn Rum gebrennt wird, werden zusammen nicht unter vier bis fünftausend Stück gefertiget. Den Ankauf der **Zuckerkessel**, deren auf einer grossen Plantage viele nöthig sind, rechnet man über tausend Stück von Achten. Eben eine so grosse Auslage wird erfordert, um alles nöthige zum Brennen des Rums anzuschaffen. Ein neues Oxhoft kostet drey Stück, ein **Rumfaß** sieben. Zum Ankauf der **Sclaven**, die auf einer Plantage unentbehrlich sind, ist ein grosses Capital erforderlich. Zur Bestellung einer Plantage in **St. Thomas** und **St. Jan**, welche dreytausend Fuß lang und viertausend Fuß breit ist, sind über hundert Neger nöthig; sie ist mit Gebäuden, Zuckerwerken, Vieh und was sonst dazu gehört, funfzig bis siebenzigtausend Stück von Achten werth.

werth. Auf einer solchen Plantage werden jährlich im Durchschnitte ohngefehr hundert und funfzigtausend Pfund Zucker, oder hundert und funfzig Ohhöfte gemacht. Daraus läßt sich schliessen, daß sie sich sehr wohl, nemlich über zehn vom Hundert verintereßiren, wenn man nemlich die Orcane und den Mißwachs nicht in Anschlag bringt. Dadurch wird aber jener Ertrag oft um ein gutes Theil heruntergesetzt. In St. Croix sind die Plantagen im Ankauf und in der Bearbeitung noch theurer, als in St. Thomas und St. Jan. Ihr Preis ist izt über die Hälfte gestiegen, und steigt noch. An den König wird nach der Grösse derselben ein jährlicher Grundzins bezahlt, so wie auch für die Gebäude in den Städten; desgleichen für jeden tauglichen Neger ein jährliches Kopfgeld entrichtet.



Drit-

Dritter Abschnitt.

Wohnung, Kleidung, Speise und Trank, Sprachen, Wissenschaften, Regirungsform und Character der Blanken.

Auch in die Bauart hat das hiesige Clima einen Einfluß. Man hat da nicht nöthig, sich gegen Kälte und rauhe Witterung durch maßive und dichte Gebäude zu schützen; daher sind die meisten Wohnhäuser der Blanken von Holz gebaut. Steinerne Gebäude nehmen einen sehr hohen Grad der Hitze an, die sie auch in der Nacht nicht ganz verlieren. Hölzerne sind kühler; werden auch durch die gewöhnlichen Erdbeben nicht so leicht aus ihrer Verbindung gebracht, als jene. Ganz steinerne Gebäude dienen zur Verwahrung der Güter. Doch findet man auch solche Wohnhäuser, sonderlich in St. Croix, in und auſſer den Städten. Gemeiniglich ist der untere Stock von Bermudasteinen aufgeführt, welche so weiß sind, als wenn sie mit Kalk übertüncht wären; der obere Stock aber besteht aus Fachwerk mit Ziegelsteinen ausgesetzt. Wenige sind über zwey Stockwerke hoch; die meisten aber einstöckig. Die Dächer sind, um der Stürme willen, niedrig und mit nordamericanischen Cederschindeln gedeckt. Die Dachsteine sind theils kostbarer, theils zum Samlen des Regenwassers nicht so dienlich. An der Abendseite der

Häu-

Häuser, von welcher Wind und Regen selten herkommen, ist gemeiniglich eine Gallerie angebaut, und oft gehet sie um das ganze Haus herum. Die Absicht dabey ist nicht blos, um im Schatten der freyen Luft zu geniessen; sondern die Gebäude erhalten auch dadurch eine grössere Grundfläche, und können daher den Sturmwinden stärkeren Widerstand thun. Glasfenster sind in den Wohnhäusern nicht gewöhnlich, ausser etwa in einem Krankenzimmer. Die frische Luft muß des Tages immer einen freyen Zugang zu den Wohnzimmern haben, wenn nicht die Hitze in denselben unerträglich werden soll. Nur des Abends und bey Sturm und Regen werden die Fensteröfnungen mit Laden verschlossen; auch wol des Tages Siebfenster vorgesetzt. Die Wohnhäuser sind ohne Feueressen; diese haben nur bey den Küchen statt, die in einem besondern Gebäude angelegt sind, so wie die Magazine, worinn der Vorrath aufgehoben wird. Unter den Häusern in Städten gibt es einige recht ansehnliche. Bey den Plantagegebäuden ist gemeiniglich ein Hofje oder Garten für Bacove, Banane und dergleichen Bäume, auch ein Caffeehofje und Küchengarten; sehr selten auch ein Lustgarten. Neben den Plantagegebäuden stehen die Negerhütten wie kleine Dörfer beysammen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht unter freyem Himmel; doch in Ansehung der Pferde und Hühner wird hie und da eine Ausnahme gemacht.

Nur wenige Plantagen haben ihre beständigen Namen. Dergleichen sind in St. Croix die Prinzeß, Lagrande, St. Jan, Nevo, Morgenstern, Bethlehem und Jerusalem; in St. Thomas die

Perle, Muskitebay, Carettbay, Fransmanns-bay, Sorgenfrey, Wirberg, Pokro, Irbay, und andere; in St. Jan Carolina oder Corallbay, und Vlach. Die Prinzeß und Lagrande haben die meisten und schönsten Gebäude. Jene besteht aus mehr als sechs Plantagegründen, und ist mit einer Windmühle und einer Pferdemühle versehen. Es gibt sehr reiche Pflanzer, die mehr als eine Plantage besitzen. Ein alter Herr in St. Croix besaß ihrer fünf, und über tausend Neger.

Zum Schlafen bedienen sich die Blanken mehrentheils der Hangmatten statt der Betten und Bettstellen. Sie bestehen gewöhnlich aus einem Stück starker Leinwand, welches etwa vier und eine halbe Elle lang, und so breit ist, daß man sich auch die Queer hineinlegen kan. An den zwey schmalen Enden ist sie mit Schnüren zusammen gezogen, an welchen zwey starke Stricke bevestiget sind, womit sie an zwey einander entgegenstehende Wände an zwey Haken ausgespannt wird. Diese in der Luft schwebende Hangmatte hat ihre besonderen Vorzüge. Einmal kan man sich durch eine schwankende Bewegung derselben einige Kühlung verschaffen; und dann ist man den Scorpionen und Tausendbeinen nicht ausgesetzt. Betten hat man darinn selten nöthig: denn in der heissen Zeit bedient man sich nur eines Betttuchs, sich zu decken; in der kühlern aber ist eine wärmere Decke angenehm. Man hat diese Erfindung den Caraiben zu verdanken, welche sie aus Baumwolle verfertigten, und Hamack nanten.

Die Blanken beiderley Geschlechts gehen nach europäischer Mode gekleidet; nur mit dem Unterschiede, daß ihre Kleidung sehr leicht ist. Tuch wird nicht

viel

viel getragen, auſſer sehr feines. In der kühlen Regenzeit kan man tuchene Kleider wohl ausstehen; aber gewöhnlich werden sie von Sommerzeug, und, weil dieser in der Hitze noch zu schwer ist, von bloſſer Leinwand oder Cannefaß gemacht. Zu Hause macht ein dünnes **Camisölchen**, **Trowses** und eine **westindische Mütze** die ganze Kleidung aus. Die **Trowses** sind weite Beinkleider von feiner streifigter Leinwand, die bis auf die Schuhe reichen, und beym Gehen, indem sie um die Beine flattern, dieselben etwas kühlen. Die **Mützen** sind von feiner weisser Leinwand auf eine besondere, aber sehr simple Art gemacht, sehr hoch, und halten die Sonnenstrahlen gut ab. In St. Thomas und St. Jan kan man allerwerts mit diesem Anzug erscheinen: in St. Croix aber muß man in der Stadt bey einem Besuche die Perücke auffsetzen, welches sehr beschwerlich ist. Mit grober Leinwand kan man sich da nicht so gut behelfen, als in einem gemäßigten Clima. Handwerksleute tragen **blaugestreifte Hemder**, wie sie auf den Schiffen gebräuchlich sind. Wegen der groſſen Hitze lassen auch die Juden in Westindien den Bart nicht wachsen.

Das **Brod** der Blanken wird von feinem **nordamericanischen Weizenmehl** oder **Flower** gebakken; doch essen auch viele Brod von **Cassabi**, welches den Creolen mehrentheils besser schmeckt, als das Weizenbrod. Wenn bisweilen die Schiffe mit Mehl zu lang ausbleiben, muß sich jedermann eine Zeitlang damit behelfen. Auſſer dem frischen Fleisch von zahmen Vieh, wildem Geflügel und Fischen, wird viel Salzfleisch gegeſſen; welches aus Irrland kömt, das deswegen auch die westindische Fleisch-

und **Butterkammer** genennt wird; und dieses Fleisch ist dort sehr gesund und stärkend für den Magen. Wenn in St. Jan ein Pflanzer ein grosses Stück Vieh schlachten will, so schickt er einen Neger mit einem Zettel auf den Plantagen herum, worauf ein jeder angibt, wie viel er davon nehmen will. Bekommt er Käufer genug, so schlachtet er; wo nicht, so unterbleibt es, weil sich das Fleisch in der Hitze nicht lange hält. Auch wenn Schafe, Ziegen und Schweine geschlachtet werden, müssen sich die Nachbarn drein theilen. Eine kleine Haushaltung kan für sich allein nichts schlachten, als Federvieh. Besondere **westindische Gerichte** sind die Suppe von **Susack**, welche wie Weinsuppe schmeckt, gestoofte **Guiave** und **Caschu**, der Kohl aus dem Palmbaum, die gelben Rüben vom **Papaybaum**, die wilden **Gurken**, welche gekocht, gestooft und eingemacht gegessen werden, vielerley Fische und **Krebse**, Fleisch und Eyer von **Schildkröten**, und andere Speisen, sonderlich aber **Calelu**. Die Neger nennen wol alles Calelu, was sie von Blättern und andern Ingredientien zu einem Grünkraut zusammenkochen; aber ein rechtes vollständiges **Calelu**, das auch die Weissen, sonderlich die Creolen gern essen, besteht aus der Frucht des **Gingambo**, und mancherley Blättern, aus Salzfleisch, Poverjack, welches eine Art Stockfisch ist, **Ruckelus** oder einer Art Seeschnecken, Fischen, **Tomotobeeren**, spanischem Pfeffer, Butter und Salz. Dazu werden grosse weiche Klösse aus Mehl von kleinem Magis gegessen.

Die gewöhnlichsten **Getränke** der Weissen werden aus Wasser und Rum bereitet. Kalt Wasser

mit

mit etwas Rum vermischt, heisset **Crack**, und ist in der Hitze ein sehr gesunder Trank, aber nicht nach jedermanns Geschmack. Thut man auch Zucker dazu; so heißt es **Tady**. Kalt Wasser, Rum, Zucker und Limoniensaft, in gehörigem Verhältniß vermengt, wird **Puntsch** genennt, und als ein angenehmes, kühlendes und stärkendes Getränke von den meisten, sonderlich von den Engländern, die ihn mit Rum sehr stark machen, getrunken. Viele brauchen zu ihrem gewöhnlichen Getränke Wasser mit Wein gemischt. Der gemeinste und dem dortigen Clima gemässeste Wein ist der von **Madera**. Er hat das besondere, daß er sich in der Hitze verbessert. Man braucht also dazu keinen kühlen Keller; er liegt besser an einem heissen Orte. **Englisch** und **dänisch** Bier ist da auch zu haben; letzteres ist sehr theuer und so stark, daß es in der Hitze eine gute Weile dauert. Wenn man es allein trinkt, erhitzt es zu sehr; wenn aber die Hälfte Wasser mit etwas Zucker und Muscatnuß dazu genommen wird, so ist es gesund und kräftig, und wird **Toost** genennt. Eben so mischt man Maderawein, der alsdann **Sangri** heißt. Halb Wasser und halb Rum mit Zucker vermischt, heißt **Langdram**, und ist zu stark, als daß man mehr als ein Spitzglas davon zu sich nehmen solte. Eine andere Art des Getränkes ist der **Milchpuntsch**. In den mit ein wenig Wasser vermengten Rum wird etwas Milch gegossen, die davon gleich gerinnt. Wenn aber das geronnene herausgenommen, und wieder Milch zugegossen worden; so vermengt sie sich mit dem Rum, ohne zu gerinnen, und gibt ein kräftiges Getränk. Wird die Milch in den Rum hineingemolken, so entsteht daraus

der **Milchbob.** Aus dem heissen Zuckerwasser des zweyten reinern Kessels, wird der **Bomba** bereitet; indem es mit Maderawein, dem Gelben von Eyern, ein wenig Wasser und Muscatnuß versetzt wird. Dieses warme Getränke ist sehr nahrhaft. Es wird auch zu Ende des Zuckerkochens für die Neger bereitet; alsdann aber, anstatt des Maderaweins, Rum dazu genommen. Des einheimischen Biers, **Maby**, ist schon oben gedacht worden. Seinen Ursprung und Namen hat es von den Caraiben, die aus Batatten und Mayz gesunde und wohlschmeckende Getränke bereitet haben. In **Christianstadt** in **St. Croix** war es alle Tage frisch zu bekommen. Es wird von Negerinnen aus klein Magis bereitet, wozu sie Zucker, etwas bitter Holz, und die Rinde von Pockholz anstatt des Hopfens thun, und es auf den Strassen, die Flasche für drey Stüber, verkaufen. Es hält sich dieses gesunde Getränk nur einen Tag, und muß täglich frisch gebraut werden. Unter andern europäischen kostbaren und stärkenden Getränken bedienen sich manche des sogenanten **Bischofs.** Er wird aus rothem Wein, Wasser, Zucker und sauren Oranien bereitet. Letztere werden auf einem Rost über Kohlen ein wenig gebraten, nachdem einige Einschnitte durch ihre Schale gemacht worden; alsdann zwischen zwey porcelänen Tellern ausgepreßt, und mit Schale, Saft und Kernen in den mit Wasser und Zucker gemischten Wein gethan. Dieses Getränk wird wie Wein zur Stärkung des Magens getrunken.

Auf diesen Inseln wird englisch, deutsch, dänisch, holländisch, französisch, spanisch und creolisch geredet. Englisch und hochdeutsch sind die

Spra-

Sprachen, womit man allenthalben durchkommen kan. Creolisch reden die Neger, und wer mit ihnen zu verkehren hat. Daher die meisten weissen Einwohner des Landes, sonderlich die daselbst gebornen, diese Sprache verstehen. Dänen, Holländer und Franzosen reden ihre Landessprache untereinander. Die Handlung mit den Spaniern, die nach diesen Inseln kommen, macht die Erlernung ihrer Sprache nöthig. Unter den Deutschen sind Ober- und Niedersachsen; aber hochdeutsch verstehen sie alle. Diese Menge der Sprachen verursacht, daß viele Leute die eine in die andere mengen, und zwar viele, aber keine rein und gut sprechen. Die englische Sprache ist sonderlich in den Städten nöthig. Da die blanken Kinder von Negerinnen gewartet werden, und unter Negerkindern aufwachsen; so lernen sie zuerst die creolische, oder Negersprache, und bisweilen weiter keine andere richtig. Es wird aber diese Sprache von den blanken Creolen feiner gesprochen, als von den Negern. Die Engländer hingegen lernen mehrentheils kein creolisch, und ihre Sclaven müssen sich darinn nach ihnen richten. Daher reden in grossen Gegenden von St. Croix die Neger nichts als englisch.

Ein Sitz der Wissenschaften sind diese Inseln nicht; und unter den Einwohnern sind nur wenige Kenner und Beförderer derselben. Doch macht eine gewisse Nothwendigkeit, daß sie nicht gänzlich versäumt werden. Die Blanken- und Mulattenkinder werden im Lesen, Schreiben, Christenthum und dergleichen von einigen dänischen Catecheten und andern Personen unterrichtet; aber nur wenigen wird etwas von der lateinischen Sprache und den übrigen Schulwissen-

schaften beygebracht. Manche Eltern schicken ihre Söhne in dieser Absicht nach **Copenhagen**, **Holland** oder **England**. Die Entlegenheit von **Europa** und der Mangel an Schulanstalten macht, daß Gelehrsamkeit selten bey jemand anders da angetroffen wird, als der sie aus Europa mitgebracht hat. Doch gibt es einige Liebhaber der Naturhistorie, und die Menge seltener Naturalien gibt ihnen Stof genug, sich damit zu vergnügen. Zur Beförderung dieser Lieblingswissenschaft unsrer Zeit hält sich bisweilen ein Gelehrter von Copenhagen auf diesen Inseln auf.

Bey der Regirung derselben ist der **Generalgouverneur**, der auf **St. Croix** seinen Sitz hat, die Hauptperson, und alle drey Inseln stehen unter seinen Befehlen.

Demnach befindet sich auf St. Croix ein für alle Inseln eingerichtetes Regirungscollegium, worinnen der Generalgouverneur präsidiret; und mit den zugeordneten Regirungsräthen wird von diesem Collegio nicht allein alles, was die Insel St. Croix betrift, sondern zugleich das allgemeine Wohl der übrigen Inseln besorgt.

Das Militäre auf allen drey Inseln aber steht unter des Generalgouverneurs alleiniger Aufsicht und Befehl.

Auf St. Thomas ist ein Commendant, der zugleich mit einem daselbst für die Inseln St. Thomas und St. Jan angeordneten secreten Rath die besondern Angelegenheiten dieser Inseln zu besorgen hat; aber in allgemeinen Fällen unter dem Regirungscollegio auf St. Croix stehet. Wenn der Generalgouverneur nach St. Thomas kommt, präsidirt er in diesem Rathe.

Der

Der Generalgouverneur sowol als die Regirungsräthe, der Commendant, nebst den Gliedern des secreten Raths auf St. Thomas, wie auch alle übrige beym Militär- und Civiletat angestellte Officiers und Bediente, werden vom König ernant und bestellt.

Auf der Insel St. Croix sind zwey Byevögte oder Stadtrichter; und dergleichen Richter sind noch zwey, einer auf St. Thomas und einer auf St. Jan, unter dem Namen von Land- oder Byevogt bestellt.

Für St. Croix ist ein Oberrichter oder Landsdommer, und für St. Thomas und St. Jan ein Obergericht constituirt. An erstern wird von den Urtheilen der Stadtrichter auf St. Croix, und an letzteres von den Urtheilen der Richter auf St. Thomas und St. Jan (als der ersten Instanz) appellirt. Von dem Oberrichter aber auf St. Croix, und von dem Obergericht auf St. Thomas, gehen die Urtheile in Appellationsfällen an das höchste Gericht in Copenhagen.

Das dänische Gesetzbuch ist auf diesen Inseln die Regel des Rechts, nach welchem der Richter sein Urtheil abfasset.

In Criminalsachen der Blanken wird nach besagtem Gesetze verfahren, und so weit es den Militäretat betrift, nach den Kriegsartickeln.

In gewissen Stücken, die das Verhältniß zwischen Blanken und Negern betreffen, richten sich die Blanken nach dem Herkommen, oder nach Regeln und Gewohnheiten, die von Alters her auf den Inseln eingeführt sind, die man aber nicht Gesetze nennen kan, weil sie nie von dem Landesherrn sind bestätigt worden. Nach solchen darf kein Blanker eine Negerin förmlich heirathen. Dem ohngeachtet aber

gibt es Blanke, die mit Negerinnen in einer ordentlichen Ehe leben, doch ohne gesetzmäßig getraut zu seyn; und diese erziehen ihre Kinder als rechtmäßige Erben. Andere leben mit zwey, drey und mehrern Negerinnen, auch wol solchen, die andern Herren gehören. Die von einer solchen Negerin gebornen Kinder gehören dem Herrn, dem die Mutter gehört, der sie als seine Sclaven braucht, wenn sie nicht ausgetauscht oder losgekauft werden. Doch werden viele solcher Mulatten ein wenig besser als die übrigen Sclaven gehalten; sie dienen im Hause, werden Barbierer, oder lernen sonst ein Handwerk oder häusliches Geschäfte. Die Blanken können einander mit Negern bezahlen, wenn gleich Mann und Weib dadurch getrennt werden.

Die Einwohner dieser Inseln haben unter sich einen Bürgerrath; davon ist einer auf St. Croix und einer auf St. Thomas. Dieser Rath besteht aus einer Anzahl der angesehensten Pflanzer, und sollen für das Beste der Einwohner wachen.

Gewöhnlich bestimmen einige Pflanzer aus diesem Rath, zugleich mit einigen auf St. Croix von der Regirung, und auf St. Thomas vom secreten Rath zugeordneten Kaufleuten, jährlich den Preis des Zuckers und der Baumwolle.

Ausserdem haben die Bürger oder Pflanzer ihre Bürgercapitains; welche mit auf Ordnung sehen, die obrigkeitlichen Befehle wegen Verbesserung der Wege, und dergleichen an die Pflanzer bringen, und über ihre Befolgung halten.

Die Anzahl der Soldaten war bey meinem Daseyn auf diesen Inseln nicht groß; in St. Thomas

lag keine ganze Compagnie, in St. Jan auch nicht; hingegen waren mehrere auf St. Croix. Es ist aber auch die gesamte Bürgerschaft mit Gewehr versehen, und im Nothfall zu Kriegsdiensten verbunden. Uebrdis ist in St. Croix und St. Thomas eine Compagnie Freyneger, die einen Capitain aus ihrem Mittel haben, im Nothfall als Stadtsoldaten dienen, und bey einem Aufruhr der Sclaven sehr brauchbar sind. Davon ist alle Sonntage eine Patrouille in der Stadt, um jeder Unordnung zuvorzukommen. Aus eben dieser Absicht ziehet an Weihnachten und Neujahr, da die Sclaven einige Feyertage haben, die Bürgerschaft nebst den Freynegern auf.

Unter den verschiedenen Religionen auf diesen Inseln ist die lutherische herrschend. Die dieser Religion zugethane haben zwey Kirchen, eine in Christianstadt auf St. Croix, die andere in Tappus auf St. Thomas. Der Geistliche, der diese letztere bedient, nimmt sich auch seiner Religionsverwandten auf St. Jan an, die er jährlich einigemal besucht, und sie mit den Sacramenten bedienet. Er steht, wie der Pfarrer in Christianstadt, unter dem Bischof von Copenhagen. Die Holländischreformirten haben drey Kirchen; die eine in Christianstadt, die andere in Tappus, und die dritte auf St. Jan. Die Engländer haben nur eine, so wie die Catholiken. Zur Bedienung dieser letztern kommen bisweilen einige Geistliche von Portoric herüber. Die Juden haben keine öffentliche Synagoge; sondern halten ihre gottesdienstliche Versamlungen in Privatgebäuden.

Eine Schilderung des Characters der Blanken auf diesen Inseln ist, da sie aus so verschiedenen Nationen

bestehen, mit vieler Schwierigkeit verbunden, sonderlich wenn man aus den einzelnen Nationalcharacteren noch diejenigen Mischungen aussuchen will, welche sie alle in Westindien gemein haben. Ich begnüge mich daher mit einigen Anmerkungen.

Da die eingebornen Blanken oder Creolen schon von Kind auf gewohnt sind, von Sclaven bedient zu werden, und ihnen zu befehlen; so lernen sie sehr früh ihre äussere Vorzüge vor jenen armen Creaturen kennen, wovon der Uebergang zum Stolz und einem gebieterischen Wesen sehr kurz und leicht ist. Das Beyspiel, welches sie in Ansehung der Behandlung der Sclaven von andern hie und da sehen, leitet auch nicht auf menschenfreundliche Gesinnungen.

Die Leichtigkeit, welche sie hiernächst haben, ihren unordentlichen Neigungen auf allerley Weise zu folgen, veranlasset nothwendig mehrere Ausbrüche derselben, als wo diese nicht ist. Der creolische Herr glaubt wenigstens über den Körper seiner Sclaven beiderley Geschlechts, ein uneingeschränktes Recht zu haben: und da die Keuschheit keine gewöhnliche Tugend der Negerinnen ist; so machen sie sich kein Gewissen, oder wol gar eine Ehre daraus, der ungebührlichen Zumuthung ihrer Herren nachzugeben. Im Fall aber auch eine Sclavin sich solchen Anforderungen widersetzen wolte; so ist sie in der Gewalt ihres Herrn, der sie nach Gutbefinden behandeln lassen kan.

Was diejenigen anlangt, die aus Europa nach Westindien kommen; so ist bekant genug, daß bey verschiedenen derselben, wo nicht die Neigung zu Ausschweifungen, doch die Hoffnung, ein Durchkommen zu finden, oder gar ein Glück zu machen, welches sie,

nach

nach einem lasterhaften Leben, in ihrem Vaterlande nicht hoffen konten, die nächste Veranlassung dazu ist. Von solchen kan man wol nicht erwarten, daß sie die besten Sitten mitbringen.

Was die Folgen von diesem allen sind, kan man sich leicht vorstellen. Man würde aber gleichwol sehr unrichtig schliessen, wenn man vestsetzte, daß alle Creolen, und überhaupt die Blanken dieser Inseln stolz, hart und wollüstig wären. Man bemerket mit Vergnügen, daß eine Menge billigdenkender und menschenliebender Einwohner sich auf denselben befindet, und derjenigen, die die entgegengesetzten Eigenschaften haben, die weit geringere Zahl ist. So viel vermag der Einfluß einer weisen und christlichen Regirung, und das Beyspiel tugendhafter Obrigkeiten; und nach dem Geständniß mehrerer verständigen Männer, hat auch die Mißion der Brüder, die seit mehr als vierzig Jahren einen guten Geruch über diese Inseln verbreitet, eine gesegnete Wirkung auf den sittlichen Character ihrer Einwohner gehabt.

Man muß insbesondere die Höflichkeit der Blanken und ihre Dienstwilligkeit gegen Fremde rühmen, die man fast durchgehends wahrnimmt. Unter ihnen selbst herrscht eine gewisse vom Stolz entfernte Gleichheit, nach welcher sich die Vornehmen zu den Geringen herablassen, und vertraulich, ohne ein ängstliches weitläuftiges Ceremoniel zu beobachten, mit einander umgehen.

Vierter Abschnitt.

Einige geographische und politische Nachrichten von africanischen Nationen, aus welchen hauptsächlich die Sclaven nach Westindien gebracht werden.

Die Nachrichten, welche ich von dem politischen und moralischen Zustande verschiedener schwarzen Nationen in Guinea und einigen andern Ländern in Africa hier mittheilen will, habe ich aus Unterredungen mit Negern von beynahe dreyßig Nationen gesamlet. Ich hofte durch diese Unterredungen, zu welchen ich nur Getaufte und solche wehlte, die als verständige und aufrichtige Leute bekant waren, in den Stand zu kommen, etwas mehreres und zuverläßigeres von diesen Nationen, als vorhin bekant gewesen, liefern zu können. Allein die allzugrosse Unwissenheit dieser Menschen, nebst dem Mangel der Fähigkeit, ihre Begriffe recht auseinander zu setzen und deutlich vorzutragen, hat verursacht, daß die Erfüllung meiner Hoffnung sehr unvollständig geblieben ist. Es wird also dasjenige, was ich aus ihren Erzehlungen, theils von der Lage und der politischen Verfassung der Länder, wo diese Völker wohnen, theils von deren Nationalgebräuchen, Sitten und Religion, hier anzuführen habe, nur als ein, obwol mangelhafter, Beytrag zur näheren Kentniß derselben anzusehen seyn.

Um

Um eines Theils der Leser willen ist im voraus anzumerken nöthig, daß die schwarzen Sclaven durch die Europäer von der africanischen Küste geholt werden, welche zwischen dem 16ten Grad der nördlichen und dem 16ten Grade der südlichen Breite, vom Flusse Senegal oder dem Niger an, bis an das schwarze Vorgebirge liegt, und, mit ihren Krümmen und Wendungen berechnet, eine Strecke von mehr als achthundert deutschen Meilen ausmacht. Diese ganze Küste rechnen die Seeleute zu Guinea. Es begreift dieselbe viele grosse und kleine Königreiche und Völker, die in der Sprache, in den Sitten und Gewohnheiten verschieden sind. Die Anzahl derselben wird bisweilen aus Mißverstand vergrössert, welches die verschiedenen Namen, die einem Volke gegeben werden, veranlassen mögen. So heissen die Fida auch Wida, Gueda, und bey den Franzosen Juda. Die Neger nennen eine ihrer Nationen Rassenti, die sich selbst Tjamba nennt. Oft nennt ein Schwarzer, den man um den Namen seiner Nation fragt, den Ort seines Aufenthalts in Guinea, den man leicht für den Namen einer Nation nehmen kan. Selbst diese Namen sprechen die Neger verschieden aus; sie sagen z. E. Arrada und Allada, Kalabari und Karabari, Fong und Affong; und verwechseln also die Buchstaben, lassen einen weg, oder setzen einen dazu: daher ich nöthig fand, einen Namen oftmals und von mehrern aussprechen zu lassen. Ich werde sie allezeit so schreiben, wie sie von den Negern ausgesprochen werden.

Es gibt vielleicht mehrere Abtheilungen unter den Schwarzen; denn die Reiseschreiber wollen unter die-

diesem Geschlecht eben die Mannigfaltigkeit beobachtet haben, die unter den Weissen statt findet. Es ist aber zu meiner Absicht hinlänglich, die Hauptabtheilung derselben in **Mohren** und **Neger** anzuzeigen. Die Haare der **Neger** sind schwarz und kraus, wie die Wolle der Lämmer; der Mohren ihre sind zwar auch schwarz, aber strack: ihre Nase ist spitziger, und die Farbe nicht so dunkelschwarz, als der Neger; auch im Verstande und in der Geschicklichkeit übertreffen sie dieselben. Sie haben keine in die Haut eingeschnittene Nationalzeichen, wie die Neger, und wohnen von ihnen abgesondert.

Von den **Mohren** habe ich hier weiter nichts zu sagen, weil sie zu meiner Absicht fast gar nicht gehören. Im folgenden wird nur etwas weniges von der mohrischen Nation der **Fula** vorkommen. Die **Neger** theilen sich in viele Völker, unter welchen, in Absicht auf die Sprache sowol, als auf die Sitten, Gewohnheiten und Religion mehr oder weniger Verschiedenheit sich findet. Sie formiren viele besondere Staaten, die fast durchgängig eine despotische Verfassung haben; so daß der Regent über seine Unterthanen willkührlich herrschet.

Bey den geographischen Nachrichten von diesen verschiedenen Ländern und Königreichen werde ich der Ordnung folgen, in welcher dieselben an der westlichen Küste von Africa vom Senegal bis zum schwarzen Vorgebirge liegen. Bis izt ist den Europäern blos die Küste, und diese nicht einmal durchgehends bekant. Die Kentniß vom Innern des Landes ist theils gering, theils unzuverläßig. Durch die Franzosen und Engländer, welche auf dem Senegal und der Gambia eine

gute

gute Strecke ins Land hineingefahren sind, und durch die portugiesischen Mißionarien in Congo und Angola, welche mit vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren Reisen ins Innere des Landes gethan haben, hat die Geographie dieser Länder zwar etwas, aber doch, in Absicht des grossen Umfangs derselben, nur wenig gewonnen. Die Reisen in diesen Ländern sind mit den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Es fehlt nicht nur an ordentlichen Strassen; sondern man ist überdis in Gefahr, von wilden Thieren, wo nicht von Menschen, gefressen zu werden. Da die Neger bey solchen Reisen der Europäer Absichten vermuthen, die ihnen nachtheilig werden könten; so ist nicht zu erwarten, daß sie dieselben erleichtern und befördern werden. Sie erzehlen wohlbedächtig von dem Innern des Landes viel fürchterliches, um die Europäer von den Reisen dahin abzuschrecken. Aber auch alsdann, wenn sie wahre Nachrichten von der Lage ihrer Länder geben, kan ein Europäer wenig daraus lernen, weil die Namen der benachbarten Völker, Flüsse ꝛc. wodurch sie ihre Lage angeben, ihm oft völlig unbekant sind; so wie den Negern die Meilen oder andre Maasse, nach welchen wir die Entfernungen der Oerter messen. Sie berechnen diese nach der Anzahl der Tage, die sie zubringen, um von einem Orte zum andern zu kommen; wodurch nicht viel bestimmt werden kan, so lange man nicht weiß, wie stark ihre Tagereisen, und ob sie alle gleich stark sind. Die Schriftsteller, welche uns einige Nachrichten von dem Negerlande gegeben haben, sind entweder in einer europäischen Handlungsniederlage auf der Küste wohnhaft gewesen, oder nur des Sclavenhandels wegen an

derselben herum gefahren, ohne das Innere des Landes zu kennen. Ihre Nachrichten, welche man Auszugsweise in der allgemeinen Geschichte der Reisen findet, schränken sich daher vorzüglich auf die Goldküste, wo die meisten Niederlassungen der Europäer sind, und auf den Sclavenhandel ein.

Von der Nation der Fula, die am Senegal wohnen, habe ich in St. Thomas nur einen Sclaven gesprochen, den seine Herrschaft wegen seiner Geschicklichkeit und guten Verstandes von den andern Negern unterschied, und ihn mit der harten Feldarbeit verschonte. Er war noch ziemlich jung, als er aus seinem Vaterlande weggeführt, und zum Sclaven verkauft wurde. Seine schwarzen Haare waren wie der Europäer, seine Farbe weniger schwarz als der Neger ihre, die Nase nicht so stumpf, und die Lippen schwarz; nicht roth, wie bey den Negern. Er hatte keine in die Haut geschnittene Zeichen oder Figuren, wodurch sich die Negernationen zu unterscheiden pflegen. Er gehört also zum Geschlecht der Mohren; und er selbst unterschied seine Nation von den Negern.

Von der Lage seines Landes konte ich weiter nichts von ihm erfahren, als daß man zwey Monate reisen müßte, um aus seiner Heimath an den Fluß Diam (Wasser) zu kommen. An demselben Flusse wohnten Blanke; die er Naar nennte, von welchen seiner Nation auf Camelen Salz, auch einige Bücher zugeführt, und Vieh dagegen eingetauscht würde. Dieser Fluß scheinet ein anderer, als der Senegal, zu seyn; denn aus andern Nachrichten weiß man, daß die Fula auf den beiden Seiten dieses Flusses wohnen.

Oder

Oder solte diese Nation so weit ausgebreitet seyn, daß einige einen so weiten Weg zu machen hätten, um an den Senegal zu kommen? Wer die Blanken sind, von welchen er redete, kan ich auch nicht sagen; denn er unterschied sie von den Franzosen, die auf der Insel Senegal drey Meilen vom Ausfluß dieses Stroms wohnen. Herr Buffon sagt, die Fulen, wie er sie nennt, wären Mahomedaner. Das ist wenigstens nicht ganz richtig; denn dieser Fula war nicht beschnitten, und versicherte, daß die Beschneidung unter seiner Nation nicht eingeführt sey. Daß aber Mahomedaner unter ihnen wohnen, gab er zu; wie ihm dann auch der Name des Mahomed und Isa bekant war.

Die Fula leben unter einem Könige, dem er den Namen Samba gab. Unter den benachbarten Negernationen nante er die Sorua, die ihre und der Blanken Feinde wären; doch keinen offenbaren Krieg gegen sie führten. Gold ist in dem Lande der Fula, und sie tragen Ringe von diesem Metall in den Ohren und an den Armen. Sie haben viel zahmes Vieh, und von wilden Thieren nante er Schlangen und Elephanten, die in grosser Menge da wären.

Die Mandinga sind ein mit den Fula benachbartes Volk, welche von den Mandongo, die weit hinter Loango wohnen, wohl zu unterscheiden sind. Die zwey Neger, die ich von dieser Nation gesprochen habe, beschrieben mir ihr Land als sehr groß, und nanten unter ihren Nachbarn die Fula und die Jalunkan, ein mit ihnen verwandtes, in der Sprache aber verschiedenes Volk. Sie hatten einige Kentniß von den Engländern auf der Küste von Guinea. Die

Mandinga stehen unter einem Könige, der ein Vasall des Königs von Bandi ist, dem er einen jährlichen Tribut an Golde, oder, in dessen Ermangelung, an Sclaven oder auch an Vieh, bezahlen muß. Wenn dieser nicht abgetragen wird; so fällt der König von Bandi mit einem Heer ins Land, raubt Menschen und Vieh, und macht sich auf diese Weise bezahlt. Innerliche Kriege sind unter ihnen auch nicht ungewöhnlich, wobey sie sich aber sehr zu mäßigen wissen. Denn wenn sie von früh bis Mittag auf einander gefeuert haben; so rufen sie einander zu, daß es izt Zeit zum Mittagsessen sey. Sogleich hören die Feindseligkeiten auf beiden Seiten auf, und jeder Theil hält seine Mahlzeit ruhig, und stärkt sich zur Fortsetzung des Streits, der nach dem Essen von neuem angeht. Der überwundene Theil wird bis zu seinen Häusern verfolgt, sein Vieh geschlachtet, und ihm soviel Schaden zugefügt, als möglich ist.

Von der Nation der **Ranga**, habe ich durch vier Neger und zwey Negerinnen einige Nachrichten erhalten. Sie grenzen an die **Mandinga** und **Fula**, deren Sprache sie aber nicht verstehen; hingegen verstehen sie die **Mangree**, welche tief im Innern des Landes wohnen. Eine dieser Negerinnen, welche nicht weit von den **Mangree** zu Hause war, nante ihre Gegend **Sanjam**. Die See macht nach Westen die Grenze des Landes der **Ranga**; die östliche aber soll sehr weit davon entfernt seyn. An der See treiben sie Handlung mit den Blanken, denen sie Sclaven, Tigerfelle und Elephantenzähne gegen Gewehr, Pulver und Bley, Eisen, Corallen und Rum vertauschen. Die Negerkaufleute, welche diesen Han-

del

del treiben, können rechnen und schreiben. Eiserne Ringe, die die Ranga selbst schmieden, dienen ihnen unter sich statt des Geldes. Gold besitzen nur die Vornehmen, ohne es als Geld zu brauchen. Es werden unter ihnen fast beständig innerliche Kriege geführt. Blos um Menschen zu fangen, und sie als Sclaven an die Blanken zu verkaufen, überfällt ein Stamm den andern.

Eine Negerin von der eben angeführten Nation der **Mangree** konte mir von der Lage ihres Landes keinen weitern Bescheid geben, als daß sie die **Ranga** zu Nachbarn hätten, und von den **Mandinga** und **Amina** nicht weit entfernt wären. Mit letzteren beiden führte ihr Volk zum öftern Krieg.

Zwischen den **Mangree** und den **Gian** macht ein grosser Fluß die Grenze, und die Sprache beider Nationen ist wenig verschieden, wie mich ein Neger von letzterer Nation versichert hat.

Nun komme ich an die Nationen, welche auf der Goldküste, und von da ostwerts tiefer ins Land hinein wohnen, von welchen die meisten Sclaven nach Westindien gebracht werden.

Die mächtigste Nation auf dieser Küste sind die **Amina**, von welchen ich durch fünf verständige Neger aus dieser Nation Nachrichten zu erhalten suchte. Einer derselben, ein ehemals reicher Kaufmann und Sclavenfänger in Guinea, hatte durch seine Reisen eine mehr als gewöhnliche Kentniß erlangt; der andre war des Königes Bruder, und der dritte hatte den Befehl über dreytausend Mann von dem Heer eines Unterköniges, seines nahen Anverwandten, gehabt. Die zwey übrigen waren vom gemeinen Volke. Die Hei-

math des einen lag nur eine, des andern aber vierzehn Tagereisen von der See, oder vom englischen Castell.

Diese Nation steht unter einem Könige, der die verschiedenen Provinzen seines Reichs durch Unterkönige regirt, welche **Caboseer** genant werden. Ihr Land ist sehr groß, voll grosser Dörfer; und wegen ihrer Macht und Grausamkeit sind sie ihren Nachbarn furchtbar. Mit den **Fante**, **Akkim**, **Akkran**, **Beremang**, **Assein**, **Kisseru**, **Atti**, **Okkau** und **Adansi** führen sie fast beständige Kriege, wozu blos der Menschenraub die Ursache ist. Sie haben Schießgewehr; da ihre Feinde mehrentheils nur Bogen und Pfeile brauchen. Auch einheimische Kriege werden öfters durch die vielen Erben des Königs und der Unterkönige, die einander die Regirung streitig machen, veranlaßt. Gold haben sie im Lande die Menge, aber kein Eisen; daher dessen Werth sehr hoch ist. Ihr Geld besteht theils in Goldkörnern und ganzen Stükken, theils in einer Art von Seemuscheln, die sie **Bujis** oder **Cowris** nennen. Von diesen machen fünf Stücke ohngefehr einen westindischen Stüber oder sechs Pfennige sächsisch. Sie handeln mit Gold, Elfenbein und Sclaven; dagegen sie von den Europäern Eisen, Gewehr u. d. g. eintauschen. Ein Stamm der Amina, die **Quahu**, tödtet viele Elephanten, davon die Zähne an die englische oder holländische Factorey verhandelt werden. Die Amina lassen sich, wie mehrere africanische Nationen thun, von Sclaven bedienen, die aber, ihrer Meinung nach, nicht so hart als die westindischen gehalten werden.

Die **Akkim**, gegen welche die Amina oft Krieg führen, wohnen nicht weit von der See. Ein Neger

von

von dieser Nation sagte mir, daß er nur eine Tagereise von der dänischen Vestung gewohnt habe. Er redte die Sprache der **Amina**, sagte auch, daß er die **Kommu**, **Assie**, **Fante**, **Agumma**, **Tjuru**, **Wamwi**, **Dentjela**, **Akkran** und **Watje** verstünde. Von dem Kriegsheer seines Königs sagte er, es sey eine halbe Meile lang; und würde von einem andern abgelöst, nachdem es etliche Stunden gefochten habe.

Auch die **Akripon** reden die Sprache der **Amina**, grenzen mit ihnen; machen aber einen besondern Staat aus, der von einem Könige beherrschet wird.

Die **Akkran**, die den Dänen in Guinea am nächsten wohnen, sind ein zu den Amina gehöriges Volk, deren Sprache sie auch verstehen. Mit den Dänen leben sie in guter Freundschaft; hingegen haben sie mit den Amina beständige Händel. Manche von ihnen verstehen auch die dänische Sprache, und besuchen aus Neugierde ihren Gottesdienst, von dem sie aber glauben, daß er zwar für die Blanken gut seyn möge, für die Neger aber sich nicht schicke.

Mit den Amina grenzen ostwerts auch die **Tambi**. Diese können zwar die Amina verstehen; haben aber doch eine von der ihrigen verschiedene Sprache. Mit den Tambi müssen die **Tembu** oder **Attembu** nicht verwechselt werden. Diese grenzen mit den Amina ostwerts; denn so sagten mir etliche Neger dieser Nation, daß sie die Kassenti und Amina zu Nachbarn hätten, aber noch tiefer im Lande wohnten, als letztere. In den Kriegen, welche sie mit den **Watje** und den beiden erstgenanten Nationen führen, bedienen sie sich vergifteter Pfeile. Den Gift bereiten sie aus Tausendbeinen und andern Thieren,

die sie zerkochen, und die Pfeile in den Saft derselben öfters eintauchen, und jedesmal in der Sonne trocknen. Ihre Dörfer sind sehr groß, und eines derselben soll, nach der Beschreibung der Tembuneger, von welchen ich diese Nachrichten habe, der Insel St. Thomas an Grösse wenig nachgeben. Jedes Haus ist mit dem dazu gehörigen Hofe mit einer Ringmauer umgeben, und mit einem Thore verschlossen. Die Einfälle der Amina, welche immer auf den Menschenraub aus sind, machen diese Anstalten der Vorsicht nothwendig. Sonst wären sie keine Nacht sicher, daß sie nicht gestohlen und verkauft würden. Jedes Dorf hat seinen besondern Gouverneur, und die Negerin, die mir diese Nachrichten gab, war die Tochter von einem derselben. Ein anderer Neger dieser Nation, mit dem ich sprach, war ein Kaufmann oder Sclavenhändler gewesen, der seinen Handel unter den **Kassenti, Pari** und **Adampe** getrieben, und vier Tagereisen von dem Lande der **Akkran** gewohnt hatte.

Die Nation der **Kassenti** ist, so viel ich habe verstehen können, von den **Assenti** verschieden. Ihr rechter Name ist **Tjemba.** Weil sie aber **Kassenti,** das ist, **ich verstehe euch nicht,** zu rufen pflegen, wenn sie unter die menschenräuberischen Amina kommen; so haben diese ihren Namen daraus gemacht. Sie führen nach den verschiedenen Provinzen ihres Reichs noch andere Namen, als: **Notbarri, Ajanga, Bruck, Tampruma, Bambomba** u. d. g. Ihr König, der diese weitläuftige Staaten beherrscht, heißt allezeit **Attabi,** und hat seine Residenz in der grossen Stadt **Gambaak.** Die Nachbarn der Kassenti sind die **Aela,** oder **Attem,** und die **Bombra.** Mit

die-

diesen letztern führen sie Krieg. Die Gefangenen, welche die Bombra dabey machen, werden von ihnen zu den Amina gebracht, und von diesen an die Blanken auf der Goldküste als Sclaven verkauft. Wol ein halbes Jahr sollen die gefangenen Kassenti unterwegs seyn, ehe sie aus ihrer Heimath an die Goldküste gelangen.

Die **Sokko** oder **Asokko**, von welchen ich drey Neger gesprochen habe, grenzen auf einer Seite mit den **Amina**, auf der andern mit den **Uwang**. Sie brauchen sechs bis sieben Wochen Zeit, um von ihrem Lande an die Seeküste zu kommen. Ihr König, welcher viele kleinere Könige oder Gouverneurs unter sich hat, heißt immer **Mansa**. Gegen die Amina und andere Nationen, welche des Menschenraubs wegen in ihre Staaten einfallen, haben sie einen anhaltenden Vertheidigungskrieg zu führen. Doch verüben sie gegen ihre Nachbarn eben die Ungerechtigkeit, die sie an den Amina verabscheuen; nur rauben sie keine Menschen aus ihrem eigenen Volke. Sie treiben Handlung mit den Blanken, und haben auch ordentliche Kramladen. Corallen und Muscheln dienen ihnen unter sich statt der Scheidemünze. Es fehlt ihnen weder an Gold noch an Eisen in ihrem Lande, auch nicht an Leuten, die dessen Verarbeitung verstehen. In den verschiedenen Provinzen ihres Staates haben verschiedene Dialecte der Sprache statt; die Religion aber ist durchgängig einerley. Doch habe ich aus der Erzehlung des einen der drey Sokkoneger, der weit von den zwey andern zu Hause war, verstanden, daß ein Theil dieser Nation Mahomedaner sind, und zugleich einige gottesdienstliche Gebräuche von den Christen angenommen haben. GOtt nennen sie Allah, und

verehren ihn in eigenen dazu gewidmeten Häusern; und die Priester, welche den Gottesdienst in denselben verrichten, bedienen sich dabey eines Buches. Sie feyern jährlich drey Feste, ohngefehr um die Zeit der drey grossen Feste der Christen. Ihr Morgen- und Abendgebet halten sie sehr pünctlich. Vor Aufgang der Sonne stehen sie auf, und beobachten ein tiefes Stillschweigen, bis sie sich gewaschen haben. Sobald die Sonne sichtbar wird, kniet der Hausvater mit seiner Familie auf einer ausgebreiteten Matte nieder, und verrichtet, mit dem Gesichte zur Sonne gekehrt, das Gebet. Auf ähnliche Weise thun sie das Abendgebet beym Untergange der Sonne; nachdem sie vorher ihr Gesicht, Hände und Füsse gewaschen haben. Es ist sowol die Taufe, als die Beschneidung unter ihnen eingeführt. Letztere wird sogar an jedem Sclaven vorgenommen, weil er sonst, wie sie sagen, nicht verständig seyn und reden könte.

Soviel habe ich von den Negern auf der Goldküste erfahren. Nun folget, was mir von den Negern der Sclavenküste und den benachbarten Gegenden bekant worden.

Drey Negerinnen von der Nation der **Papaa**, die aus Mißverstand **Popo** genennt werden, erzehlten folgendes: Das Land der **Papaa** erstreckt sich an einer Seite bis an die See, wie dann eine der drey Negerinnen nur einige Meilen vom Ufer des Meeres, die andre dicht an demselben gewohnt hatte. Ihnen waren die dänischen und andere Castelle, auch Amina und Akkran sehr wohl bekant. Zu dem Königreich **Papaa** gehören die **Apassu** oder **Apeschi**, die **Nagoo**, **Arrada**, **Attolli** und **Affong**. Letztere haben

sich

sich die übrigen unterworfen. Den König nanten sie Pagi. Auch diese Nationen haben von den Amina vieles zu leiden, welche um Menschen zu rauben in ihr Land einfallen. In demselben wird auch Gold gegraben: und zwar hat jeder Einwohner Erlaubniß dazu; doch darf er sich das gefundene nicht allein zueignen, sondern bekömt, nach dem Gutbefinden des Caboseers, nur einen gewissen Theil davon.

Ein mehr als hundertjähriger Neger von der Nation der **Arrada**, welchen Namen er **Allada** aussprach, sagte mir, sein Land gehöre zu dem papaaischen Königreiche. Um die Grösse des Kriegsheeres seines Königs anzuzeigen, bediente er sich einer eigenen Vorstellungsart. Er sagte: wenn der König gegen den Feind zu Felde ziehen wolle; so lasse er sein Heer über eine ausgebreitete Rindshaut gehen, und halte es nicht eher für zahlreich genug, als bis die Haut völlig durchgetreten sey. Da sich die Arrada mit den Fida, von welchen sie abzustammen scheinen, in den Kriegen gemeiniglich vereinigen; so ist es wahrscheinlich, daß sie ein sehr grosses Heer ins Feld stellen können.

Die **Watje**, von welcher Nation ich sieben Neger gesprochen habe, formiren ein eigenes Königreich. Ihren König, der mehrere Fürsten unter sich hat, nanten sie **Jegan**. Seine Länder erstrecken sich von der See tief landeinwerts. Zu Nachbarn haben sie die **Amina**, **Kassenti** und **Sokko**. In den Kriegen, die sie mit den Amina führen, bedienen sie sich der Flinten; ihre Kriegsgefangenen bringen sie entweder ums Leben, oder verkaufen sie zu Sclaven.

Mit den **Watje** sind die **Atje** verwandt; denn ihre Stammväter gleiches Namens, sollen leibliche

Brü=

Brüder gewesen seyn. Sie reden fast einerley Sprache, und führen niemals Krieg gegen einander.

Von der Nation der Fida habe ich nur einen Creolen, einen sehr verständigen Mann, gesprochen, dessen Vater aus Fida gewesen, und ihm vieles davon erzehlt hat. Aus seinen Nachrichten gehöret nur dieses hieher: das Land der Fida sey durch die fortwährenden Kriege so verwüstet, daß wenig mehr von seinem ehemaligen bessern Zustande übrig sey. Auch ausser der Zeit des offenbaren Krieges sey der Menschenraub durchgängig so gewöhnlich, daß sich niemand weit von einem sicheren Orte entfernen dürfte. Daher hielten sich viele guineische Bussalen bey ihrer westindischen Sclaverey für glücklicher, als in Guinea, wo sie in beständiger Furcht und Unsicherheit leben müßten.

Die **Wawu** wohnen theils an der Küste, theils tief im Lande. Es ist eine zahlreiche Nation, die nicht durchgängig einerley Sprache redet. Dieser Unterschied fand sich bey zwey Negern von dieser Nation, davon der eine im Innern des Landes, der andere nicht weit von der Seeküste gewohnt hatte. Unter den Nachbarn der **Wawu** nennte jener die **Tofa, Jani, Taku, Akisa, Fo, Dahomee** und andere; dieser die **Fra, Bente, Naena, Gui, Gurraa, Guaflee** und **No**. Jener nannte seinen König **Atjuwi**, und den König der Fo **Dada**. Dieser ist ein mächtiger Herr, der mit vielen Nationen Krieg zu führen pflegt, auch mit den Wawu. Für jeden feindlichen Kopf zahlt er eine gewisse Summe, die in Gangunga oder Glascorallen besteht. Er macht sich ein Vergnügen daraus, eine mannshohe Schichte solcher Köpfe in einem Kreise um sich herum aufgeschüttet

schüttet zu sehen. Die Kriegsgefangenen aber läßt er an die Blanken als Sclaven verkaufen.

Die **Karabari** oder **Kalabari** wohnen vermuthlich an dem Flusse **Kalabar**. Es kan auch seyn, daß sie an diesem Flusse mehrentheils verhandelt werden, und daher diesen Namen bekommen haben. Die fünf Neger, die ich von dieser Nation gesprochen habe, waren muntere und herzhafte Leute. Sie sagten mir, sie hätten sehr weit von der See gewohnt, und durch ihr Land flieſſe ein grosser Strom, den sie **Mini**, das ist, Wasser, nanten. Mit diesem allgemeinen Namen pflegen fast alle Negernationen ihre Flüsse zu benennen. Die **Ibo**, ein zahlreiches Volk, sind ihre Nachbarn und Freunde, die mit ihnen einerley Sprache haben. Unter andern ihrer Nachbarn nenten sie auch die **Apur** und die **Bibi** oder **Biwi**; von welchen letztern sie behaupteten, daß sie **Menschenfresser** wären. Daher sie sich auch sehr fürchteten, von ihnen gefangen zu werden. Von diesen **Bibi** habe ich selbst einen gesehen, der vor kurzem aus Guinea nach St. Thomas war gebracht worden. Seine obern und untern Zähne waren spitzig wie eine Säge gefeilt; er hatte ein fürchterliches Ansehen und eine grosse Stärke. Das Land der Karabari bringt Gold hervor; Seemuscheln aber dienen ihnen statt der Scheidemünze. Ihr König heißt **Delemongo**, welches einen grossen Mann bedeutet. Unter den Capitains oder Gouverneurs, die er über die verschiedenen Provinzen seines Reichs setzet, entstehen oft aus Beleidigungen, mit Vorwissen und Genehmigung des Königs, einheimische Kriege, denen sein Ansehen erst alsdann ein Ende macht, wenn es ihm scheinet,

daß

daß es damit zu weit gehe. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Säbeln, Spiessen und Pfeilen, die sie vergiften. Die Kriegsgefangenen verkaufen sie; die dann von einem Herrn zum andern kommen, so daß einer oft ein Halbhundert Herren gehabt hat, ehe er den Europäern an der Seeküste verkauft wird.

Die Ibo, der Karabari Freunde, besitzen ein sehr weitläuftiges Land, das im Innern von Africa liegt, wie ich von einem Neger dieser Nation, den ich in Pensylvanien gesprochen habe, berichtet worden. Er sagte mir, die Bibi formirten in dem Lande der Ibo einen eigenen Staat, und wohnen wol fünfhundert englische Meilen von dem Orte, wo er her war. Von seiner Heimath war Egypten, welches er Alo nante, nicht gar zu weit entfernt. Sie treiben Handlung dahin, und holen sich von daher Flinten, Säbel, Pulver, Bley, Leinwand u. d. g. Die vier Iboneger, die ich in Westindien gesprochen habe, bestätigten, was ich vorhin sagte, daß sie mit den Karabari grenzten. Mit den Igan und Evo führen sie einen fast immer anhaltenden Krieg. Letztere sind nach ihrer Aussage Menschenfresser. Der beständige Name des Oberhaupts der Ibo ist Oba. Auch die Mokko grenzen an die Karabari, welche die Bebumde zu Nachbarn haben.

Ein Loango Neger nante den obersten Regenten seiner Nation Areffan Congo. Zwey Könige, Maluango und Macongo sind seine Vasallen, zwischen welchen ein Krieg daher entstanden, daß sich letzterer weigerte, dem erstern fernerhin ein Mägdchen zum jährlichen Tribut zu geben. Ihre Waffen bestehen in Feuergewehr, Bogen und Pfeilen. Das loangoische

Land

Land ist reich an Gold. Der Thron des Königes ist von diesem kostbaren Metalle gemacht; und die Weibsleute tragen davon Ringe an den Beinen und Armen. Aus dem Bast eines gewissen Baumes verfertigen sie einen weissen Zeug, mit welchem sie sich kleiden. Er ist dauerhaft und verträgt das Waschen. Die Engländer, Holländer und Franzosen holen bekantermassen viele Sclaven von dieser Küste. Der Neger erzehlte mir, es sey zu seiner Zeit vorgekommen, daß ein englischer Capitain, der schon eine Ladung Neger hatte, noch einige mit Gewalt weggenommen habe. Eine unzehlige Menge Schwarze hätten, sobald sie diese Gewaltthätigkeit erfahren, mit ihren Canus das englische Schif umgeben, das Ankertau gekappt, das Schif erstiegen, die Sclaven befreyt, und die Blauken nachdrücklich bestraft. Die üblen Folgen, welche das Unternehmen des Capitains für die englische Nation hätte haben können, wurden durch die Versicherung gehoben, welche die Schwarzen erhielten, daß jener gegen den Befehl seines Königes gehandelt hätte. Nach der Aussage eben dieses Negers gibt es schwarze Juden in Loango, welche den Sabbath so strenge feyern, daß sie an demselben auch nicht ein Wort reden. Sie wohnen zerstreut und treiben Handlung. Ob sie gleich dem äussern Ansehen nach, andern Negern völlig ähnlich sind; so werden sie doch von diesen so verachtet, daß sie mit ihnen nicht essen. Sie haben ihren eigenen Begräbnißplatz, der von den Wohnungen der Neger weit entfernt ist. Ihre Gräber sind aufgemauert, und werden mit Figuren von Schlangen, Eidexen und dergleichen, von denen bemahlt, die die Leiche bestattet haben; welches den Negern lächerlich

lich vorkommt. Da dieses letztere den jüdischen Gebräuchen so unähnlich ist; so ist vielleicht die Muthmassung nicht unwahrscheinlich, daß die Schriftzüge oder Buchstaben auf den jüdischen Gräbern den Negern als Schlangen, Eidexen u. d. g. vorgekommen sind.

Die Nation der **Camba** wohnt in der Nähe von Loango, nicht weit von Sundi, wie ich von einer Negerin dieser Nation berichtet worden bin.

Die **Mandongo** sind ein weit ausgebreitetes Volk, welches nach der Aussage von vier Negern aus demselben, aus drey Stämmen besteht, den **Colambo**, **Cando** und **Bongolo**, die durch eine gemeinschaftliche Sprache mit einander verbunden sind. Jeder hat seinen eigenen Fürsten, die aber sämtlich die Oberherrschaft eines Mächtigern erkennen, dessen Ansehen so groß ist, daß sein Befehl den Kriegen augenblicklich ein Ende macht, welche seine Vasallen bisweilen unter sich führen. Nach dem Tode eines solchen Fürsten streiten seine Söhne solange mit einander um die Nachfolge, bis der letzte Sieg die Sache entscheidet. Diese Kriege sind sehr blutig, und währen oft etliche Jahre. Einige von den besagten Mandongonegern hatten, wie sie sagten, zu der Reise aus ihrem Vaterlande bis in das Land der Loango ein ganzes Jahr gebraucht; von den Loango aber waren sie in einem Monat an die See gekommen.

Die Neger von der **Congonation**, die als Sclaven nach Westindien kommen, haben meistens eine Erkentniß des wahren GOttes und JEsu Christi, und sind verständiger und gesitteter, als andre Schwarze. Sie haben dieses den Portugiesen zu danken, welche seit ihrer Niederlassung auf dieser Küste sich Mühe gege-

gegeben haben, dieses unwissende Volk durch die christliche Lehre zu erleuchten und zu bessern. Sie haben diese Absicht bey denen, die in ihrer Nähe wohnen, zum Theil erhalten; die aber tiefer im Lande und von ihnen entfernt sind, haben eine aus heidnischem Aberglauben und christlichen Ceremonien vermischte Religion. Ich habe von jeder Gattung einen in Westindien gesprochen. Derjenige, welcher weit von den Portugiesen entfernt gewohnt hatte, nante seinen König, der, wie ein Blanker, röthlich von Farbe gewesen seyn soll, **Dunnukabam** (**Dunnu** bedeutet einen Blanken). Dieser Fürst hatte durch den Unterricht der Portugiesen lesen gelernet, und dadurch vor den meisten schwarzen africanischen Despoten einen Vorzug erlangt. Er war ein Freund der Engländer, und hatte eines ihrer Schiffe mit Sclaven befrachtet, an welchem er einen Antheil hatte. Mit denselben ließ er seinen Sohn nach den englischen Inseln in Westindien reisen, um von da nach England zu gehen. Das Schif hatte aber das Unglück, von den Franzosen genommen zu werden. Diese brachten es nach St. Thomas, wo einer unsrer Mißionarien mit diesem congoischen Prinzen in der englischen Sprache, die er verstand, sich unterhielte. Er wurde seinem Stande gemäß behandelt, und nach Copenhagen geschickt, um von da aus in sein Vaterland zurück zu kehren. Der andre Congoneger, der nahe bey den Portugiesen gewohnt hatte, und die Stadt **Loanda** wohl kante, war ein Unterthan eines andern Königs, und aus dessen Familie.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, weder einen **Solungo** noch **Angolaneger** zu sprechen; daher ich von diesen beiden Nationen nichts zu sagen habe.

Alle Negernationen sind mit gewissen Schnitten in die Haut gezeichnet. Soviel ich von den Negern selbst habe erfahren können, dienen dieselben, eine Nation von der andern zu unterscheiden. Sie sind also Nationalzeichen. Man muß gestehen, daß diese Art von Zeichen die wohlfeilste, und doch zuverläßiger ist, als jede andere, die man erdenken könte. Da die Kleiderthorheit eigentlich bey diesen nackten Nationen nicht statt findet; so äussert sich gleichwol in diesen Zeichen eine Eitelkeit, die davon im Grunde nicht verschieden ist. Sonderlich suchen vornehme Weibsleute eine Schönheit darinn. Ich habe selbst einige gesehen, die über den ganzen Leib mit allerley Figuren so schön und so symmetrisch gezeichnet waren, als ob alles mit dem Zirkel abgemessen wäre. Diese Zeichnungen sind auf der Haut etwas erhaben, und geben derselben das Ansehen von schwarzem geblümten Damast. So unterscheiden sich die vornehmeren durch mehrere und künstlichere Zeichnungen von dem niedrigen Volk. Es gibt also ausser den Nationalzeichen auch Standeszeichen, ja bisweilen auch Familienzeichen; indem hier und da eine Familie ihre Kinder anders zeichnet, als die andere. Gleichwol gibt es auch Neger, die nicht gezeichnet sind. Die Mannsleute von der Loangonation haben gar kein Zeichen; ihre Weibsleute aber sind über den ganzen Leib mit Puncten gezeichnet. Auch bey den Congo sind diese Zeichen nicht gewöhnlich; und die Mandinga haben statt derselben durchbohrte Ohren. Aber selbst unter denen Nationen, bey welchen dieselben eingeführt sind, gibt es ungezeichnete. Bey einigen ist die Ursache in der Armuth zu suchen, da sie, oder ihre Eltern,

tern, die Kosten dieser Operation nicht tragen können; bey andern in der Empfindlichkeit, weil sie sich vor dem Schmerz fürchten, der damit verbunden ist. Dieselbe wird gemeiniglich in der Jugend von Zeichnern, die sich mit dieser Kunst nähren, verrichtet. Sie bedienen sich dazu eines scharfen Messers, womit sie in die Haut einschneiden, oder einer Nadel, wo sie nur Puncte zu stechen haben. Einfache Schnitte machen sie aus freyer Hand; künstliche Zeichnungen aber zeichnen sie erst auf einen Calbasch, schneiden sie aus, füllen den Calbasch mit Asche, und tragen sie auf die Haut über, indem die Asche durch die Ausschnitte auf die Haut fällt, und fahren dann mit einem Messer dieser Zeichnung nach. In die frischen Wunden wird entweder Schießpulver, oder Kohlenstaub mit Palmöl, oder auch guineischer Pfeffer mit Ruß vermischt, hineingerieben.

Meistentheils sind diese Zeichen im Gesichte angebracht; entweder auf den Schläfen, zwischen den Augen und Ohren, oder an der Stirne, oder auf den Backen. Sie bestehen entweder in geraden verticalen oder horizontalen Schnitten, oder von verschiedenen Richtungen. Einige dieser Zeichen sind rund, oder machen einen Winkel. Verticale gerade Schnitte haben die **Mandinga, Okwa, Akkran, Mokko, Tembu, Watje** und einige Ibo. Sie sind in der Anzahl, Länge und Entfernung verschieden. Die Amina sind mit horizontalen Schnitten an den Schläfen gezeichnet, wo die Camba dreyzehn runde Schnitte in der Grösse einer Erbse haben. Die **Ranga**, die **Wawu** und die **Sokko** tragen ihre Zeichen an der Stirne. Bey den ersteren bestehet es in einem,

bey den Wawu aber in sieben und mehr verticalen Schnitten, von der Mitte der Stirne bis zur Nase; bey den Sokko aber in einem Kreuze gerade über derselben. Horizontale Schnitte an der Stirn machen das Nationalzeichen der Karabari und der Ibo aus. Jene haben einen solchen geraden Schnitt, an dessen beiden Enden zwey andere schief in die Höhe gehen; diese lassen sich einen zollbreiten Streifen von der Haut von einem Ohr bis zum andern gerade über die Stirne abziehen, so daß die Augenbraunen mit weggehen. Es ist dieses ein Vorzug, der nur den Vornehmen zukömt, und ihnen ein fürchterliches Ansehen gibt. Bey andern Negern von dieser Nation gehen um die Augen herum Schnitte wie Strahlen aus dem Mittelpunct nach dem Umkreis. Die Mandongo sind auf den Wangen mit verticalen Schnitten gezeichnet, dergleichen ihre Weibsleute auf dem Bauch und Rücken haben. Hingegen haben die Papaa kleine krumme Schnitte auf den Wangen; die Vornehmen aber auf dem ganzen Leibe. Die Kassenti oder Tjemba sind nicht nur mit einem Schnitt, der schief von der Nase auf die Wangen geht, gezeichnet; sondern sie haben überdis ganz kleine Schnitte an den Schläfen nahe bey den Augen. Die Atje unterscheiden sich durch drey gerade Schnitte vom Munde gegen die Ohren. Die Zeichen der Mangree stehen unter den Augen und am Leibe in Form eines verkehrten lateinischen Vau. Niemand aber macht mit diesen Zeichen mehr Staat, als die Mokko. Sie sind von der Mitte der Brust bis zur Mitte des Bauchs mit Laubwerk, das eine künstliche Einfassung hat, gezieret.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Sitten der africanischen Neger in Absicht des Ehestandes. Beschneidung.

Die **Polygamie** ist unter allen africanischen Negernationen eingeführt; nur die Congo, welche durch die Portugiesen mit der christlichen Lehre bekant, und getauft worden, führen eine einfache Ehe. Die Anzahl der Weiber, welche ein Mann unterhält, ist unbestimmt; sie richtet sich nach seinem Gutbefinden, und dieses nach seinem Vermögen und Stande. Je reicher und vornehmer er ist, desto mehrere hat er; hingegen kan ein armer oft kaum eine bekommen, weil er die Unkosten, die dazu erforderlich sind, nicht aufbringen kan. Gewöhnlich geschieht das Eheversprechen von Personen, die beiderseits in mannbarem Alter sind; aber sehr oft verlobt sich ein Mann mit einem Kinde, das noch an der Mutter Brust ist. Im ersten Falle bewirbt sich der Freyer vor allen Dingen um die Einwilligung der Eltern seiner künftigen Gattin, und macht der Mutter ein Geschenk, welches ihm zurückgegeben wird, wenn die Tochter seine Anwerbung ablehnt. Willigt sie aber ein, so macht bey den **Tembu** ein Tuch, welches ihr über den Kopf gedeckt wird, dabey sie von den Eltern einige Ermahnungen bekömt, die ganze Traumngsceremonie aus; und dann folgt eine Mahlzeit und andere Lustbarkeiten. Bey

eben der Nation haben einige Familien das besondere, daß ihre Töchter vor der Heirath eine Art von Taufe erfahren müssen. Sie werden unter albernen Ceremonien ins Wasser gestürzt, und oft halb todt wieder herausgezogen; worauf sie mit Musik nach Hause begleitet, und sodann acht Tage mit allerley Lustbarkeiten zugebracht werden. Hingegen haben die Kassenti die ganz eigene Gewohnheit, daß sie keine Person aus ihrem Volke heirathen. Die Mannsleute holen sich Weiber von ihren Nachbarn, denen sie dagegen ihre Töchter geben. Wie mir die Neger dieser Nation sagten, ist die Ursache davon die, weil sie sich für Blutsfreunde halten, unter welchen die Heirath nicht erlaubt wäre.

Bey den Watje, Karabari und andern ist es Herkommens, sich mit kleinen Kindern zu verloben. Auf Unkosten des Bräutigams wird alsdann von den Müttern ein solches Mägdchen bis zu dem mannbaren Alter erzogen. Das Heimholen geschieht mit vieler Feyerlichkeit, das heißt, mit grossem Lärm und Abschiessen des Feuergewehrs; wodurch der Bräutigam seine Ankunft der ganzen Nachbarschaft bekant macht. Wird ein solches Mägdchen ihrem Verlobten untreu, oder läuft davon; so hat er das Recht, sie, wenn er sie wieder habhaft werden kan, zu verkaufen, welches doch der Freundschaft wegen nicht leicht geschieht. Durch die Kosten, welche der Verlobte auf die Erziehung seiner künftigen Frau wenden muß, wird sie theuer; so daß er sich eben so leicht einen Sclaven kaufen, als eine Frau nehmen kan. Bey den Loango, Mandongo, Ranga ꝛc. muß der Freyer grosse Geschenke an Tüchern, Brantwein, Schweinen und

an=

andern Eßwaaren machen. Dadurch wird es den Armen schwer, sich viele Weiber zu nehmen.

Ueberhaupt heirathen die Neger sehr jung, welches nebst andern Ausschweifungen, viel dazu beyträgt, daß sie in ihrem Vaterlande nicht alt werden. Nur die Loango sagten mir, daß das frühe Heirathen unter ihrem Volke nicht gewöhnlich sey; weil sie glaubten, es sey nöthig, daß wenigstens der Mann ein gewisses Alter und Reife des Verstandes habe.

Unter den Weibern, derer ein König etliche hundert, ein gemeiner oft zehn bis zwanzig hat, ist diejenige, welche der Mann zuerst geheirathet hat, die vornehmste. Sie führt die Wirthschaft, hat über die andern die Aufsicht, versorgt sie mit Kleidern und allem nöthigen, und weiset ihnen ihre Arbeiten an, wie es der Hausmutter zukömt. Nur die Unfruchtbarkeit beraubt sie dieser Vorzüge; und nach ihrem Tode tritt die zweyte in ihre Stelle. Bey den Ranga und andern Nationen stehen die Häuser der Frauen, deren jede ihr eigenes hat, um das Haus des Mannes herum. In die Streitigkeiten, welche unter ihnen vorfallen, mengt er sich nicht; sondern überläßt ihnen, wie sie dieselben beylegen wollen.

Die willkührliche **Ehescheidung** ist bey den Negern durchgängig eingeführt; nur bey den Loango soll sie selten vorkommen. Auch der Ehebruch soll unter dieser Nation was seltenes seyn; weil sie glauben, daß sie sich durch eine solche Sünde eine Krankheit und den Tod zuziehen.

Fast bey allen Negern wird der **Ehebruch** für ein strafwürdiges Verbrechen gehalten, und gleichwol häufig begangen. Es kostet gemeiniglich den Ehebrecher

die Freyheit; und oft werden beide Schuldige zu Sclaven verkauft. Bey einigen Nationen ist die Todesstrafe darauf gesetzt; bey andern läßt sich der beleidigte Mann mit Geld befriedigen, ohne daß der Regent oder Richter sich darein mischt. Am härtesten wird dieses Verbrechen gestraft, wenn es eine vornehme Frau betrift. Denn da wird bey den Amina dem Ehebrecher der Rücken geschunden, die Augen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten, und endlich der Kopf abgeschlagen; die schuldige Frau aber wird mit geschmolzenem Bley getödtet. Hingegen ist die Hurerey bey den Schwarzen durchgängig ein ungestraftes Laster.

Hat ein Ehemann den Argwohn, daß ihm seine Frau untreu geworden; so sucht er sich von der Wahrheit durch den **Reinigungstrank** zu versichern, den die Verdächtige von der Hand des Priesters nehmen und austrinken muß. Er ist an und für sich tödtlich. Bey den Congo wird er von der Rinde des **Buhudabaums** verfertigt, dessen Samenkörner so giftig sind, daß sie die Fische tödten, die sie verschlucken. Eine unschuldige Person soll denselben ohne Schaden wieder von sich geben; die schuldige hingegen davon schwellen und sterben. Die **Feuerprobe** wird bey Personen, die dieses oder eines andern Verbrechens verdächtig sind, ebenfalls zur Erforschung der Wahrheit angewendet. Der Verdächtige muß dreymal einen glühenden eisernen Ring aus einem Topfe mit der Hand herauslangen. Geschieht es ohne Beschädigung, so wird es für einen augenscheinlichen Beweis der Unschuld gehalten; im Gegentheil aber muß er schuldig seyn. Bey den Loango wird zu dieser Feuer-

probe

probe ein grosses Messer glühend gemacht, womit der Priester dem Verdächtigen am Bein herunterfährt, und wenn er schuldig ist, ihm die Haut bis auf den Knochen wegbrennt. Bey einem Unschuldigen aber soll das Messer augenblicklich erkalten, und gar keinen Schaden thun. Eine andere Probe bey eben dieser Nation ist, daß man dem Beklagten einen kleinen Nagel ins Herz schlägt. Der Priester, welcher diese Operation verrichtet, ruft dabey GOtt an, daß er den Menschen auf der Stelle tödten solle, wenn er schuldig sey. Ist ers, so stürzt er beym ersten Nagel todt nieder; da der Unschuldige drey derselben ohne Nachtheil soll aushalten können. Man siehet leicht, daß alle dergleichen so thörichte als unmenschliche Gebräuche ein Gemisch von Aberglauben und Betrügerey, und klägliche Folgen der Unwissenheit und Wildheit dieser Völker sind.

Die **Beschneidung**, welche unter dem größten Theil der schwarzen Nationen, unter andern bey den **Akkran, Watje, Karabari, Mokko, Mandongo, Loango** und **Ibo** eingeführt ist, gehört, wie mich dünkt, nicht zu ihrer Religion, und wird daher nicht unschicklich hieher gezogen. Sie selbst wissen keinen Grund von diesem Gebrauch anzugeben, als daß sie ihn so von ihren Vorfahren bekommen haben. Ein Unbeschnittener ist verachtet; er kan nach ihrer Meinung keinen Verstand haben, auch nicht vernünftig reden; und bekömt daher keine Frau. Die Beschneidung wird entweder von den Müttern selbst, oder von den Wehemüttern, oder von andern, die sich auf diese Operation verstehen, verrichtet. Bey den Karabari ist das andre Geschlecht nicht davon ausgenommen.

men. Die Zeit der Beschneidung ist sehr verschieden; bey einigen Nationen wird sie am zweyten Tage nach der Geburt, bey andern am achten verrichtet. Andre finden für gut, sie bis ins zehnte, zwölfte Jahr aufzuschieben. Ist die Operation glücklich abgelaufen, und der Knabe curirt; so wird deswegen ein Fest angestellt. So hoch aber die Beschneidung von den meisten Schwarzen geachtet wird; so verächtlich ist sie bey andern, und z. E. weder bey den **Fula**, noch bey den **Tembu**, noch den **Akkim** eingeführt. Letztere Nation äussert auch noch gegen einen beschnittenen erschlagenen Feind ihren Abscheu gegen diese Gewohnheit. Er wird wie ein Aas, mit einem Strick in die Grube geschleppt, da andre auf eine anständige Weise begraben werden. Hingegen leiden die **Ibo** auch nicht einen unbeschnittenen Sclaven unter sich. Erst wenn er beschnitten ist, halten sie ihn der menschlichen Gesellschaft würdig.

Sechster Abschnitt.

Von verschiedenen Verbrechen und Strafen unter den Negern.

Als ich mich über diese Materien mit den Negern besprach, gab mir ein Amina, der ehemals ein Kaufmann gewesen, die Antwort, in Guinea wisse man nicht viel von Sünde; denn jeder hielte das, was er thue, für recht: die Blanken hätten wol ein Gewissen; aber die Neger machten sich über nichts einen Vorwurf. Wenn sie auch um Verbrechen willen gestraft würden, so suchten sie die Schuld nicht bey sich; sondern alles Böse schrieben sie dem Teufel zu. So nachsehend indessen die Neger gegen sich selbst sind; so pflegen sie doch die Beleidigungen, die ihnen von andern angethan werden, sehr hart zu bestrafen. Und gewisse Handlungen, die dem Leben, den Gütern und den Rechten des andern nachtheilig sind, werden durchgängig für Verbrechen angesehen und gestraft. Von einigen derselben, insonderheit von Diebstahl und Todtschlag, nimmt der Regent des Landes, oder der von ihm gesetzte Gouverneur Notiz, und verurtheilt den Schuldigen zu einer willkührlichen Strafe; hingegen bey vorkommendem Ehebruch überläßt er dem Ehemann, die Verletzung seiner Rechte selbst zu bestrafen. Bey den Loango, und vielleicht bey mehrern schwarzen Nationen, kömt die Untersuchung der

Cri-

Criminalsachen dem Priester zu, und er spricht das Urtheil, welches gemeiniglich durch diejenigen vollzogen wird, an welchen der Verurtheilte sich verschuldet hat, oder von ihren nächsten Angehörigen. Bey den **Mokko** aber müssen sich einige Missethäter selbst erhenken.

Ausser dem **Ehebruch**, von dessen Bestrafung im vorhergehenden geredet worden, sind **Mord** und **Diebstahl** fast die einigen Verbrechen, auf welche eine gewisse Strafe gesetzt ist. Zauberer werden auch hie und da zu schwerer Strafe verurtheilt; aber nur in so ferne, als sie mit ihrer Kunst jemand ums Leben oder um die Gesundheit gebracht haben. Auf den Mord ist fast durchgängig die Todesstrafe gesetzt. Der Mörder wird entweder lebendig verbrant, wie bey den **Loango** und **Papaa**; oder der Kopf wird ihm abgeschlagen, wie bey den meisten übrigen Negernationen. Die Verwandten des Ermordeten lassen sich die Bestrafung des Thäters angelegen seyn, und trachten denselben wieder umzubringen. Entflieht er, so muß, wenigstens bey den Karabari, einer seiner Verwandten seine Schuld mit dem Leben büssen. Doch geschieht es auch, z. E. bey den Mandinga, daß sich der Mörder mit den Angehörigen des Ermordeten durch Geld in der Güte abfindet. Wird ein Erschlagener an der Strasse gefunden, und der Thäter ist völlig unbekant; so haben die Amina, wie mir die Neger erzehlt haben, eine Methode den Mörder zu entdecken, die eben so unvernünftig ist, als die vorhin beschriebene Feuer- und Wasserprobe. Der Körper des Erschlagenen wird auf einer Baare gegen den Ort hingetragen, wo er zu Hause gehört. Unterwegs wird er bey jedem bewohnten Orte gefragt, ob

ihn die Einwohner derselben ermordet haben. Sind sie unschuldig, so soll er es durch eine gelinde Bewegung der Hände und Drehen des Kopfes zu verstehen geben; hält sich aber der Mörder da auf, so soll ein rauschender Wind entstehen, der die Leiche nach demselben Orte mit Gewalt hintreibt. Da ist dann die Frage nicht, den oder die eigentlichen Thäter auszuforschen; sondern es wird sogleich der ganze Ort feindlich angefallen, dabey der Unschuldige mit den Schuldigen leidet.

Es mag aber mit dem Tode eines Menschen auch noch so natürlich zugehen, so wird er doch gemeiniglich von den Negern als eine Wirkung der Zauberey angesehen; als ob sie den natürlichen Tod für etwas unmögliches hielten. Diese Meinung, daß einer todtgezaubert werden könne, muß nothwendig unzehliches Unheil, Verdacht, Feindschaft und Mord verursachen. Sie hat aber eigentlich wol darinn ihren Grund, daß sie zwischen der Wirkung des Gifts und der Zauberey keinen Unterschied machen. Und die Zauberey, die unter allen Negernationen gemein ist, besteht, wenn sie nicht Gaukeley und Betrug ist, grösstentheils im Giftmischen. Einige Neger aus der Mangreenation erzehlten mir, daß bey ihnen sich sonderlich alte Weiber mit der Zauberey abgäben, und wenn sie jemand todtzaubern wolten, etwas unter seine Speisen mischten, wovon er sterben müste; oder auch, wenn sie einen Menschen durch einen langsamen Tod hinzurichten willens wären, verschiedene Zaubersachen, das ist, giftige Kräuter oder andere vergiftete Dinge demselben vor die Thüre legten, welche, wenn jener mit blossen Füssen drauf trete, ihm einen

tödt-

tödtlichen Ausschlag über den ganzen Leib verursachten. So begreiflich aber diese Art des Todtzauberns ist; so suchen doch die Neger die Ursache nicht im Gift, sondern in übernatürlichen oder dämonischen Kräften, die durch gewisse Anstalten und Ceremonien wirksam würden. Bey den **Mandinga** ist der Argwohn des Todtzauberns so allgemein, daß jede Leiche eröfnet wird, um sich von der Art des Todes zu versichern. Auch dieses bestätigt die Meinung, daß der grösste Theil der Zauberey der Neger im Giftmischen bestehet. Denn Merkmale des Gifts lassen sich an den inwendigen Theilen eines todten Körpers wohl gewahr werden; aber von Merkmalen einer andern Zauberey an denselben kan man sich keine Vorstellung machen.

Wenn bey den **Kanga** der Priester an einer Leiche Merkmale findet, woraus er zuverläßig schließt, daß der Tod eine Wirkung der Zauberey oder des Gifts sey, und der Thäter nicht bekant ist; so fällt der Verdacht auf die Nachbarn des Verstorbenen, und um den Schuldigen darunter auszufinden, müssen sie alle die Probe des Reinigungstranks aushalten. Bey den **Mangree** wird bey einem solchen verdächtigen Todesfall den zum Leichenbegängniß sich einfindenden Weibsleuten nach den Augen gesehen. Ein paar trockene Augen sind bey diesem leichtgläubigen Volke eine hinlängliche Anzeige, die Schuld eines Menschenmords darauf zu gründen. Eine solche Person, die vielleicht nur darum unglücklich ist, weil sie die Thränen nicht in ihrer Gewalt hat, wird oft ohne weitere Untersuchung durch einen heissen Trank hingerichtet. Bey den **Kassenti** wird der Verstorbene von dem Priester gefragt, ob ihn GOtt zu sich genommen,

oder

oder ein Mensch getödtet habe; worauf er durch gewisse Zeichen antworten, und wenn das letztere ist, den Aufenthalt des Mörders, und unter vielen deswegen versamleten Personen den eigentlichen Thäter anzeigen soll, der dann entweder sogleich hingerichtet, oder zum Sclaven verkauft wird. Die **Mandongo** sollen, sobald sie erfahren, daß einer unter ihnen ist, der die sogenante Zauberkunst versteht, sich seiner zu bemächtigen suchen, und ihn alsdann ohne weitere Umstände unter sich zertheilen und auffressen. Bey den **Loango** ist der Scheiterhaufe seine Strafe. Es geschiehet aber nicht blos aus Mordlust, daß solche Leute jemand mit Gift aus dem Wege räumen; sie lassen sich auch für Geld dazu dingen: und wenn einer seine Feindschaft oder Rache gegen den andern nicht selbst ausüben kan; so bedient er sich dazu eines solchen Werkzeuges der Bosheit.

Die Neger machen einen Unterschied unter den Zauberern. Einige sehen sie als Feinde des menschlichen Geschlechts an, und suchen sie zu vertilgen; andere ehren und belohnen sie als wohlthätige, weise und mächtige Freunde desselben, und suchen in ihren Nöthen Rath und Hülfe bey ihnen. Diese Zauberer wollen dafür angesehen seyn, daß sie das Wetter in ihrer Gewalt haben, die Wirkung der feindlichen Waffen im Gefechte verhindern, tödtliche Schlangenbisse und andre Krankheiten heilen, und die Schlangen bannen können, u. d. g. Ich kan dem Leser selbst zu beurtheilen überlassen, was von dergleichen Vorgeben zu halten sey.

Der Diebstahl wird bey den Negern, wie bey andern Nationen, härter oder gelinder bestraft, je

nach=

nachdem er von mehr oder weniger Belang ist. Betrift er nur Eßwaaren; so pflegen ihn die Loango damit zu entschuldigen, daß der Dieb vielleicht gehungert hat. Ein beträchtlicher Diebstahl aber kostet die Freyheit, sonderlich wenn er mit Einbruch geschiehet. Sonst werden wol auch Diebe nach ihrem Tode, andern zum schreckenden Beyspiel, an Bäume, die am Wege stehen, aufgehangen. Wenn bey den Watje jemand im Verdacht eines Diebstahls ist; so versichert sich eine Priesterin von der Schuld oder Unschuld des Beklagten dadurch, daß sie ihm eine Nadel durch die Zunge sticht. Geht sie ohne Anstoß durch, so ist seine Unschuld offenbar; bleibt sie aber stecken, so wird er als schuldig zum Ersatz des gestohlenen verurtheilt, oder zum Sclaven verkauft. Eben dieses widerfährt dem Schuldner, der nicht bezahlen kan. Der Aminaische Kaufmann, der in St. Thomas Sclave war, pflegte, als er noch in Guinea war, seinen Schuldnern eine dreymonatliche Frist zu geben. Erfolgte die Bezahlung nach deren Verlauf nicht; so ließ er von den Angehörigen des Schuldners fangen, wen er habhaft werden konte, sonderlich dessen Kinder, und machte sich dadurch bezahlt, daß er diese an die Europäer verkaufte. Mancher Schuldner gibt wol aus eigner Bewegung seine Frau oder seine Tochter zur Bezahlung einer Schuld. Ueber beide glaubt der Neger so viel Recht zu haben, als über jede andre Art seiner Habe. Eben daher muß es dem Neger, wenn er selbst verkauft wird, lange nicht so fremd vorkommen, als dem Europäer, der bey andern Begriffen aufgewachsen ist.

Nicht nur um sich bezahlt zu machen, sondern um eben der ungerechten Ursachen willen, wie jeder

ande=

anderer Diebstahl getrieben wird, ist der **Menschenraub** unter den Negern durchgängig üblich. Seitdem die Europäer diese Waare so gut bezahlen, ist fast kein Neger sicher, daß er nicht von dem ersten stärkeren, der seiner habhaft werden kan, zum Sclaven verkauft wird. Und da die Regenten selbst öffentlich diese Ungerechtigkeit begehen, und einander mit gewafneter Hand blos zu dem Ende ins Land fallen; so ist der Menschenraub gleichsam privilegirt. Da aber eine Nation das Recht der Vergeltung gegen die andre ausübt; so entstehen daher beständige Kriege, die das Elend dieser Nationen, das in einer völligen Anarchie nicht grösser seyn könte, vermehren.

Auf den **Meineid** ist keine willkührliche Strafe gesetzt; aber ein Arradaneger versicherte mich, seine Landsleute glaubten, daß derjenige, der einen falschen Eid schwöre, in sieben Tagen unfehlbar sterbe: folglich glauben sie, daß GOtt selbst diejenigen strafe, welche sich eines Meineids schuldig machen.

Ich will zum Schluß hier noch beyfügen, was ich wegen der Gewohnheit des Menschenfressens unter den Negern von denen, welche ich gesprochen, erfahren habe. Nach ihren Erzehlungen fressen einige nur ihre getödteten Feinde; andre aber, wie z. E. die Inna, sollen ihre Gefangene im Stalle wie das Vieh mästen, und zu dem Ende verschneiden. Das Fleisch der Blanken soll für ihren Geschmack was vorzügliches haben.

Die bekantesten Menschenfresser sind die **Bibi** oder **Biwi** und die **Mandongo**. Spitzgefeilte Zähne, dergleichen die **Biwi** haben, sind just kein unfehlbares Merkmaal von Menschenfressern: die Kassenti-

feilen sie ihren Kindern zur Schönheit; auch die Tembu und einige Loango haben dergleichen, ohne Menschenfresser zu seyn. Auffer den drey schon genanten Nationen gehören noch die **Gian**, **Kanwerdi** und **Okwa** zu den ausgearteten Menschen, die sich von dem Fleische ihres Geschlechtes nähren. Man gibt es auch den Karabari und Ibo Schuld; allein diejenigen Neger von diesen Nationen, die ich darüber befragte, lehnten es als eine ungegründete Beschuldigung völlig von sich ab. Hingegen gestanden die drey **Mandongo** und der **Gianneger** geradezu, daß nicht nur die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, unter ihnen eingeführt sey; sondern auch, daß sie diese unnatürliche Speise selbst genossen hätten. Sie erklärten sich darüber so: es komme dieses bey ihrer Nation nur im Kriege vor, und zwar nicht um des guten Geschmacks willen, obgleich das Menschenfleisch sehr süß schmecke, sondern aus Rachbegierde; sie glaubten, daß der Sieg alsdann erst vollständig sey, wenn sie ihre Feinde fressen könten; es helfe auch sehr viel dazu, daß sie mehr Herz und kriegerischen Muth erhielten. Nicht nur auf dem Schlachtfelde würde von dem Fleische der Feinde gebraten und gegessen; sondern auch Vorrath mit nach Hause genommen. Einige von den Mandongo sollen den wilden Thieren sogar in dem Stücke gleich seyn, daß sie das Fleisch ihrer Feinde roh essen, und ihr Blut trinken. Hingegen werden sie nie etwas von einem Menschen essen, den **Gott getödtet hat**, wie sie sagen, oder der eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Biwi sollen dergestalt an diese Art von Speise gewöhnt seyn, daß es ihnen sehr schwer wird, wenn sie selbige nicht haben können.

Daher

Daher ein Neger von dieser Nation in St. Thomas sogar von einem gehenkten Missethäter ein Stück heimlich herunter schnitt, um sich damit einmal etwas rechtes zu gute zu thun.

Daß die Vornehmen unter den Okwa Menschenfleisch um des guten Geschmacks willen ässen, versicherte mich ein Ibo, der als ein Gefangener durch ihr Land war geführt worden, und wie er sagte, mit nicht geringem Schrecken und Angst in einem Hause an den Wänden wol funfzig Menschenköpfe hatte hängen sehen.

Daß diese Nationen, denen es doch an eßbarem Schlachtvieh nicht fehlt, einen Geschmack an Hunden, Katzen, Ratten, Schlangen ꝛc. gefunden haben, ist sonderbar genug; daß es aber unter ihnen Menschen gibt, die das Fleisch ihres eigenen Geschlechts zur Speise brauchen, dünket mich ein Beweis zu seyn, daß Menschen diejenigen Empfindungen, welche der Menschlichkeit am meisten eigen sind, gänzlich verlieren können.

Siebenter Abschnitt.

Von den Kentnissen der Neger, ihrem Tode und Begräbniß.

Die Negernationen sind eben so unwissend als abergläubig. Ersteres sind sie weniger aus Mangel der Fähigkeit, als aus Mangel des Unterrichts. Ein Bussal, der izt aus Guinea nach Westindien verhandelt wird, ist gemeiniglich so tumm wie ein Kind; aber es fehlt nicht an Beyspielen von solchen, die mit der Zeit, sonderlich nachdem sie durch die Lehre JEsu Christi erleuchtet worden, einen sehr gesunden Verstand und grosse körperliche Geschicklichkeit erlangt haben.

Selbst in Guinea gibt es verschiedene Nationen, denen die Kunst des Lesens und Schreibens nicht ganz unbekant ist. Ausser den Fula, die ich nicht zu den guineischen Negern rechne, können viele Mandinga nicht nur lesen und schreiben, sondern auch rechnen, und haben ein Geschick zur Handlung. Auch werden verschiedene Handarbeiten unter ihnen verfertigt; und Spinnen, Nähen und Weben sind ihnen bekante Künste.

Die meisten Neger theilen die Zeit in Jahre, Monate und Wochen ein. Das Jahr rechnen sie von einer Jamsernte zur andern, und theilen es in zwölf Monate nach den Erscheinungen des Mondes. Ihre Wochen haben sieben Tage, wie bey den Europäern.

Von

Von der Geschichte der Schöpfung habe ich keine Spur unter ihnen gefunden; hie und da aber eine dunkle und verstellte Kentniß von dem Untergang des menschlichen Geschlechts durch die Sündfluth wahrgenommen. Einige Watje erzehlten mir, sie hätten zu Hause von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens gehört, darinn alle Menschen umgekommen wären, ob sie sich gleich auf den höchsten Bergen zu retten gesucht hätten. Unter den Kassenti ist eine Tradition, daß GOtt noch einmal eine solche Fluth zur Strafe über die Menschen werde kommen lassen. Denjenigen Neger, der mir dieses erzehlte, suchte seine Mutter in seiner Jugend oft durch diese Vorstellung der fürchterlichen Wasserfluth vom Bösen abzuhalten, und als er ihr muthwillig antwortete, er würde sich allenfalls auf einem Baume zu retten suchen; so erwiederte die Mutter, daß es ihn nichts helfen würde, so wie es die Menschen bey der ersten Ueberschwemmung nichts geholfen habe. Die Kanga und die Loango haben auch eine Tradition von einer allgemeinen Vertilgung des menschlichen Geschlechts, die aber nicht durch Wasser, sondern durch den Einsturz des Himmels soll bewirkt worden seyn; und nachdem alle Menschen unter den Trümmern desselben erschlagen worden, habe GOtt ein neues Geschlecht von Menschen hervorgebracht.

Daß die Neger von ihrem Stammvater, und überhaupt von ihrer alten Geschichte etwas zuverläßiges wissen solten, ist wol nicht zu erwarten. Einige Negersclaven geben zwar ihren drückenden Zustand der Sünde ihres Vaters **Damm**, wie sie den Namen **Cham** aussprechen, Schuld; sie haben aber dieses

zuverläßig von den Europäern gelernt. Einige Kassenti sagten, daß ihr Stammvater, dem sie keinen Namen gaben, ein Jäger gewesen, der sich in vielen Ländern aufgehalten, und nachdem er dieselben mit Einwohnern besetzt habe, zuletzt in ihr Land gekommen und da gestorben sey. Sogar wolten sie dafür angesehen seyn, daß sie den Platz wüßten, wo er begraben läge.

Einige Watjeneger unterhielten mich mit einem Geschichtchen, das ihnen sehr wichtig zu seyn schien. Als ihre Voreltern einmal auf einem hohen Berge gewesen; so hätten sie hoch im Himmel sehr liebliche Klänge gehört. Eine Kette wäre darauf aus dem Himmel bis auf die Spitze des Berges herunter gelassen worden, an welcher einige himmlische Menschen zu ihnen herabgestiegen, die ihnen viel schönes von dem angenehmen Orte ihres bisherigen Aufenthalts erzehlt, und zugleich die Absicht geäussert hätten, bey ihnen zu bleiben, wenn Friede und Einigkeit unter ihnen wäre; aber das Gegentheil davon sey ihnen unausstehlich: denn sie wären Kinder des Friedens. Darauf hätten ihre Voreltern ihnen zu verstehen gegeben, daß sie es bey ihnen nach ihrem Wunsche nicht finden würden; denn da sey der Friede was seltenes. Auf diese Nachricht hätten jene wieder ihren Abschied genommen, und wären an der Kette in den Himmel zurück gekehrt; ihre Vorfahren aber hätten ihnen mit Betrübniß nachgesehen, und bis izt habe man auf ihre Wiederkunft vergeblich gewartet. Diese Erzehlung siehet einer Fabel gleich, welche in der Absicht erfunden worden, die Menschen zum Frieden und zur Eintracht zu ermahnen. Von wem sie aber herrühre,

rühre, oder wie sie zu den Negern gekommen sey, läßt sich eben so wenig angeben, als die Neger sich die Lehre derselben zu Nutz gemacht haben.

Das ist alles, was ich von Tradition unter den Negern angetroffen habe. Sonst unterhalten sie einen gern mit Erzehlungen von ihrem Lande, wobey sie das Wunderbare lieben, und alles erstaunlich vorstellen. Da gibt es in ihrem Lande Elephanten, die ihre Ohren so heftig gegen den Kopf schlagen, daß man es auf eine halbe Meile weit hören kan; und ihre Hauzähne sind so groß und so schwer, daß zwey starke Neger nicht im Stande sind, einen davon zu heben. Da haben sie von Schlangen in Guinea reden gehört, die zwey Ellen im Durchschnitt dick, und wol zweyhundert Ellen lang sind. Eine solche Schlange soll sich ohne Bedenken über ein Stück Rindvieh hermachen, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf dasselbe fallen, und ihm, indem sie dasselbe umschlingt, die Ribben entzwey drücken. Ehe sie aber anfängt, es zu verschlingen, braucht sie die Vorsicht, sich weit und breit nach ihrem Feinde, einer Art grosser Ameisen, umzusehen, die im Stande sind, die größte Schlange zu tödten. Trift sie dergleichen an; so läßt sie ihren Raub liegen, und rettet sich anderswohin. Hat sie aber von diesem Feinde nichts zu befürchten; so fängt sie an, das getödtete Stück Vieh in die Länge zu dehnen, zu belecken, und mit ihrem Speichel zu überziehen. Dadurch erleichtert sie sich das Verschlucken, womit sie oft einige Tage zubringt. Wenn nun der Ochse oder die Kuh ganz verschlungen ist; so bleibt sie, von dieser Last beschwert, auf der Stelle solange liegen, bis die völlige Verdauung erfolgt ist.

Darüber soll eine so lange Zeit vergehen, daß das Gras über sie wegwächst, und sie kaum gesehen werden kan. Wenn man in dieser Beschreibung von den angegebenen Maassen etwa die Hälfte und drüber abdingt (denn die Neger sind mit Ellen- und andern Maassen nicht recht bekant, und ihr Augenmaaß ist unzuverläßig) vielleicht auch die Vorsicht wegen der feindlichen Ameisen, die man zwar auch in Dappers Beschreibung von Africa antrift; so mag das übrige seine Richtigkeit haben. Das einige sichere Mittel, sich vom Tode zu retten, wenn jemand einer solchen ungeheuren Schlange unversehens nahe kommt, welches den Jägern widerfahren kan, ist, wie die Neger sagen, dieses, daß man sich gutwillig vor dem Rachen derselben so hinlegt, daß die Beine so weit als möglich auseinander gesperrt sind. Wenn dann das eine Bein bis an die Hälfte vom Thiere verschluckt, das andere aber ausser dem Rachen ist; so schneidet der unerschrockene Jäger, der sich auf die Sache versteht, mit seinem grossen Messer, das er immer bey sich hat, den Rachen der Schlange schnell auf, zieht das verschluckte Bein heraus, und eilt davon, ohne daß ihn das Ungeheuer, das von seiner Verwundung betäubt ist, verfolgen kan. Doch das mag zur Probe des Geschmacks der Neger am Sonderbaren und Uebertriebenen genug seyn.

Ich komme izt auf eine den Negern sehr furchtbare Sache, den Tod; und hieruächst auf die Art, die Todten zu bestatten. Aus der Redensart, daß GOtt eine Person genommen habe, welche die meisten Neger brauchen, um anzuzeigen, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sey, liesse sich beynahe schliessen,

sen, als ob sie sich den Tod als einen angenehmen Weg zu GOtt zu kommen, vorstellten. Allein das ist nicht der Begrif, den sie bey diesem Ausdruck haben. Menschen, die ohne GOtt und ausser Christo leben, kan der Tod nicht anders als höchst unangenehm und schrecklich seyn; und so ist er auch den Negern.

Die Wawuneger erzehlten mir, daß die Verwandten eines Verstorbenen ihre Betrübniß mit heftigem Geschrey und Heulen viele Tage und Nächte äusserten; ob sie gleich dabey so wenig an den Zustand der Seele desselben dächten, als ihnen so was bey dem Tode eines Thieres einfalle. Unter den **Watje** muß eine Frau um ihren Mann ein ganzes Jahr lang trauren, und denselben zu gewissen Stunden morgens und abends unter bittern Klagen beweinen. In dieser Trauerzeit darf sie weder aus dem Hause gehen, noch sich waschen, noch etwas für sich kochen; sie wird von ihren Freunden und Nachbarinnen mit Essen und Trinken versorgt. Nach Verlauf der Trauerzeit darf sie sich wieder verheirathen.

Das **Begraben** der Todten ist unter den Negern durchgängig gewöhnlich: und wenn sie selbige auch nicht unmittelbar in die Erde verscharren; so pflegen sie sie doch in grosse Grüfte beyzusetzen. Bey den **Mandinga** wird eine Leiche nur alsdann verbrant, wenn sich bey Eröfnung derselben Merkmale finden, daß der Tod eine Wirkung der Zauberey oder des Gifts gewesen. Bey den **Amina** widerfährt nur denen die Ehre des Begräbnisses, die, wie sie sagen, Gott angehören. Das Gegentheil wird dadurch offenbar, daß die zwey Träger mit der Leiche nicht

vorwerts kommen können, wenn sie auch alle ihre Leibeskräfte anstrengen; sondern rückwerts gezogen werden. Sie sehen dieses für eine Wirkung einer übernatürlichen Kraft an, die ihnen widersteht; man kan sich aber eine sehr natürliche Ursache davon vorstellen. Es darf nur einer dieser Träger sich sperren, so kan der andre nicht fort; und wie kan dieses vorsätzliche Sperren von dem unwillkührlichen unterschieden werden? Diese Bosheit bringt doch eine Schmach auf den Verstorbenen, und er wird fern von den Gräbern andrer ehrlicher Leute in den Busch hingeworfen; oder, wenn er aus einem vornehmen Hause ist, auf ein Gerüst gelegt, welches zu dem Ende erbaut und mit einem Dache gedeckt wird. Auch den Selbstmördern wird von den Watje kein ehrliches Begräbniß zugestanden.

Gemeiniglich werden die Leichen in Tücher eingewickelt, und bey den Loango in einen Kasten von Rohr gelegt. Die Kassenti kleiden ihre Todten weiß, und wickeln sie in eine Matte von Palmblättern, die nach der Beerdigung verbrant wird. Bey den Amina und Watje werden viele Tücher, welche die Nachbarn hergeben, ins Grab ausgebreitet, und die Leiche darauf gelegt. Die Loango bringen ihre Leichen, nachdem sie dieselben in ein Tuch eingenäht haben, in einen aufrechten Stand, bis sie von den Verwandten genug gesehen worden. Niemand sieht eine solche Leiche, ohne ein Tuch um dieselbe zu wickeln, wodurch sie endlich unförmlich dick wird.

Bey den Mangree, Amina und andern hat jede Familie ihre eigene geräumliche Gruft, die nach der Beysetzung einer Leiche zugemauert wird. Bey den

Loan=

Loango führt ein enger zugewölbter Gang zu der tief liegenden Gruft. Die Karabari begraben die vornehmen Leichen, nachdem sie dieselben gewaschen, und in ein weisses baumwollenes Tuch eingewickelt haben, unter ihre Häuser. Da sie die Wanderung der Seele in einen andern Körper glauben; so wollen sie es dadurch der Seele des Verstorbenen bequem machen, daß sie nicht nöthig habe, weit herum zu schwärmen, sondern gleich bey der Hand sey, wenn in dem Hause ein Kind geboren wird. Seelen von geringerer Herkunft können diese Bequemlichkeit nicht haben; sie müssen also ihr künftiges Unterkommen etwas weiter suchen, und erwarten, wie günstig ihnen das Glück seyn wird.

Die Begräbnißceremonien werden von den Priestern verrichtet, welche dafür reichlich belohnt werden. Dabey wird gewöhnlich viel Lärm mit Abschiessen des Gewehrs, mit Trommeln und Trompeten gemacht, und bey den **Kanwerdi** und andern, auch getanzt. Die Trompeten dieser Nation sind aus Elephantenzähnen gemacht, und haben eine Länge von einer bis drey Ellen. Die Mandongo setzen vier Wochen lang täglich Speise und Trank zum Grabe eines Verstorbenen, wohin sie auch alle sein Geräthe bringen.

Bey dem Grabe eines Vornehmen werden nicht nur Hühner, Ziegen und Kühe geopfert, und ihr Blut reichlich auf dasselbe gesprengt; da bey einem Gemeinen die Sache mit einem Huhne gethan ist: sondern es werden auch ihm zur Ehre, oder zur Bedienung seiner vornehmeren Seele, Menschen dabey getödtet, oder halb todt ihm ins Grab mitgegeben. Dieses unsinnige Verfahren wird nur von wenigen schwar-

zen

zen Völkern verabscheut; bey den meisten aber, als den Amina, Ibo, Mokko, Mandongo und andern, ist es gewöhnlich. Unmittelbar nach dem Tode des Königs der Amina wird seiner vornehmsten Frau das Leben genommen, und seinen ersten Bedienten werden bey seinem Begräbnisse Arme und Beine gebrochen, und sie in diesem erbärmlichen Zustand in der geräumlichen Gruft um die königliche Leiche gleichsam zur Wache gesetzt. Um das Elend dieser unglücklichen zu verlängern, werden sie täglich mit Speise und Trank versorgt, und um das Befinden ihres Herrn gefragt; bis der Tod ihren Schmerzen ein Ende macht. Hat sich sein Nachfolger der Regirung versichert; so stellt er ihm zu Ehren ein prächtiges Fest an, und glaubt sich ihm gefällig zu machen, wenn er das Blut von ein Hundert unschuldigen Menschen bey seiner Gruft vergiessen läßt. Bey dem Tode eines Caboseers oder Unterköniges wird sein Koch, sein Kammerdiener und der Sclave, der ihm die Tabakspfeife anzündete, unfehlbar geradbrecht, und in Gesellschaft mehrerer zu ihrem Herrn ins Grab gelegt. Seine rechte Frau wird zwar geschont; dagegen haben alle, die der Verstorbene im Kriege gefangen hat, das Schicksal, ihn im Tode zu begleiten. Manche Anverwandte desselben suchen sein Andenken dadurch zu ehren, daß sie einen oder etliche von ihren Sclaven hergeben, um bey seinem Grabe geschlachtet zu werden. Es läßt sich leicht vermuthen, daß, bey einem solchen Todesfall, diejenigen sich mit der Flucht zu retten suchen würden, welche wissen, daß sie durch die Gewohnheit zu Schlachtopfern bestimmt sind; aber der Tod ihres Herrn wird solange geheim gehalten,

ten, bis man sich ihrer versichert hat. Doch gibt es auch so treue Diener, daß sie gern ihrem Herrn im Tode folgen; ja auch mancher Freund eines Unterkönigs erschießt sich freywillig, um im Tode nicht von ihm getrennt zu seyn.

Bey den Ibo wird einem verstorbenen Grossen zwar auch seine erste Frau und vornehmste Bedienten mit ins Grab gegeben; doch mit dem Unterschied, daß sie die Art ihres Todes selbst wehlen dürfen. Bey andern Nationen haben die Weiber dieses Schicksal nicht; dagegen macht sich der Sohn des Verstorbenen eine Ehre daraus, mit eigener Hand eine Anzahl Sclaven bey dem Grabe seines Vaters zu erwürgen, und sie demselben in die andere Welt nachzuschicken.

Auf der Goldküste fällt durchgängig die Erbschaft auf die Schwesterkinder; selbst die Nachfolge in der Regirung wird ihnen zu Theil, mit Ausschluß der Söhne des verstorbenen Königs. Der Mann einer Schwester des Königs mag seyn wer er will, Sclave oder frey; so sind ihre Kinder allemal die rechtmäßigen Erben. Auf die Weise kan es geschehen, und ist so ungewöhnlich nicht, daß der Sohn eines Sclaven König oder Fürst wird. Wer also seinen eigenen Kindern etwas von seinem Vermögen zuwenden will, der muß es bey seinen Lebzeiten thun; denn nach seinem Tode haben sie von seiner Erbschaft nichts zu erwarten.

Achter Abschnitt.

Religion der Neger.

Ich werde mich in dem, was ich von der Religion der Neger zu sagen habe, lediglich auf das einschränken, was sie mir davon selbst erzehlt haben. Zusammenhang und Uebereinstimmung ist in ihren Begriffen, die sich weder auf die Vernunft noch auf die Offenbarung gründen, nicht zu suchen. Ihre ganze Religion beruht lediglich auf der Tradition. So haben ihre Vorfahren geglaubt, so haben sie gehandelt; das ist die Antwort, die man von ihnen auf jede Frage über den Grund ihrer Religionsmeinungen oder Handlungen bekömt. Ihre blinde Achtung für das Herkommen ist viel zu groß, als daß sie Untersuchungen über die Richtigkeit desselben anstellen solten. Da es, dem zufolge, an und für sich unmöglich ist, ein System von den Religionsbegriffen der Neger zu liefern; so werde ich nur diejenigen Sätze und Gebräuche als allgemeine anführen, in welchen alle mir bekante Negernationen überein denken und handeln, und bey den übrigen die Nationen nennen, unter welchen dieselben angenommen oder eingeführt sind.

Alle Negernationen glauben, daß ein GOtt ist, den sie sich als sehr mächtig und wohlthätig vorstellen. Er hat die Welt und die Menschen geschaffen; über

alles

alles hat er Macht; er ists, der in der Luft donnert, auch wol die Bösen mit dem Donner bestraft. Wohlthätigkeit ist ihm angenehm, und er belohnet sie mit langem Leben. Ihm schreiben sie alles Gute, ihre Kräfte, die Früchte der Erde ꝛc. zu; er ists, der den Regen vom Himmel herunter schickt. Es ist ihm angenehm, wenn ihn die Menschen um allerley bitten, und er kan ihnen in Krankheiten, in dürrer Zeit, in Gefahren helfen. Dieses ist der höchste GOtt, der weit von ihnen weg hoch droben wohnt; er ist über alles, und alle andre Götter sind ihm unterworfen.

Unter allen schwarzen Nationen, die ich kennen gelernt habe, auch unter den allerunwissendsten und tümmsten, ist keine, die nicht einen GOtt glaubte, die ihn nicht mit einem Namen nennte, die ihn nicht für den Urheber der Welt hielte, und die nicht, mehr oder weniger deutlich, alles das von GOtt glaubte, was ich hier kurz zusammengefaßt habe. Ihr Gottesdienst, so verschieden er in gewissen Stücken bey den verschiedenen Völkern seyn mag, ist der Beweis davon.

Da die Neger durchgängig GOtt und den Himmel mit einerley Namen benennen; so ist ungewiß, ob sie nicht den Himmel selbst für den obersten guten GOtt halten. Vielleicht aber denken sie nicht einmal so bestimmt.

Ausser diesem höchsten guten GOtt glauben sie viele Götter von geringerer Würde, die unter dem grossen GOtt stehen, und zwischen ihm und den Menschen die Vermittler sind. Dergleichen verehren sie in Schlangen, Tigern, Wölfen, Flüssen, Bäumen, Hügeln, grossen Steinen u. d. g. Unstreitig stellt

sich

sich das tumme Volk grösstentheils vor, daß die Schlange, der Tiger, der Baum selbst Götter sind, daß der Baum sie versteht, daß der Tiger ihnen Regen gibt, und dergleichen; dahingegen die verständigeren sie nur als Repräsentanten der Untergottheiten ansehen, und sich vorstellen, daß dergleichen Götter ungesehen auf gewissen Hügeln oder unter gewissen Bäumen sich aufhalten. Man wird hievon durch die Theorie versichert, welche die Priester der Akkran von der Subordination der Schutzgötter unter den grossen GOtt haben, und von ihrer Abwesenheit zu einer gewissen Jahreszeit, davon in der Folge Gelegenheit seyn wird, etwas zu sagen.

Dergleichen Götter sind entweder **National**- oder **Familiengötter.** So haben die Fida ausser der grossen Schlange, welche von der ganzen Nation verehrt wird, noch ihre besondere kleinere Schlangen, die in jedem Hause als Hausgötter verehrt, aber lange nicht für so mächtig gehalten werden, als jene grosse, unter welcher diese kleineren auch stehen. Wo diese nicht helfen können, da nehmen ihre Verehrer ihre Zuflucht zu der grossen. Der Nationalgott der **Ranga** ist ein Elephantenzahn, und eines Stammes der **Wawu** ein Tiger. Hingegen haben die **Tembu** hölzerne Götter in menschlicher Gestalt, die sie **Zioo** nennen. Auch die **Loango** haben dergleichen geschnitzte Götter von beiderley Geschlecht, theils gekleidet, theils nackend und bemahlt, sowol in Wohnhäusern als in heiligen Gebäuden. Sie werden von Priestern bedient welche ihrem Vorgeben nach, durch sie begeistert werden, und die Antworten der Götter als Orakel ertheilen. Einige Amina nennen den

Schö-

Schöpfer der Welt und ihrer Nation **Borriborri**, und stellen sich vor, daß er eine Frau habe, die sie **Jankommaago** nennen, mit welcher er einen Sohn **Jankombum** erzeugt habe, der der Fürsprecher der Menschen bey dem obersten Gott sey.

Die Nationalgötter sind unveränderlich; es kommen aber neue Götter bey verschiedenen Gelegenheiten auf. Tiger, oder Schlangen, die in ein Haus kommen, ohne jemand zu beschädigen, werden als Götter angenommen und verehrt, und sollen hernach ganz zahm werden, und niemand mehr verletzen ꝛc. Ein Fluß, der aus seinen Ufern tritt und alles überschwemmt, erhält dadurch die göttliche Verehrung. Ein Schwein hatte von ohngefehr das für Durst schmachtende Heer der Mandinga zu einer Quelle geleitet; diese Wohlthat wurde so hoch geschätzt, daß seitdem unter ihnen nicht nur kein Schwein geschlachtet, sondern das ganze Geschlecht dieser Thiere göttlich verehrt wird. Die **Tembu** werden von Schlangen in Krankheiten der Haut durchs Lecken curirt; und darum ehren sie dieselben als Untergötter. Es versteht sich ohne mein Erinnern, daß es eine erschreckliche Sünde seyn muß, ein solches göttliches Thier zu beleidigen oder gar umzubringen.

Diese Untergötter sind von dem grossen Gott als Schutzgeister über gewisse Länder, Menschen, Thiere, Kräuter, Flüsse ꝛc. gesetzt, und müssen ihrem Herrn jährlich von der Führung ihres Amtes Rechenschaft geben. Es geschieht dieses in einer allgemeinen Versamlung aller Götter an dem Hofe des grossen Gottes. Wer seinem Amte ein Genüge gethan hat, der wird von dem grossen Gott zur Bezeugung seines Wohl-

gefallens mit einem glühenden Eisen in der Unsterblichkeit und in dem Amte eines Schutzgottes auf ein Jahr bestätiget: welche aber dem bösen Geiste zugelassen haben, ungerechte Kriege unter den Nationen zu stiften, oder die Pest, Feuerschaden und dergleichen in dem ihnen anvertrauten Gebiete wissentlich haben vorkommen lassen; die werden von ihrem Amte abgesetzt, aus dem Rang der Götter verstossen, und sterblich. Aus Verzweifelung und Bosheit sollen dergleichen abgesetzte Götter sich zu der Gott widrigen Parthey schlagen, und Teufel werden. Diese Theorie von dem Verhältniß der Untergötter zu dem höchsten Gott habe ich aus dem Tagebuch des Christian Prottens, eines gebornen Africaners, der sich lange in der Brüdergemeine aufgehalten hat, genommen.

Fetisse, oder Schambu, wie sie bey den Wawu genennet werden, sind heilige Dinge, die eine besondere Kraft von Gott sollen empfangen haben, sowol die bösen Geister zu vertreiben, als in allerley Krankheiten und Gefahren, vorzüglich gegen die Zauberey, zu helfen. Sie haben die Würde der Götter nicht; ob man gleich aus der ganz besondern Hochachtung der Neger für diese Fetisse schliessen könte, daß sie ihre Götter wären, wie es auch wirklich manche von dem tummen Volke sagen. Sie behängen nicht nur sich, sondern auch ihre Götter mit dergleichen Fetissen. Dieselben kommen durch Erbschaft von den Eltern auf die Kinder, die sie mit der größten Sorgfalt bewahren. Andere werden in eigenen Häusern aufgehoben, über welche Aufseher gesetzt sind. Von den Fetissemachern will ich aus einem

Brie-

Briefe, welchen einer unserer Brüder im Jahre 1770. von der Küste von Akkran geschrieben hat, folgendes mittheilen: „Die Fetissemacher sind mehrentheils alte Weiber, die in einem ganz besondern Aufzug herumziehen. Um den Kopf haben sie ein Stück Pelz gebunden, Hände und Füsse sind mit verschiedenen Farben bemahlt, und im Gesichte wunderbare Figuren eingeschnitten. Um den Hals hängt eine Schnur, darauf allerley Knochen, Vögelköpfe, Ochsenklauen und dergleichen aufgezogen sind, und in der Hand tragen sie einen grossen Stab. Wenn man ein solches Ungeheuer zum erstenmal sieht, so könt einem ein Grauen an; denn ihre Gestalt ist nicht menschlich. Es gibt auch Mannsleute, die Fetissemacher sind. Die haben um den Hals wol sechsmal soviel Knochen von Menschen und Vieh hängen, und sehen wie Strassenräuber aus. Sie machen alles zu Fetiß, einen Menschen- oder Hundskopf, Ochsenhörner, Tigerklauen, Steine, Topfscherben, auch wol kleine an beiden Enden angebrante Hölzchen, deren sie zwanzig bis dreyßig zusammenbinden. Der Wolf ist ihr Hauptfetiß. Ich fragte einen Mann, der in seinem Hause unten an der Treppe dergleichen Fetisse stehen hatte, wozu das gut wäre? er antwortete: daß ihm der Teufel nicht oben in sein Hauß kommen könne.„ Die Mandongo nehmen zu ihren Fetissen gern etwas, das vom Donner gerührt worden. Daraus siehet man, daß die Neger ihre Fetisse nur darum so verehren, weil sie glauben, daß sich eine göttliche Kraft mit denselben vereiniget habe; und wie könte dieses offenbarer geschehen, als durch den Donner, den sie als den eigentlichen Vorzug des

obersten Gottes, und von ihm unmittelbar herkommend ansehen?

Diese Fetisse brauchen die Neger überhaupt als Verwahrungsmittel gegen alles, was sie für böse und ihnen schädlich halten. So binden sich die Ibo, wenn sie zu Felde ziehen, dergleichen geweihete Dinge an Stricken um den Leib, um sich vor Verwundungen zu bewahren; und die Amina erwarten von einem geweiheten Kuhschwanz eben diesen Vortheil. Vorzüglich bedienen sie sich derselben, um sich vor dem bösen Geiste und seinen menschenfeindlichen Absichten durch ihre Kraft zu schützen. Von demselben glauben sie, daß er der Urheber alles Uebels ist. Er ist der Feind des guten Gottes; er sucht die Menschen zu verführen, ihnen zu schaden, sie ums Leben zu bringen, und die Seelen nach dem Tode in seine Gewalt zu bekommen. Sie halten sich vor seinen Nachstellungen nie sicher. Keine africanische Nation macht den Teufel zum Gegenstand ihres Gottesdienstes, oder ruft ihn um seine Hülfe an; aber durchgängig fürchten sie sich vor diesem mächtigen Geiste, und suchen ihn wol auch durch gewisse Gefälligkeiten zu befriedigen. So werfen z. B. die Priester der Amina, ehe sie einen Todten begraben, dem bösen Geiste, den sie Didi nennen, einige kostbare Sachen auf einen dazu gereinigten Weg hin, rufen ihn, und geben ihm zu verstehen, diese schönen Sachen wären für ihn; aber den Todten müsse er dafür völlig zufrieden lassen. Wenn sie einem recht viel böses gönnen, so verwünschen sie ihn zum Didi, Kalliampemba, Daausa, oder wie sie sonst den bösen Geist benennen.

Die

Die Neger legen ihre Abhängigkeit von Gott auf verschiedene Weise an den Tag; vornehmlich durch Gebete und Opfer. Ihre Gebete thun sie zu verschiedenen Zeiten, an allerley Orten, und wie mir die Aminaneger sagten, in allem Anliegen. Sie beten beym Auf- und Untergang der Sonne, beym Essen und Trinken, wenn sie zu Felde ziehen, u. d. g. Selbst mitten im Streit singen die Amina Lieder zu ihrem Gott, den sie durch Vorhaltung seiner väterlichen Pflicht zur Hülfleistung zu bewegen suchen. Das tägliche Gebet einer Watjenegerin war: „O Gott, ich kenne dich nicht; du aber kennest mich: deine Hülfe ist mir nothwendig.„ Beym Essen sprechen sie: „Herr Gott, du hast uns dieses gegeben, du hast es wachsen lassen;„ und wenn sie arbeiten: „Herr Gott, du hast gemacht, daß ich Kraft habe, dieses zu thun.„ Die Tembu beten des Morgens: „Gott, hilf uns; wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben: wir sind in deiner Hand.„ Die Mandinga beten auch für ihre verstorbenen Freunde. Ihre Gebete verrichten sie bey ihren Götzen und Fetissen. Die feyerlichen Gebete, die von einem Stamm oder Nation gethan werden, sind mit Tänzen nach dem Klang der Instrumente begleitet, und werden mit entsetzlichem Geschrey ausgesprochen. Diese Tänze werden bey den Akkran durch oftmaliges Niederknien unterbrochen.

Ihr Anliegen, das sie in ihren Gebeten, auch wol auf den Knien, Gott vortragen, bezieht sich nur auf den Körper, auf Gesundheit, gutes Wetter, reiche Ernte, Sieg über ihre Feinde, u. d. g. Bey anhaltender trockener Zeit versamlen sich die Wawu

in einem traurigen Aufzug, indem sie sich Blätter um den Kopf und den Leib binden, vor dem Schambuhaus, in welchem ein Tiger als Gott verehrt wird. Mit Heulen und Wehklagen stellen sie ihm ihre Noth vor, und bitten, daß er regnen lasse, weil sie sonst alle Hungers sterben müßten. Bey den Loango wird bey ähnlichem Vorfall ein Opfer von Rindern gebracht. Wenn dasselbe mit den gewöhnlichen Ceremonien vollendet ist; so heißt der Priester, der zugleich ein Zauberer ist, das Volk nach Hause eilen, um nicht vom Regen überfallen zu werden. Bey den Kramantinegern gehen die Weiber in Proceßion zu ihrem Priester, den sie Udum nennen, bringen ihm allerley Früchte, und bitten ihn, Regen zu verschaffen. Die Watje bitten den Neumond, daß er ihnen Kraft zur Arbeit geben wolle, und die Amina muthen ihrem Gott auch zu, daß er ihre Schulden bezahlen solle.

Den wichtigern Theil ihres Gottesdienstes machen die Opfer aus, die an heiligen Stätten durch geweihete Personen verrichtet werden. Heilige Stätten sind solche, wo eine ihrer Gottheiten sichtbar oder unsichtbar wohnet; besondre Gebäude oder Hütten, anmuthige Hügel, Bäume, die wegen ihres Alters, Höhe und Stärke ein vorzügliches Ansehen haben. Sie haben auch heilige Haine, die der Aufenthalt einer Gottheit sind, in welche, ausser den Priestern, kein Neger sich unterstehet hineinzugehen. Obbemeldeter **Christian Protten** sahe bey **Rio Junco** an der Seite eines Dorfs ein Gebüsch, vor dessen Eingang ein Vorhang von Matten hing. Er hatte Lust hineinzugehen, und ließ sich durch die Neger, welche

ihn baten, es nicht zu thun, weil ein grosser Geist darinn wohnte, der alle, auf die er ungnädig wäre, tödten könte, nicht abhalten, und fand die annuthigsten Plätze in demselben, welche er hernach öfters besuchte. So sagen die **Akripon**, daß ihr Gott **Rinku** in der Höhle eines Felsen, der im Busche liegt, seine Wohnung habe. Die Ibo haben bey ihren Dörfern steinerne Altäre, auf welchen sie ihre Opfer verrichten. Nie wird ein Neger vor einem solchen heiligen Orte vorbeygehen, ohne zu beten, oder auf eine andere Weise seine Ehrerbietung für die da wohnende Gottheit an den Tag zu legen; solte es auch nur dadurch geschehen, daß er z. E. auf einen heiligen Hügel einen Stein oder Zweig legt.

Die **Priester** und **Priesterinnen** sind die heiligen Personen, von welchen der Gottesdienst der Neger abhängt, und die nach ihrer Meinung einen vertraulichen Umgang mit den Göttern haben, welche ihnen ihren Willen offenbaren. Nur sie verstehen, womit der Zorn der Gottheit besänftiget werden könne. Ihnen kommt es zu, den Göttern die Opfer darzubringen, und zwischen ihnen und dem Volke die Vermittler zu seyn. Sie bringen die Fragen des Volks an die Götter, und diese antworten durch ihren Mund. Man wird sich also nicht wundern, daß sie beym Volk in der grösten Hochachtung stehen, und über dasselbe eine fast uneingeschränkte Herrschaft ausüben. Kein Neger wird die Verordnung des Priesters übertreten. Noch nach dem Tode muß der Priester, durch Verrichtung heiliger Ceremonien bey der Beerdigung des Körpers, der Seele behülflich seyn, daß sie zu Gott kommen kan. Denn er nur

versteht, den bösen Geist abzuhalten, daß er die Seele nicht in seine Gewalt bekömt.

Diese Priester heissen bey den Amina Sofo, bey den Karabari Bliabefa, bey den Kramanti Udum u. s. w. Bey den Ibo werden sie aus einer Art Menschen genommen, die sie lebendige Opfer nennen. Dieselben leben ledig, und ohne Eigenthum auf andrer Unkosten, und haben die Freyheit, von andern alles das zu nehmen, was sie nöthig haben, und niemand ist ihnen dabey hinderlich. Sie lassen, wie die Nasiräer bey den Juden, ihre Haare wachsen, und der Gebrauch des Scheermessers ist ihnen verboten. Bey den Fida verwaltet eine Negerin das Priesterthum bey der grossen Schlange Daboy. Sie ist zum Unterschied von allen andern sehr künstlich am ganzen Leibe gezeichnet, und steht wegen ihrer Heiligkeit in einer allgemeinen grossen Hochachtung. Jährlich werden einige junge Mägdchen gewaltsam genommen, die sie künstlich zeichnet, in den Religionsgesängen und Tänzen unterrichtet, sie gewissermassen mit der grossen Schlange verheirathet, und zu ihren Priesterinnen weihet. Bey den Kassenti ist das Priesterthum erblich, und der Sohn folget darinn dem Vater nach. Eben dieses ist auch bey den Kramanti gewöhnlich; nur hat unter den mehrern Söhnen des Udum derjenige den Vorzug, welcher das Herz hat, seinem verstorbenen Vater gewisse Körner, die ihm in den Mund gesteckt worden, und darüber er mit vieler Stärke und gräßlichem Geschrey halten soll, aus den Zähnen zu reissen, und sie unmittelbar in seinen Mund zu stecken. Sonst wird ein Priester und Fetissemacher durch allerley alberne Ceremonien bey einer

Mahl=

Mahlzeit eingeweiht, und ihm zum Zeichen seines neuen Standes eine Schnur mit Gangunga oder geweihten Sachen um den Hals gehängt.

Die Opfer der Neger bestehen in Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen, Hühnern, Palmöl, Brantwein, Jams ꝛc. Auch Menschen werden bey einigen Nationen geopfert. Bey fröhlichen Veranlassungen opfern sie weisse, bey traurigen schwarze Thiere. Die Opfer geschehen theils zu gesetzten Zeiten, theils gelegentlich. Die Absicht dabey ist, sich die Gunst der Gottheit zu erwerben, Hülfe in Krankheiten oder bey ihren Kriegen, und Regen in dürrer Zeit zu erhalten; oder ihre Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten zu bezeigen. Auch für die Verstorbenen werden Opfer gebracht. Ein Iboneger machte mir von den bey seiner Nation gewöhnlichen Opfern folgende Beschreibung. Wenn einer sehr krank ist, sagte er, oder glaubt, daß Gott mit ihm unzufrieden sey; so fragt er den Priester um Rath, was dabey zu thun sey. Der findet für nöthig, daß ein Kalb, Bock, Schaf oder Huhn, oder, wie bey den Mokko, ein Bulle für einen kranken Mann, und eine Kuh für eine Frau geopfert werde. Wenn das Opferthier zum Altar geführt worden; so schneidet ihm der Priester den Hals ab, und läßt das Blut an den Fuß des Altars fliessen. Dann werden ihm die Haare abgesengt, und die Eingeweide tief in die Erde vergraben, damit sich kein Raubthier daran vergreifen möge. Etwas von dem Fleisch des Opferthieres wird auf dem Altar verbrant; das übrige zugerichtet, und von der Opfergesellschaft verzehrt. Der Priester begleitet die Handlung mit einem Gebet. Ein Opfer, durch welches die Schwar-

zen bey Cap Monte den Gott eines Flusses versöhnten, in welchem drey Europäer ertrunken waren, wird in dem Tagebuch eines unserer Brüder folgendermassen beschrieben. „Die schwarzen Priester, heißt es, die mit weissen Pagnes oder Gürteln, und grünen Kränzen um den Hals geziert waren, gingen in Begleitung des Königs und eines zahlreichen Gefolges nach dem Strome, in welchen ein Priester mit einem schwarzen Ziegenbock, in Begleitung etlicher alten Männer, bis an die Knie hineinging. Dann hob er den Sühnbock in die Höhe, zeigte ihn allen Anwesenden, redete dabey etwas weniges, und die Alten, die bey ihm waren, rührten das Opferthier an, indem sie einige Worte aussprachen. Dann schnitt ihm der Priester die Kehle ab, und ließ das Blut in den Strom fliessen. Nachdem sich der Bock verblutet hatte, wurde er am Lande zugerichtet, und unter heiligen Ceremonien verzehrt. Endlich wurde noch etwas Brantwein zum Opfer in den Strom gegossen.„ Eben der Verfasser dieses Tagebuchs sahe bey dem Flusse Junco einem andern Opfer zu, das vor der Thür eines Hauses verrichtet wurde. Ehe der Bock von dem Priester geschlachtet wurde, legten alle gegenwärtige Neger die Hand auf denselben; worauf sie alle mit dem Opferblut, das mit Palmöl und etwas Salz vermischt war, an der Stirne und Brust bestrichen wurden.

Wenn die junge Mannschaft der Tembu zu Felde zieht; so suchen die Alten, die zu Hause bleiben, ihnen den Schutz und den Beystand ihrer Gottheit oder des Zioo (S. 320.) durch Gebete und Opfer zu erlangen. Sie fallen vor dem Zioo auf die Knie, opfern

ihm

ihm Schafe und Hühner, schütten das Blut und die Eingeweide vor ihm hin; das Fleisch aber richten sie zu einer Mahlzeit für sich zu. Wird die Absicht des Opfers nicht erhalten, und der Feldzug läuft unglücklich ab, so fällt die Schuld nicht auf den Zivo; an seinem guten Willen zu helfen wird nicht gezweifelt: er hat nur gegen den stärkern Gott der Feinde dismal nichts ausrichten können. Um Regen zu erhalten, opfern die Amina viele Schafe und Hühner, und bitten den **Jankombum**, daß er den Regen so reichlich vom Himmel herabfliessen lasse, als sie vor ihm Blut vergiessen. Für die Kranken wird viel geopfert, und den Priestern viele Geschenke gemacht, daß sie ihnen zur Gesundheit wieder behülflich seyn sollen. Stirbt der Kranke dem ohngeachtet, so findet der Priester die Ursach darinn, daß Gott die Seele nehmen wolte; wogegen keine Geschenke was hülfen. Diese thäten nur alsdann ihre Wirkung, wenn ein Berg, ein Brunn, oder ein Wasser einen Menschen tödten wolte. Wird er aber gesund, so richtet seine Freundschaft ein grosses Mahl an, und opfert zur Dankbarkeit weisse Schafe und Hühner. Bey den Ibo wird auch für eine Wöchnerin, wenn ihre sechs Wochen zu Ende sind, in welchen sie für unrein gehalten, und nur von ihren nächsten Anverwandten besucht wird, vom Priester ein Opfer gebracht. Ueberdis bringt sie zu ihrer Reinigung ein paar Hühner, wäscht sich in fliessendem Wasser, und gibt alsdann den Hühnern ihre Freyheit, nachdem sie sich mit denselben auf den Bauch und die Schultern geschlagen hat.

Selbst die Todten werden nicht ohne Opfer begraben. Ein weisses Huhn wird, ehe der Todte zu

Gra-

Grabe kömt, von dem Priester geschlachtet, und die Baare, worauf der Todte liegt, mit dessen Blute betropft. Dieser Gebrauch ist bey der Nation der Kassenti eingeführt. Eben dieselben opfern der Gottheit ein zahmes Thier, wenn sie ihr Land bestellen, und geloben dabey noch eines dergleichen, wenn Gott ihre Gewächse segnen würde. Menschenopfer sind zwar unter den Negern was seltenes; aber nicht völlig ungewöhnlich. In Altkalabar wurde für die Genesung des Königs ein zehn Monat altes Kind mit einem lebendigen Hahn an einem Baum aufgehängt, wie Herr Seelgrave als ein Augenzeuge berichtet. So hat der König von Dahomee seinem Gott aus Dankbarkeit für die ihm geschenkten Siege viertausend gefangene Fidaer opfern, und ihnen die Köpfe abschlagen lassen, die auf einen Haufen zusammengeschüttet wurden.

Bey dem jährlichen Erntefest, welches fast alle guineische Nationen feyern, werden der Gottheit feyerliche Dankopfer gebracht. Es sind diese Feste Freudentage, welche die Neger mit Mahlzeiten und Tänzen zubringen, und dabey ihre Erkentlichkeit gegen ihre Gottheiten dadurch an den Tag legen, daß sie einen Theil ihrer zubereiteten Speisen vor ihnen ausschütten und ihnen opfern. Auch von allem, was sie ernten, geben sie ihren Göttern etwas aus Dankbarkeit zurück. Die Karabari haben noch die besondere Gewohnheit an solchen Festtagen, daß sie den alten bösen Geist aus ihren Dörfern ausjagen, ehe sie ihre Erntemahlzeit halten. Die Watje versamlen sich am Erntefest auf einer lustigen Ebene, wo sie unter der Anführung eines Priesters Gott dreymal auf den

Knien

Knien für die gute Ernte danken, und ihn um fernern Segen bitten. Beym Aufstehen bezeiget das ganze Volk seine Dankbarkeit gegen Gott, und seine Freude mit Händeklopfen. Nach dem Gottesdienst folgt eine fröhliche Mahlzeit, dazu jede Familie weisse Schafe und Hühner schlachtet und zubereitet.

Zu den jährlichen Festen gehört auch die Wallfahrt der Nation der Fida zu der grossen Schlange. Das vor dem Schlangenhause versamlete Volk betet alsdann, auf dem Angesichte liegend, diese vermeinte Gottheit an, ohne sie sehen zu dürfen. Diese Gnade hat, ausser den Priestern, nur der König einmal. Eben so halten die Wawu einen jährlichen Gottesdienst einem Tiger zu Ehren, den sie für einen Gott halten, und den eine Priesterin bedient. Sie beten ihn alsdann nicht nur feyerlich an, sondern bringen ihm allerley Opfer an Mayz, Hühnern, Schafen und dergleichen. Dieselben werden erst dem Tiger, der bey dieser Feyerlichkeit mit allerley Schambu oder Fetissen behängt ist, vorgesetzt, und was er übrig läßt, kömt dem Volke zu gut, welches daraus eine Opfermahlzeit bereitet, die mit Tänzen und andern Lustbarkeiten begleitet wird. Jährlich feyert auch ein Schwarzer den Tag mit einem Opfer, an welchem er zum erstenmal das Blut eines Menschen vergossen hat.

Die Amina feyern wöchentlich den Wochentag, an dem sie geboren sind. In den gottesdienstlichen Uebungen, mit welchen die Sokko den ganzen siebenten Monat begehen, sind Spuren zu merken, daß christliche Mißionarien unter ihnen gewesen sind. Daß sie an jedem Tage dieses Monats bis zum Untergang

der

der Sonne fasten, und alle Arbeit aussetzen; daß ein Priester dem versamleten Volke aus einem Buche lieset, und dasselbe zum Glauben an Gott, der ihnen alles Gute gibt, und zum Gehorsam gegen sein Wort ermahnt; daß er mit dem Volke auf die Knie fällt und betet, und daß sie unter dem Gebet dreymal mit der Stirne die Erde berühren, und nach demselben sich dreymal mit dem Kreuz bezeichnen, sind, wie mich dünkt, solche Merkmale. So ist die Taufe, welche unter einem Theil der Watje eingeführt ist, eine Nachahmung der christlichen. Erwachsene Kinder werden von den Priestern dreymal mit Wasser, das mit Salz in einem Calbasch vermengt worden, übergossen; dabey wird über sie gebetet, und ihnen ein Name gegeben, der allemal mit dem Namen des Wochentages, an welchem die Taufe verrichtet wird, einerley ist. So wird am Sonntag ein Knabe Graschi, ein Mägdchen Guaschiba u. s. w. genennt.

Ueberhaupt steht es in der Macht der Priester, der Nation oder einzelnen Personen willkührliche gottesdienstliche Uebungen vorzuschreiben, welche sodann pünktlich beobachtet werden; denn der Priester droht dem Uebertreter seiner Verordnungen mit der unfehlbaren Todesstrafe. So befehlen sie diesen und jenen einzelnen Personen oder Familien, gewisse Tage zu feyern, und an denselben den Göttern Opfer von Thieren oder von Früchten der Erde zu bringen. Sie verbieten auch diese und jene Speisen. So dürfen einige Neger keine Hühner, andere keine Ziegen, andre nur geräuchertes Fleisch essen. Wenn sie unwissend dergleichen gegessen haben, und sie werden es inne; so erschrecken sie darüber, als über einer

Tod=

Todsünde. Daher einige aus übertriebenem Aberglauben sich des Fleischessens ganz enthalten, um dergleichen Sünden desto sicherer zu vermeiden.

Bey Krankheiten, bey Feldzügen und andern wichtigen Angelegenheiten wollen die Neger durch eine göttliche Antwort von dem Erfolge zum voraus versichert seyn. In dergleichen Fällen bringen die Amina den Priestern ein ganz weisses oder ein ganz schwarzes Schaf, welches dieser opfert, und dessen Blut über ein grosses Gefäß sprengt; worauf er die Antwort auf die ihm vorgelegte Frage ertheilt. Wird ein Fidaneger krank; so läßt er durch den Priester die Schlange fragen, ob seine Krankheit von Zauberey oder von Gott herkomme. Bey der Antwort, die er erhält, wird ihm zugleich ein Mittel angewiesen, durch dessen Gebrauch er genesen würde. Ist aber die Krankheit zum Tode; so bekommt er die traurige Nachricht, daß ihm alle mögliche Mittel nicht helfen können. In diesem Falle nimmt der Priester oder die Priesterin für ihre Bemühung keine Bezahlung an, welche sonst in allen andern Fällen gefordert wird. Auch ungefragt soll die grosse Schlange ihrer Priesterin einen bevorstehenden Krieg offenbaren; die dann nicht ermangelt, dem Könige davon Nachricht zu geben. Sie nennt ihm den Namen des feindlichen Volks; sie bestimmt die Zeit seines Einfalls und den glücklichen oder unglücklichen Ausgang der Sache. Im letztern Falle gibt sie ihm den guten Rath, sich durch eine baldige Flucht zu retten. So läßt sie auch den König die Zeit voraus wissen, wenn Schiffe ankommen werden. Auch Theurung und Mißwachs verkündigen die Priester voraus, als eine Wirkung des

Zorns

Zorns der Götter, die sich aber durch Geschenke und Opfer wieder besänftigen lassen. Nichts ist so verborgen, das die Priester nicht vorgeben zu wissen; selbst das Schicksal jeder Seele nach dem Tode ist ihnen bekant, und von ihnen kan man erfahren, ob sie zu Gott gekommen ist, oder zum bösen Geist.

Sie sind auch die Aerzte der Schwarzen. Die Begriffe, welche die Schwarzen von den Ursachen der Krankheiten haben, sind sehr verschieden. Die Watje halten sie für böse Geister, die sie Dobbo nennen. Wenn diese sehr häufig werden; so erbitten sie sich von ihrem göttlichen Cattunbaum die Erlaubniß, sie zu verjagen. Darauf wird dann eine Jagd gegen dieselben angestellt, und man hört nicht eher auf, sie mit gewafneter Hand und grossem Geschrey zu verfolgen, als bis sie über die Grenzen gejagt sind. Es ist diese Verjagung der Krankheitsgeister bey mehreren guineischen Nationen gewöhnlich, und durchgängig glauben sie, daß viele Krankheiten durch Bezauberung entstehen; so wie andere durch Gottes Schikkung. Die Priester der Akkran haben eine ganz verschiedene Theorie von den Krankheiten. Sie halten sie für eine Wirkung des Mißverständnisses zwischen Geist und Seele. Solange diese in Friede und Eintracht, wie ein paar Eheleute, mit einander leben, so ist der Mensch, ihrer Meinung nach, gesund; verunreinigt sich aber eins von beiden, so wird die Harmonie gestört: der reine Theil will sich von dem unreinen trennen; woraus innerliche Unruhe und Krankheiten des Leibes entstehen. Der Priester, als Arzt, rügt also vor allen Dingen das Gewissen seines Patienten, um die Versündigung zu erfahren, wodurch

er

er sich die Krankheit zugezogen hat. Ist diese offenherzig gebeichtet; so nimmt der Priester die Cur vor. Erst wird die Ursach der Krankheit gehoben, indem für den verunreinigten Theil Opfer gebracht und Gelübde gethan oder erfüllt werden; wodurch die Eintracht zwischen Geist und Seele wieder hergestellt wird. Die Anweisung, wie dieses geschehen müsse, läßt sich der Priester von seiner Gottheit geben. Alsdann wird erst die Heilung des siechen Körpers vorgenommen, welche durch Baden, Salben und den innerlichen Gebrauch von Arzneymitteln versucht wird.

Daß diese Mittel in der Regenzeit, in welcher die meisten Krankheiten aus einer schlechten Diät entstehen, wenig helfen, das ist keine Folge von der Unerfahrenheit der Aerzte, sondern, wie sie sagen, von der Abwesenheit der Götter, welche just in dieser gefährlichen Zeit an dem Hofe des obersten Gottes erscheinen müssen. Folglich können die Priester sich bey ihnen nicht Raths erholen, und ohne ihre Anweisung auch nichts fruchtbarliches ausrichten. Während dieser Abwesenheit der Schutzgötter, welche sechs Wochen dauert, wird die heilige Trommel nicht gerührt, keine Hochzeit gehalten, und die Verstorbenen werden ohne Klang und Gesang, und ohne laut beweint zu werden, beygesetzt. Bey den Fida wenden sich die, welche in ihren Krankheiten bey den kleinen Schlangen oder Hausgöttern keine Hülfe erhalten haben, zu der grossen. Diese läßt ihnen durch die Priesterin eine Arzney anzeigen, oder gibt ihnen auch wol einen Verweis, daß sie die kleinen Götter nicht genug geehrt oder gar betrogen haben. Und um sich ihre Gunst wieder zu erwerben, gibt sie ihnen den Rath,

Cabritten, Hühner, und dergleichen vor ihnen zu opfern, eine Mahlzeit ihnen zu Ehren anzustellen, und eine Gesellschaft dazu einzuladen. Dabey solten sie singen, spielen, tanzen und sich lustig machen. Auf die Weise würden die kleinen Götter ihnen günstig werden und sie gesund machen. Wenn die Mokko nach der Anweisung ihrer Priester für einen Kranken ein Opfer gebracht haben; so lassen sie einen Theil des Opferfleisches für die Vögel liegen, und urtheilen von dem Aufkommen oder dem Tode des Patienten nach dem Verhalten der Vögel gegen jene Speisen. Von dem Opferblute wird auf die Arzneymittel gesprengt, die der Kranke einnehmen muß.

Bey den **Akripon** holt der Priester von dem heiligen Wasser, welches aus der Felsenhöhle fließt, darinn ihr Gott **Rinku** wohnet, und gibt es dem Patienten, der sich damit gesund waschen soll. Einige Kassenti opfern für einen Kranken ein Huhn bey einem heiligen Baum, den sie kniend anbeten, und giessen darauf einen Brey von Mayzmehl vor dem Baum aus, wovon sie etwas zurück nehmen, und den Kranken damit bestreichen.

Von den **Bliabefa**, den Priestern der Karabari und der Sokko, muß ich anmerken, daß sie dem Volk einigen Unterricht von Gott und dem Gebet geben. Die Neger kommen deswegen einzeln oder in Gesellschaften zu ihnen; da sie dann selbst mit ihnen auf den Knien beten, daß sie Gott, den sie **Tschukku** nennen, vor Krieg, Gefangenschaft und dergleichen bewahren wolle. Es wird an diesen Priestern gelobt, daß sie ihre Sclaven gelinde behandeln, und ihnen wöchentlich zwey Tage zu ihren eigenen Geschäften frey geben.

geben. Einige Priester sind zugleich Zauberer; sonst aber sind bey verschiedenen Nationen, z. E. bey den Sokko und Watje, diese von jenen verschieden.

Es ist fast keine guineische Nation, welche nicht die Unsterblichkeit der Seele glaubte; mit der Ueberzeugung, daß sie nach der Trennung vom Leibe fortfahre zu leben, gewisse Bedürfnisse habe, Handlungen ausübe, und überhaupt des Genusses der Glückseligkeit oder des Elendes fähig sey. Doch ist nicht zu leugnen, daß es unter den Fida, Watje, Wawu und vielleicht auch andern Nationen, solche gibt, die zwischen dem Tode des Menschen und des Viehes keinen Unterschied kennen, und daher nie an den Zustand denken, in welchem sie sich nach dem Tode befinden werden. Die Amina benennen die Seele und den Schatten mit einerley Namen; und die aus der Watjenation sagten mir auch, daß sie die Seele für etwas so feines ansehen, wie der Schatten ist.

Fast durchgängig glauben die Neger, daß die Seelen der guten Menschen nach der Trennung vom Körper zu Gott kommen; die bösen aber zum bösen Geist. Daher brauchen sie von dem Tode der erstern die Redensart, Gott habe ihre Seele genommen. Die Loango stellen sich den Ort der Seligen da vor, wo Sambianpungo (Gott) wohnt, die Hölle aber oben in der Luft; welche sich hingegen andere tief in der Erde gedenken. Von denen Seelen, die zum bösen Geist kommen, glauben sie, daß sie Gespenster werden und wieder erscheinen, und weil sie ihre Neigung Böses zu thun behalten, diejenigen im Schlafe plagen, denen sie nicht gut sind; übrigens aber in der Luft herumflattern, und im Busche Lärm und Ge-

räusch machen. Wenn also einer am dritten Tage nach seinem Tode wieder erscheint; so sey es ein Beweis, daß er nicht zu Gott gekommen sey. Die Leiche eines solchen Negers, dem vielleicht eine boshafte alte Nachbarin nachsagt, daß sie seinen Geist gesehen habe, wird bey den Amina nicht ehrlich begraben. Die Neger stellen sich auch vor, daß auch die guten Seelen oft Noth haben, beym bösen Geiste vorbey bis zu Gott hin zu kommen; weil dieser boshafte Geist sie in seine Gewalt zu bringen sucht. Daher kommt die Gewohnheit der Amina, daß sich die Ueberlebenden, wie vorhin angemerkt worden, mit dem Didi abfinden. Nach der Aussage der Mokko machen sie sich von den Ansprüchen des bösen Geistes dadurch los, daß sie ihm durch die Zeichen, die sie auf ihrem Leibe haben, beweisen, daß sie Gott angehören; wogegen jener nichts soll einwenden können. Nach der Meinung der Ibo wird jede Seele von zwey Geistern, einem guten und einem bösen, auf dem Wege nach ihrem bestimmten Orte begleitet, und hat eine gefährliche Stelle, eine Wand, wodurch der Weg abgeschnitten wird, zu paßiren. Einer frommen Seele hilft der gute Geist bey derselben glücklich vorbey; da hingegen eine böse sich den Kopf daran zerstößt. Nachher öfnen sich erst zwey Wege; ein schmaler, auf welchem die bessere Seele von ihrem wohlthätigen Führer zu Gott, und ein breiter, auf dem die böse Seele, unter Anführung des feindseligen Geistes, an einen finstern Ort geleitet wird.

Die Vorstellungen, welche sich diese Unwissenden selbst von dem Zustande der Seligen machen, sind ihren übrigen Begriffen sehr ähnlich. Ihr Betragen gegen

die

die Abgeschiedenen gibt zu erkennen, daß sie sich den Zustand derselben wenig unterschieden von diesem Leben gedenken, und sie eben der Bedürfnisse, welche sie hier gehabt, benöthigt zu seyn glauben. Daher setzen sie nicht nur eine Zeitlang Speisen auf ihre Gräber; sondern geben ihnen auch ihre Weiber, Bediente und Sclaven in jene Welt mit.

Der Lehre von der **Wanderung** der Seele aus einem Körper in den andern, geben die Karabari und mehrere schwarze Völker Beyfall, und glauben, daß die Seele eines Verstorbenen in demjenigen Kinde wieder auflebe, welches zunächst nach seinem Tode geboren wird. Daß einige den Uebergang einer Menschenseele in einen Vogel, Fisch oder anderes Thier glauben, daran lassen mich die Aussagen der Neger nicht zweifeln. Diese Meinung von der Seelenwanderung hat bey manchen Negern eine sehr schädliche Wirkung. Wenn ihnen die Sclaverey in Westindien zu schwer wird; so bringen sie sich selbst ums Leben, in der guten Zuversicht, daß ihre Seele nach ihrem Vaterlande wandern, und da in einem Kinde wieder aufleben werde. Einige bilden sich gar ein, sie würden in Guinea leibhaftig wieder auferstehen. Von diesem Vorzuge, einen zweyten glücklichern Lebenslauf in einem fremden Körper anzufangen, schliessen sie die Mörder und dergleichen Verbrecher aus. Abarre (so nennen sie den bösen Geist) läßt ihnen dieses nicht zu; so wenig als er sie zu Gott kommen läßt. Zur Strafe flattern sie als Gespenster herum, und aus Neigung quälen sie die Menschen durch schreckhafte Erscheinungen.

Zum Schluß verdient die Religion der Fula, wegen ihrer besondern Mischung, hier noch eine Stelle.

Sie verehren nur den einigen Gott, den Allah, und beten täglich dreymal, auf den Knien liegend, zu ihm, nehmlich beym Auf- und Untergang der Sonne, und wenn sie ihre größte Höhe erreicht hat; wobey sie sich gewöhnlich der Formel bedienen: Satleila hillila hamadan surula, das ist: O Herr Gott, hilf uns. Ihre Priester, welche aus der Nation sind, machen ein Collegium aus, das von einem obersten Priester abhängt; und ihr Amt ist, nicht nur täglich den Gottesdienst zu verrichten, sondern auch Schule zu halten. Zu den gottesdienstlichen Handlungen gehört die Taufe, Trauung, Lehre, Gebet. Bey der Taufe fährt der Priester mit der nassen Hand dem Kinde über das Gesicht, legt sie alsdann auf dessen Kopf, spricht einen Segen über dasselbe aus, und gibt ihm einen Namen. Diese Taufe wird für so wichtig von ihnen gehalten, daß kein Ungetaufter Erlaubniß hat, dem öffentlichen Gottesdienst beyzuwohnen, und keiner eine Ungetaufte heirathen darf. Sie haben weit richtigere Begriffe von der Ehe, als die Neger; sie verabscheuen die Polygamie, und ihre Ehe wird allemal durch priesterliche Trauung vollzogen. Wenn der Priester die Hände der Verlobten vereiniget, macht er es ihnen zur Pflicht, sich nicht eher von einander zu scheiden, als bis sie der Tod trennt. Es ist wol als ein Zeichen der Ehrerbietigkeit für den öffentlichen Gottesdienst anzusehen, daß jeder erst sein goldenes Geschmeide ablegt, ehe er sich bey demselben einfindet. Der ganze Monat December wird als ein beständiges Fest gefeyert, da die gewöhnliche Arbeit unterlassen, und die meiste Zeit zum Gebet angewendet wird. Beym Gottesdienst

dienst bedient sich der Priester eines Buchs, aus welchem er die ganze Liturgie liefet. Dieses Buch wird aber noch zu mehrern Absichten gebraucht. Der Priester weiß daraus die Fruchtbarkeit des Jahrs, das Wetter auf den nächsten Tag, und dergleichen voraus zu sagen. Bey diesem heiligen Buche werden auch die Eide abgelegt, indem der Schwörende beide Hände auf dasselbe leget. Sie glauben, daß derjenige nicht ungestraft bleibe, der einen falschen Eid schwöret. Auch in der Schule bedienen sich die Priester dieses Buches. Die Jugend wird von ihnen im Lesen und Schreiben unterrichtet, und alle Schüler sind mit Büchern versehen, welche ihnen von den Naar (S. 274.) nebst andern Waaren verhandelt werden. Für die Getauften und die, so an den einigen Gott glauben, haben sie eingezäunte Begräbnißplätze, auf welchen kein Ungetaufter, kein Ungläubiger, oder der etwa zur Strafe für einen Meineid gestorben ist, begraben wird. Nur die Seelen der Getauften kommen nach dem Tode an einen seligen Ort.

In diesem kurzen Begrif, den mir ein Fula von der Religion seines Volks machte, sind deutliche Spuren der christlichen zu erkennen; aber wie sie dazu gekommen sind, davon bin ich nicht im Stande, einige Nachricht zu geben.

Zu einiger Einsicht in die Verschiedenheit der Sprachen der Negernationen will ich noch anführen, wie sie einige Zahlen und Hauptwörter in ihrer Mundart ausdrücken; *) und die Uebersetzung eines biblischen Spruchs beyfügen, den ich ihnen vorsagte.

*) Siehe die beygefügte Tabelle. S. 346.

Der biblische Spruch, den ich jede Nation in ihre guineische Sprache übersetzen ließ, war: **Christus hat uns geliebet, und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut.** Bey den mehresten fand es so viel Schwierigkeiten, als ich mir nicht vorgestellet hatte. Ich habe mit vielen eine Stunde über den wenigen Worten zugebracht; und wenn ich mich von der Richtigkeit der Uebersetzung versichern wollte, fand ich doch bisweilen am Ende, daß sie den Sinn verfehlt hatten. Manche hatten auch in ihrer Sprache kein Wort, das Sünde bedeutet: denen ich Unreinigkeit, böse, schlechte Sachen dafür zu setzen, vorschlug. Ich führe also blos diejenigen Uebersetzungen an, die ich nach möglichst gründlicher Untersuchung richtig befunden habe.

Die unvollständige Uebersetzung des angeführten Spruchs ist in der Sprache der **Jalunkan: Christus ibenkola mokellutjelee**, welches heißt: Christus hat mich gewaschen mit seinem Blut; und in der Sprache der **Ranga: Christus oddibem onjummo degoy:** Christus hat mich gewaschen mit seinem Blut von Unreinigkeit.

Die vollständige Uebersetzung desselben in der Sprache der **Gien** ist: **Christus andoinge, akkannitjru enfera:** Christus liebt mich; er hat mich mit seinem Blut gewaschen.

In der **aminaischen: Christus pemi, oguarrimi, otomikau niboja:** Christus hat mich lieb, hat mich gewaschen, meine Schuld bezahlt mit seinem Blut.

In der **akkimischen: Christus pemi papa, semmi guquerri wuadibonni bodjaa:** Christus hat

hat mich lieb, er hat mich gewaschen von schlechten Dingen mit Blut.

Bey den **Akripon**: **Christus midoo, melobiemmi lobobubbaing ublemminklee**: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen von schlechten Dingen mit seinem Blut.

Bey den **Tambi**: **Christus ensumi eduham umboo openabuh**: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen mit Blut von Sünden.

Bey den **Tembu**: **Christus ullunama, owaschumaa negu naschuma**: Christus hat uns lieb, hat uns gewaschen von Unreinigkeit mit seinem Blut.

In der Sprache der **Kassenti**: **Christus tjauwigeem, ka undum mitjam duppan**: Christus hat uns geliebet, und gewaschen mit Blut von Schuld.

Der **Sokko**: **Christus minwoadjee, karmo-ee djurrimi markente**: Christus liebet mich, hat mich gewaschen mit seinem Blut von der Sünde.

Der **Papaa**: **Christus ijuwannam, elewunam ekrewoba noi emmehun**: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen von Unreinigkeit mit Blut.

In der **wawuischen** Sprache: **Christus edike, melaŭnam dolleahuinam**: Christus hat uns geliebet, er hat mich gewaschen mit seinem Blut. Anders: **Christus esoaree, amboaree anjembo**: Christus liebt mich, hat mich gewaschen mit Blut.

In der **karabarischen**: **Christus obiamamma, emwamehu hudji ensimee**: Christus hat mich geliebet, er hat mich gewaschen von Unreinigkeit mit seinem Blut.

Bey den Ibo: Oparra Tschukkoabiami ihanjeneme odiama, ossananje otjirri ubarra: Der Sohn GOttes hat uns geliebet, uns gewaschen mit Blut.

In der mokkoischen Sprache: Christus manafeti, semmejeridem sidjaugo adji: Christus liebt mich sehr, er hat mich gewaschen von der Sünde mit seinem Blut.

Bey den Loango: Christus munto untiel, minoa sukkula umeenga massumu: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen mit seinem Blut von der Sünde.

In der cambaischen: Christus wantie, najobila makilla vi-indo: Christus hat mich lieb, er hat mich gewaschen mit Blut von Unreinigkeit.

Endlich in der congoischen Sprache: Christus ensolani, sukkula nituam winu mengaman: Christus hat mich geliebt, hat meinen Leib gewaschen von Unreinigkeit mit Blut. Menga heißt Blut, und das angehängte man drückt mit aus.

Die Zahlen

heiſſen bey den	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	20.	30.	100.	1000.
Fula:	go	didi	taddi	nei	djoi	djego	tjedidi	jenai	jâdet	ſappoi	ſappoi go	ſappoi didi	ſappoi taddi				
Jalunkan:	keling	filla	ſaba	nani	lolu	worro	orwila	ſagi	kononto	tan	taninkeling	taninfilla		moban		kemme	
Ranga:	aniandu	aniaſſon	anietan	anenje	aneamu					aniepun	poenodu	poniaſſon	ponietan	anoro			
Gien:	do	ſung	ta	nje	mu	medu	meſong	medda	menje	wo						kondo	kompree
Amina:	akkun	ennu	eſſa	ananni	anum	eſchee	eſſun	auquee	akkrun	edu	edubiakkun	edubiennu	edubieſſa	eduennu	eduessa	ocha	
Akkim:	biakkung	miennu	bianſang	anann	num	miſchiang	ſong	noaqui	onkonnung	edu	edubiakkung	edumiennu		adwenu	eduesſang	oha	
Akripon:	ekoo	emmo	iſſan	ne	unu	iſchenn	iſchnoo	ûquee	ebnoo	ûdu	ûduekoo	ûduemmo	ûduiſſan			ollefa	akbee
Akkran:	eaku	eenjo	ette	eedje	ennumo	epa	paggu	paniu	nehung	jungma	jungma eaku	jungma eenjo		jungmeenjo	jungmette	oha	
Tambi:	kaki	ennu	ette	ewe	enu	ekba	pagu	panjo	ne	njomma	njomma kaki	njommi ennu		mimmingo		lafa	
Tembu:	kuddum	noalee	nodoſoo	nonaſaa	nonoaa	lodo	lubbe	lûtoſo	kandilee	figuh	figuh nakorro	figuh nanoalee		akkugu		nenoa	
Raſſenti:	obaa	illee	ittaa	inna	immu	illoop	illelee	imeen	ûwâh	piek	piekninobaa	piekninillee		pillee			
Sokko:	külle	felaa	ſauaa	nani	duli	woro	ornala	ſetti	konundo	tang	tangkülle	tangfelaa		moaa	krummoatang	ulekülle	
Papaa:	depoo	auwi	ottong	enne	attong	attugo	atjuwe	attiatong	atjeenne	awo	awodepoo	awoauwi	awoottong	auwiawo	ottong=awo		
Watje:	de	ewee	etong	enne	attong	andee	anderee	enni	enjidee	owoo	werekai	wewewee	wetong			aega	api
Wawu:	depoo	awee	etong	enne	attong	a=iſee	djani	tiatong	tienee	wo	wedepoo	weawee	we=etong				
Anders:	baba	bauli	janna	toſla	guena	brong	jegra	khiboa	boafri	magro	tobno	donu					
Karabari:	otuh	abolam	attoo	abanna	abiſee	abiſih	abaſſa	abaſſatto	abitollu	abili	linotuh	linabolam	linattoo	okanno *)			
Ibo:	otuh	aboa	attoo	anoo	iſſee	iſſih, tſchi	aſſaa	aſſatto, ſattaa.	ittellite, tegete.	ili	linotuh	linaboa		og	nu. 31, nuotuh ꝛc.		
Mokko:	kiâ	iba	itta	inan	úttin	itjûekee	ittiaba	itteiata	huſchuki=et	bûb	efunt	edib	elfitta	elfwub		elfiba	
Loango:	booſſe	quari	tattu	ena	tanu	ſambaan	ſambueri	nane	iwoa	kumi				makummo=eil	makummotattu	kamma	
Camba:	moſchi	ſoli	tattu	ja	tanu	ſaman	ſambari	nane	wa	komi	ſambuari	komiſoli	komitattu	makumbimoli	makumbi matatte		
Mandongo:	omma	meere	metutu	mina	metaan	ſchiauno	entſchewine	ennane	woa	kumi	kumma omma	kumma meere					
Congo:	moſchi	ſole	ſitattu	ſija	ſittan	iſſamban	ſamboari	ſinaan	ſiwoa	ſikumi	ſikumiemoſchi	ſikumieſole	ſikumietattu	makumaſole	makumatattu	makummatan, makummatan: das iſt, 2 mal 50, mit einem Wort: gamma. 200: gamma ſole, u. ſ. w.	

*) Sie drücken auch 20 alſo aus, daß ſie die Hände zweymal zuſammenlegen, 30, daß ſie ſie dreymal zuſammenlegen, u. ſ. f.

Die Wörter

		Gott	Himmel	Sonne	Mond	Mensch	Hand	Fuß	Kopf	Mann	Weib	Kind	Vater	Mutter
heissen bey den	Fula:	Allah		Nange	Leogo	Netlo	Djungo	Kossengal	Horee	Gorko	Debo	Minge	Baba	Hamma
	Mandinga:	Allah. Kanniba		Tille	Pandintee		Bulla						Ba	Jem
	Jalunkan:	Margetangala	Margetangala	Telle	Karree	Mogee	Jbolee	Jtjenge	Jkkunjee	Kai	Musee	Ledinge	Umfa	Na
	Ranga:	Nesua	Nesua	Jiro	Tjo	Njumbo	Nakoa	Namboo	Nandewu	Nebeju	Junoo	Omannaju	Mi	Ni
	Mangree:	Jankombum	Tata	Lataa		Mia		Trippi	Tri	Laniu	Anwee	Pikkeninne	Amee	Pakkabel
	Gien:	Grebo	Lam	Jinaa	Su	Me	Jkko	Nugee	Ungo	Unsoibe	Lung	No	Jndaa	Enne
	Amina:	Jankombum	Jankombum	Eiwiaa	Offeram	Ojippa	Ensaa	Onang	Uettirri	Obaini	Obbaa	Abovraa	Atja	Minna
	Akkim:	Jankombum	Jahinne	Awia	Offeranni	Nippa	Ensaa	Onang	Metih	Obellima	Obia	Mobaa	Atja	Anaa
	Akripon:	Kinku	Aduankam	Ou	Ofendi	Osse	Obaa	Djabi	Nuntji	Unji	Otjee	Mibi	Messee	Minji
	Okwa:	Tschabee												
	Akkran:	Niombo	Jankombum	Hun	Dubliman	Biommo	Dinde	Nande	Oitju	Nu	Ju	Obi	Otjee	Onje
	Tambi:	Tjembotjauwi	Giom	Pum	Horambi	Numero	Nindi	Nandi	Ji	Njummu	Ju	Bju	Tschiäh	Ma
	Tembu:	So. Nabulku	So	Wis	Jgodu	Jraa	Nin	Navorre	Kujuoo	Jbalu	Alo	Bu	Tja	O
	Kassenti:	Uweentjauwi	Ktak	Uwin	Ungmar	Unnir	Jnno	Jtta	Dür	Otja	Uppi	Tibbik	Ubija	Onaa
	Sokko:	Urbarri. Dauni. Mansa. Allah	Bandee	Tillee	Kalla	Mannu	Blu. Bulla	Si	Ukkung	Kjä	Mussu	Nadi	Fa	Na
	Papaa:	Ma- und Gajiwodu	Jiwel	Wetaga	Su-ede	Emme	Allo	Afo	Ta	Messuhn	Djonnu	Wibee	Tai	Nai
	Watje:	Jembay. Djaubenje Gimoihn. Miassu		Uä		Ammee	Aschi	Afo	Ta	Uzu	Jonnu	Winjee	Tai	Noye
	Atja:	Gajiwodu												
	Wawu:	Gajiwodu. Barriadad	Barriadad	Jirri	Mone	See	Be	Gann	Angoru	Gonee	Anna	Allinee	Anti	Ambu
	Karabari:	Tschukku. Tschukkuabamma	Elukwee	Anjam	Omma	Mad	Akkaa	Okuh	Jssi	Mammoku	Mangman	Mantakri	Na	Neam
	Jbo:	Tschukko.	Tschukko.	A-un	Ongma	Made	Akka	Okuh	Jssi	Mook.	Ma-i	Unju.	Jnna.	Ne
		Tschukkowiam.	Jgue.	Anjau	Aoneh	Mad	Akkau	Hukko		Dikkom.	Wei	Watta.	Nam.	Nem
		Tschukkoabiamay	Ellu							Dim		Woam	Unnam	
	Mokko:	Abassi	Jbanju	Eju	Affiam	Auwo	Ononuba	Ugod	Jboil	Jden	Wan	Eijenowo	Atteh	Kakomo
	Loango:	Sambiampungo	Jru	Tangoa	Gonda	Mond	Kogo	Kulu	Tu	Bakkara	Tjendo	Moanna	Tatta	Mama
	Camba:	Sambi.	Julo	Tango	Gonda	Monami	Koko	Kolo	Motu	Olummi	Ukossi	Wane	Tate	Mama
	Mandongo:	Sambi. Sambiampungo	Sambiampungo	Attaschi	Agonne	Mutte	Koko	Kulu	Motu	Najalaka	Oseetu	Ma-ana	Saminatta	Engoami
	Congo:	Sambiampungo	Sullu	Tangu	Gonde	Mundu	Kook	Malu	Outu	Jakkela	Kentu	Moane	Tatame	Goamee.

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Sclavenhandels in Guinea; und wie die Neger in die Sclaverey gerathen.

Es ist wol unstreitig, daß die Portugiesen die ersten Europäer waren, welche, lange vor der Entdeckung von America, Neger aus Guinea als Sclaven in ihre Colonien wegführten. Nachdem der neue Welttheil von den Spaniern entdeckt und zum Theil erobert worden, so hatten nicht nur sie diese Sclaven zu den Goldminen und zum Ackerbau in ihren neuen Besitzungen nöthig; sondern es konten auch die Colonien anderer Europäer in diesen Gegenden ohne Hülfe der Negersclaven nicht bestehen. Die Spanier versuchten anfänglich, Indianer zu den schweren Arbeiten zu brauchen, ohne welche ihnen die eroberten Länder nichts werth waren, und die Engländer auf Barbados probirten es mit Europäern; aber sowol diese als jene erlagen in kurzer Zeit unter dieser Last, und starben häufig dahin. Von den africanischen Negern wußte man, daß sie die tauglichsten zu harten Arbeiten in heis-

heissen Ländern wären (denn mit der Küste von Guinea waren die Portugiesen seit 1452. bekant.) Da selbige des heissesten Clima von Kindheit an gewohnt, und dabey größtentheils stark und wohlgewachsen sind; so erachtete man sie zu dem Gebrauch, wozu die Europäer sie nöthig hatten, vor allen andern für tüchtig und bequem. Dadurch wurde der Negerhandel veranlaßt, zu dessen Behuf mehrere Vestungen und Factoreyen von den Portugiesen, Franzosen, Engländern, Holländern und Dänen auf der Küste von Guinea nach und nach angelegt worden sind.

Die ersten Versuche der Europäer, Neger mit List und Gewalt von der Küste wegzunehmen, hatten schlimme Folgen; wodurch ihre Absicht auf immer hätte vereitelt werden können. Sie selbst sahen die Unmöglichkeit ein, auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, und suchten daher auf die Weise, wie jede andre Waare erhandelt wird, Menschen zu kaufen. Sie fanden mit ihrem Ansuchen gar bald Eingang bey den Negern, und da sie ihnen diejenigen Waaren anboten, womit ihnen vorzüglich gedient war, so führten diese ihren Schiffen oder Factoreyen Sclaven in Menge zu, die sie gegen dergleichen Waaren vertauschten.

Man würde an diesem Handel wenig auszusetzen haben, wenn die Neger nur ihre Kriegsgefangenen und todeswürdige Missethäter verkauft hätten; beider Schicksal wäre dadurch gemildert worden, und es wäre immer menschlicher gewesen, seinen Gefangenen zum Sclaven zu verkaufen, als ihn zu tödten. Aber da der Neger kein höheres Gesetz kennt, als seine wilden Neigungen; so wurde izt durch die Bezaube-

rung

rung der europäischen Waaren, sonderlich des Brantweins, fast jede menschliche und gesellschaftliche Pflicht unter den Negern aufgehoben, und jeder war nur darauf bedacht, Menschen in seine Gewalt zu bringen, um sie an die Europäer zu verhandeln. Ganze Nationen wurden von dieser Handlungssucht gleichsam angesteckt, und dieselbe wurde von da an zu einer Hauptveranlassung vielfältiger Kriege unter ihnen. Die Begierde, Menschen zu fangen, macht, daß eine Nation die andre auf die treuloseste Weise überfällt; daß niemand weder in seinem Hause noch auf der Strasse sicher ist; daß kein Nachbar dem andern, ja mancher seinen nächsten Blutsfreunden nicht trauen kan. Nunmehr wurde es gewöhnlich, daß jeder Stärkere auf die Menschenjagd ausging, und im Busche oder an den Strassen auf Menschen lauerte, wie der Jäger auf Wild. Und da die schwarzen Despoten bey diesem Handel einen Zuwachs ihrer Einkünfte fanden; so authorisirten sie den Menschenraub durch ihr eigenes Beyspiel. Das Elend dieser Völker, das vorhin schon durch ihre Unwissenheit, durch ihre Laster, durch die despotischen Regirungen, unter denen sie stehen, und durch öftere Kriege unter ihnen groß genug war, wurde durch dieses bisher unbekante Uebel unendlich vermehrt; aber die europäischen Handelsleute erreichten dabey ihren Zweck. Sie würden lange nicht genug Sclaven bekommen haben, wenn ihnen nur die in einem nothwendigen Kriege gefangenen, oder strafwürdige Verbrecher, oder insolvente Schuldner wären verkauft worden; daher schien ihr Nutzen zu erfordern, daß sie jene ungerechte Mittel, Menschen zu Sclaven zu machen, unterstützten: und

nun

nun wird dieser Menschenhandel seit mehr als zweyhundert Jahren von verschiedenen Nationen, am stärksten von den Engländern getrieben. Die Dänen, welche zur Förderung desselben die zwey Vestungen Christiansburg und Friedensburg auf der Goldküste angelegt haben, brauchen dazu jährlich wenigstens vier Schiffe, welche von Copenhagen nach dieser Küste geschickt werden, und von da Sclaven nach den dänischen Inseln in Westindien führen.

Aus den Nachrichten, welche mir viele Neger in Westindien von ihrem Schicksal gegeben haben, sahe ich, daß die meisten in einem offenbaren Kriege, oder in einem hinterlistigen Ueberfall gefangen, wenige Schulden wegen verkauft, und die wenigsten auf der Strasse geraubt worden waren. Unter den vielen und sehr verschiedenen Umständen, unter welchen die Neger in die Sclaverey versetzt worden, will ich nur einige wenige, die mir vor andern merkwürdig scheinen, hier anführen.

Der Mohr der Nation der Fula, dessen ich vorhin Meldung gethan habe, wurde zur Zeit des Friedens in einem nächtlichen Ueberfall der Sorua gefangen. Seine stracken Haare, daran man gleich erkennen konte, daß er kein Neger war, machten ihn bey den Europäern unwerth; ein dänischer Capitän brachte ihn endlich nach St. Croix, wo er doch einen Käufer fand.

Ein Mändinganeger hatte seinen Sclavenstand einer Geldschuld seines Großvaters zuzuschreiben. Zur Versicherung derselben wurde er dem Gläubiger als ein Unterpfand übergeben, und sogleich verkauft, als die Bezahlung nach Ablauf des bestimmten

ten Zeitraums nicht erfolgte. Vergebens suchte der betrübte Großvater wenige Stunden nachher durch die Bezahlung seiner Schuld die Freyheit seines Enkels zu erkaufen; auch stürzte sich dieser vergeblich über Bord in die See, um durch Schwimmen der Knechtschaft zu entkommen: er wurde wieder eingeholt, und durch Ketten und Bande an ähnlichen Versuchen verhindert. So wurden einem andern Neger seine zwey Töchter in seiner Abwesenheit von einem Blanken an Bezahlung einer Geldschuld genommen, und ungeachtet der Vater hernach bezahlen wolte, nicht wieder frey gegeben.

Zwey Kanganeger mußten die Untreue, welche ihre Schwester an ihrem Manne begangen hatte, mit dem Verlust ihrer Freyheit büssen. Sie hatte denselben verlassen, und einen andern mit dem Bedinge genommen, daß er jenen für die Unkosten befriedigen solte, die er ihrentwegen gehabt hatte. Als dieses nicht so bald erfolgte; so suchte der beleidigte Mann mit einigen Gehülfen sich seiner untreuen Frau mit Gewalt zu bemächtigen: weil sie sich aber vorher in Sicherheit gesetzt hatte; so mußten ihre zwey Brüder das Schicksal erfahren, das ihr zugedacht war.

Ein Amina, ein reicher und vornehmer Mann, und naher Anverwandter eines Unterkönigs, ließ sich durch die Spielsucht verleiten, seine drey Bedienten aufs Spiel zu setzen, nachdem er schon alle sein Geld verloren hatte; und auch diese verspielte er. Einer derselben, sein Waffenträger, glaubte nicht verbunden zu seyn, ein Opfer des Unsinns seines Herrn zu werden, und erhielt seine Freyheit durch die Flucht. Zum Ersatz dieses verspielten Bedienten wurde der

leicht=

leichtsinnige Herr selbst ergriffen, und an die Blanken verkauft. So wurde dieser Mann, der zum Beweise seines vornehmen Standes goldene Spangen an den Armen und Beinen trug, aus einem angesehenen Herrn ein leibeigener Knecht.

Ein reicher aminaischer Sclavenhändler kam auf folgende Weise selbst in die Knechtschaft, in welche er viele andere verkauft hatte. Seine Eltern hatten ihm nach guineischer Gewohnheit ein Kind zur Braut bestimmt; er aber, ohne das reife Alter derselben abzuwarten, heirathete indeß eine andre. Er war im Begrif, auch die Verbindung mit jener zu vollziehen, und bereits mit acht Knechten und Mägden, welche Gold, Elfenbein, Flinten, und andre Geschenke für seine Braut und ihre Freunde trugen, unterwegs, sie abzuholen, als er, einige Waaren umzusetzen, in ein europäisches Fort ging, und daselbst, zu seinem Erstaunen, mit allen seinen Leuten in Verhaft genommen wurde. Es war dieses eine Folge der Abrede, welche die erbitterten Verwandten einer dritten Person, welcher er ebenfalls die Ehe versprochen, mit den Blanken genommen hatten. Kein Lösegeld, welches seine reiche Familie für ihn anbot, konte ihm seine Freyheit wieder verschaffen; er wurde mit allen seinen Sclaven zum Leibeigenen verkauft, und sein Schicksal unterschied sich von dem ihrigen nur darinn, daß er seine Kleider behielte, auf dem Schiffe von Fesseln frey, mit den Blanken speiste, und in Westindien nicht auf öffentlicher Auction, sondern unter der Hand an einen guten Herrn verkauft wurde. Auch in seinem Sclavenstande in St. Thomas ehrten ihn die Leibeigenen seines Vaters; er hingegen bemüh-

mühte sich, ihnen das Schwere ihres Standes nach Möglichkeit zu erleichtern. Er hatte nicht nur gelernt, sich in den grossen Wechsel seines äusseren Zustandes zu schicken; sondern erkante auch denselben mit dankbarem Herzen für eine göttliche Leitung, die ihm zur Gelegenheit gedient, das Evangelium von JEsu Christo zu hören, und durch den Glauben an Ihn in die Freyheit der Kinder GOttes versetzt zu werden.

Ein Sohn eines reichen Negers von der Nation der **Okwoi** war von seinem Vater um seiner unbändigen Spielsucht willen verkauft worden, nachdem dieser mehrmals die Spielschulden seines Sohnes bezahlt hatte, und keine Besserung bey demselben erfolgte.

Ein Neger aus der **Tembunation** war in Handlungsgeschäften in Gesellschaft eines andern Kaufmanns in das Land der **Pari** gereiset. Daselbst machte ein boshafter Mann einen Anschlag auf die Freyheit dieser zwey Personen, und um einen Vorwand zu bekommen, sie derselben zu berauben, stellte er seine Frau an, daß sie sich von ihnen etwas zu essen ausbitten mußte. Ihre Willfährigkeit legte er als einen Beweis eines unerlaubten Umgangs mit seiner Frau aus, bemächtigte sich ihrer, und verkaufte sie ohne weitere Umstände.

Ein **Karabarineger** fand die Ursache seines Sclavenstandes in seiner Zanksucht und den beständigen Schlägereyen, die er mit seinen Cameraden gehabt. Um sich einer so beschwerlichen Gesellschaft zu entledigen, hatten sich dieselben einmal im Busche gegen ihn vereiniget, ihn gebunden, und einem Zauberer zum Geschenke übergeben, der ihnen dafür Regen

verschaffen solte. Von diesem war er an andre und endlich an die Blanken verkauft worden.

Eine Negerin von eben dieser Nation hatte sich durch die muthwillige Verlassung ihres Mannes die Leibeigenschaft zugezogen. Der Bruder derselben bemächtigte sich ihrer, und verkaufte sie zur Strafe.

Ein Iboneger wurde von einem, der an seine Nation eine Schuldforderung hatte, zumSclaven verkauft.

Daß es unter den Schwarzen wirklich solche unnatürliche Mütter gibt, die ihre eigenen Kinder verkaufen, davon wurde ich durch die Erzehlung eines Mandongonegers versichert. Sein leiblicher Bruder war schon von seiner Mutter verkauft worden, und ihm stand ein ähnliches Schicksal bevor. Diesem zu entgehen, begab er sich zu einer andern Familie, durch deren Untreue er aber seine Freyheit, die er bey ihr zu erhalten hofte, dennoch verlor.

Ein anderer Neger kam mit seinem Sohne, auf die Nachricht, daß ein Schif angekommen sey, aus Neubegierde etliche Tagereisen weit nach der See, und ging mit ihm an Bord des Schiffes. Der Anblick der Waaren reizte ihn, etwas davon zu kaufen, und weil er sich darauf nicht eingerichtet hatte, mußte er bis zur Bezahlung seinen Sohn zum Pfande auf dem Schiffe lassen. Als er unterwegs war, seine Schuld abzutragen, wurde er von Menschenjägern gefangen, und auf ein anderes Schif verkauft; und so kamen beide um ihre Freyheit.

Unter allen Negern, mit denen ich bekant worden, habe ich keinen angetroffen, der mir erzehlet, daß ihm für ein todeswürdiges Verbrechen die mildere Strafe

der

der Knechtschaft wäre zuerkant worden. Es scheinet also dieser Fall, welcher den Sclavenhandel am meisten rechtfertigte, am seltensten vorzukommen.

Aus etlichen wenigen Beyspielen kan kein allgemeiner Schluß gemacht werden, daß es bey den Schwarzen was gewöhnliches sey, ihre Kinder oder gar sich selbst zu verkaufen. Von letzterm Falle habe ich kein einiges Beyspiel angetroffen, weder von solchen, die sich um Brandwein, noch die sich aus Hungersnoth an die Blanken verkauft hätten. Hingegen ist es in Guinea nicht ungewöhnlich, daß sich Geringere bey Vornehmern in Dienste begeben, oder ihre Sclaven werden, um ihren Unterhalt zu haben. Es untersteht sich auch nicht leicht einer von den schwarzen Despoten, seine Unterthanen öffentlich als eine Waare zu verhandeln; mit seinen Gefangenen aber, sie mögen im Kriege ihm in die Hände gekommen, oder im Frieden geraubt worden seyn, und mit seinen Sclaven und ihren Kindern macht er, was er will. Wenn sie die einem europäischen Sclavenhändler versprochene Anzahl Sclaven nicht zusammenbringen können; so ist es eben nichts unerhörtes, daß sie das Fehlende aus der grossen Anzahl ihrer Weiber ergänzen, die sie nicht viel anders als ihre Sclaven ansehen.

Aus den bisher angeführten Beyspielen, wie freye Neger in den Stand leibeigener Knechte gekommen sind, ist abzunehmen, daß die westindischen Sclaven eine sehr gemischte Gesellschaft von reichen und armen, vornehmen und geringen Leuten sind, an denen man den Wechsel des äussern Zustandes der Menschen in dem merklichsten Grade erblickt. Der Sclavenstand

hat an ihnen gewissermassen gethan, was der Tod bey allen Menschen thut; er hat jeden äussern Unterschied unter ihnen aufgehoben. Die Kinder der Fürsten, der Edlen, der Kaufleute, des Pöbels, sind in die vollkommenste Gleichheit gesetzt, und nur darinn verschieden, daß einem jeden sein gegenwärtiger Zustand mehr oder weniger schwer und bitter vorkommen muß, je nachdem er in dem vorigen mehr oder weniger Vorzüge gehabt hat.

Zweyter Abschnitt.

Schicksal der Sclaven beym Transport und Verkauf in Westindien.

Da die Sclaven blos in der Absicht gekauft werden, daß sie die schweren Arbeiten in den westindischen Besitzungen der Europäer verrichten sollen; so wird dabey vorzüglich auf ihre Stärke, Alter und die gesunde Beschaffenheit ihres Körpers gesehen. Vorsicht ist dabey desto nöthiger, je besser sich die Schwarzen darauf verstehen, ihren Sclaven, die sie an die europäischen Factoreyen zum Verkauf bringen, ein betrügliches Ansehen zu geben, indem sie selbige bescheeren, waschen, und durchaus mit Palmöl reiben. Man läßt sie daher Proben ihrer Gesundheit und Stärke ablegen, und ihr Alter wird aus der Beschaffenheit ihrer Zähne wahrscheinlich geschlossen. Ueberhaupt werden sie vor dem Kauf, wie jede andre Waare, genau besichtiget.

Es hat nicht nur die Verschiedenheit ihrer körperlichen Beschaffenheit einen Einfluß auf ihren Werth; sondern er wird auch durch andre zufällige Umstände erhöht oder erniedrigt. Jenes erfolgt, wenn viele Käufer zu Markte kommen, oder viele europäische Schiffe des Sclavenhandels wegen auf der Küste sind; dieses pflegt nach grossen Kriegen zu geschehen, wenn die sieghaften schwarzen Fürsten durch die Menge

ihrer Kriegsgefangenen genöthigt werden, sich ihrer zu entledigen; und so ist es schon geschehen, daß ein tüchtiger Sclave gegen ein Fäßchen Brandwein eingetauscht worden ist.

Die vornehmen Schwarzen in Guinea bekommen ihre Sclaven für einen sehr niedrigen Preis. Nach der Aussage eines Mandongonegers, läßt sich der Unterkönig seiner Nation, der der größte Kaufmann im Lande ist, für etliche Ellen grobes Tuch einen Sclaven, und für ein Stück Leinwand drey bezahlen. Ein starker Neger könt im Lande der Amina, wie mich einer von dieser Nation versichert hat, ohngefehr, nach westindischem Gelde zu rechnen, auf zwanzig Stück von Achten, welcher Werth in Goldstücken oder Körnern, oder auch in Muscheln bezahlt wird. Zehen Flinten, oder ein Ballen Leinwand, oder was noch geringeres macht anderwerts im Lande den Werth eines Sclaven aus.

Ehe die guineischen Nationen die Bedürfnisse der Europäer, und das Verhältniß ihrer Waaren gegen diejenigen kanten, die sie dafür eintauschten; konten die europäischen Kaufleute für Glascorallen, Messer, Schellen und andre Kleinigkeiten, sowol Sclaven, als Gold und Elfenbein erhandeln, so wie die Spanier in Westindien für zerbrochene Glasstücke u. d. g. ganze Schnüre von Perlen und Goldstücke erhielten. Izt ist diese Zeit der Unwissenheit in beiden Welttheilen, so weit die europäische Handlung reicht, größtentheils vorbey, und die Schwarzen in Guinea wissen gut, daß die Europäer der Negersclaven in ihren westindischen Besitzungen nicht entbehren können, und haben deßwegen ihren Werth sehr erhöht. Die Waa-

ren, die sie dagegen eintauschen, bestehen in ostindischen Zeugen, Leinwand, Tuch, Schießgewehr und was dazu gehört; Eisen, Kupfer, Gold, Silber, zinnernem Geschirr, kleinen Glocken, Messern, Glascorallen, Spiegeln, Sonnenschirmen, Ohrgehängen, Tabakspfeifen, Muschelgeld, und vorzüglich in Brandwein. In Kriegszeiten verlangen sie sonderlich Flinten, Pulver, Bley und Brandwein; ein andermal lauter leinene und baumwollene Waaren, nach dem Wechsel ihrer Bedürfnisse.

Der gewöhnliche Preis eines tauglichen Sclaven war auf dem dänischen Fort Christiansburg in Guinea im Jahr 1749, nach dem Bericht des Herrn Römers, sechs Unzen Gold, oder sechs und neunzig Thaler. Dafür wurden in Waaren gegeben, zwey Flinten, vierzig Pfund Pulver, ein Anker Brandwein; Cattun, Callavap und Salamporis, von jedem ein Stück; zwey dergleichen von Gingang, zwey Stangen Eisen und eine von Kupfer, vier Stück Platillas, ein Kabes Corallen, ein zinnerner Spühlnapf und zwanzig Pfund Muschelgeld oder Boßies. Für jeden dem Sclaven fehlenden Zahn wurden am Werth vier Thaler abgezogen.

Sobald die Sclaven gekauft sind, werden sie gefesselt, und mit der größten Sorgfalt in den Vestungen verwahrt, bis sie auf die Schiffe verkauft werden können. Manche Europäer pflegen dieselben gleich nach dem Ankauf zu zeichnen. Es geschieht dieses, vermittelst eines heißgemachten Stempels, auf dem Arm oder der Brust, nachdem die Stelle mit Fett gerieben, und ein mit Oel getränktes Papier darüber gelegt worden.

Die Schiffe, welche des Sclavenhandels wegen nach Guinea kommen, müssen sich oft drey bis vier Monate und länger da aufhalten, bis sie die bestimmte Anzahl Sclaven erhandelt haben. Kan dieses bey den europäischen Factoreyen nicht geschehen, so fahren sie an andre Orte der Küste, wo sie gemeiniglich wohlfeilern Kauf haben. Der Preis, nach welchem ein tüchtiger Neger von den Factoren an die Capitaine der Schiffe verkauft wird, ist nach Herrn Römers Bericht gewöhnlich acht Unzen Gold, und steigt bisweilen bis auf zehn. Weiber und Kinder werden verhältnißmäßig wohlfeiler verkauft.

Daß bey diesem Handel der Mann von seiner Frau, und Eltern von ihren Kindern getrennt werden, ist gewöhnlich. Kein Capitain kauft gern eine Mutter mit einem kleinen Kinde, weil sie auf dem Schiffe mehr Raum haben muß, als ohne dasselbe. Daher verkaufen die Factoren erst die Mutter allein, und wenn sie dann ans Schif gebracht wird, bringt sie ihren Säugling auf dem Rücken mit.

Wenn die Sclaven an Bord des Schiffes gebracht sind, so wird ihnen nicht die geringste Bedeckung am Leibe, und überhaupt nichts gelassen, womit sie sich oder andern Schaden thun, oder etwas zu ihrer Befreyung unternehmen könten.

Man müßte sich die Neger ganz gefühllos vorstellen, wenn man denken könte, daß sie ohne den tiefsten Schmerz von ihrem Vaterlande, von ihren Göttern, von ihrem Eigenthume; ein Gatte vom andern, Eltern von ihren Kindern, Kinder von den Eltern, ein Bruder vom andern, ungewiß wohin und zu welcher Art des Lebens oder des Todes, von Fremden,

deren

deren Sprache sie nicht verstehen, über die See weggeführt werden. Die Furcht wegen ihres künftigen Schicksals quälet sie unfehlbar noch mehr, als die Empfindung ihrer gegenwärtigen Noth. Wenn auch die wenigsten unter ihnen Menschenfresser sind; so wissen sie doch durchgängig, daß es dergleichen in ihrem Welttheile gibt. Es ist daher eine ihrer gewöhnlichsten und schrecklichsten Vorstellungen, daß sie sich als Schlachtvieh ansehen, welches in eine andre Weltgegend geführt wird, um daselbst grausamen Menschen zur Nahrung zu dienen. Ich habe es aus dem Munde eines Negers, daß ihn dieser Gedanke auf dem Schiffe beynahe getödtet habe. Man nehme alles dieses zusammen, und schliesse, wie kurz der Uebergang von diesen Empfindungen zur Verzweiflung sey.

Um ihrem künftigen schweren Schicksale zu entgehen, und dem gegenwärtigen Elende ein Ende zu machen, lassen sich viele zum Selbstmord verleiten; sie stürzen sich in die See oder hungern sich zu Tode. Die Schifscapitaine geben sich alle Mühe, die finstern Vorstellungen der Neger durch angenehmere, wenigstens erträglichere, auszulöschen, und den armen Leuten begreiflich zu machen, daß sie einem guten Lande zugeführt würden, welches sie bauen solten. Und um in ihren gegenwärtigen Zustand einige Anmuth hineinzubringen, und zugleich für die Erhaltung ihrer Gesundheit zu sorgen, lassen sie ihnen von Zeit zu Zeit die Fesseln abnehmen, daß sie sich mit Tanzen auf dem Verdeck des Schifs in verschiedenen Abtheilungen belustigen können. In diesen kurzen Zwischenzeiten überlassen sie sich einer ausschweifenden Freude,

und vertreiben sich damit auf eine kurze Zeit die Bitterkeit ihres Zustandes, die sie aber sogleich wieder schmecken, als es vorbey ist. Aufs neue gefesselt müssen sie sich wieder in ihr finsteres und enges Gefängniß verschliessen lassen.

Die beyden Geschlechter sind so getrennt, daß die Weibsleute ohne Fesseln im Hintertheil des Schiffes wohnen, aber mit den Mannsleuten, die im Vordertheil in Ketten und Banden dicht beysammen eingesperrt sind, keinen Umgang haben, noch mit ihnen reden können. Es sind immer einige Canonen gegen die Oefnung gerichtet, durch welche letztere aufs Verdeck gelangen können; und die Blanken haben beständig einen Vorrath von Waffen bey der Hand, um jeder gefährlichen Unternehmung ihrer Gefangenen zu widerstehen. Man siehet leicht ein, daß alle diese Vorsicht nicht unnöthig ist.

Um mit ihnen reden zu können, werden einige derselben gleich anfänglich in der Sprache ihrer Herren unterrichtet; und da sie gemeiniglich ein gutes Gedächtniß haben, so lernen sie in kurzer Zeit soviel, daß sie als Dollmetscher und Aufseher der übrigen gebraucht werden können. Um sie zur Treue zu ermuntern, läßt man sie einige Vorzüge geniessen; sie sind von Fesseln frey, und speisen mit den Matrosen. Die übrigen essen alle zugleich auf dem Verdeck. Mayz, Bohnen und Erbsen sind ihre gewöhnliche Kost, und wöchentlich einmal wird jedem ein Stückchen Salzfleisch oder Speck, und eine Pfeife mit Tabak, auch bisweilen ein Schluck Brandwein gegeben. Von wohldenkenden Capitains wird diese Kost mit Reis und Grütze abgewechselt. Ohne Mes-

ser

ser und Löffel wissen sie alles mit der Hand in den Mund zu bringen.

Wenn man den ganzen äussern und innern Zustand der Neger auf dem Schiffe bedenkt, ihren Gemüthskummer, ihre enge Wohnung, in welche das Licht und die frische Luft nur durch eine Oefnung von oben einen sparsamen Zugang hat, und davon sich die dikken faulen Dünste über das ganze Schif ausbreiten, ihre harte Kost und den völligen Mangel jeder Bequemlichkeit; so ist es kein Wunder, daß sie in dieser Situation häufig wegsterben. Zu den gewöhnlichen Ursachen tödtlicher Krankheiten unter ihnen könt bisweilen noch zufälliger Weise der Mangel an Lebensmitteln, sonderlich an süssem Wasser, welcher, wenn eine solche Reise durch die in dortigen Meeren gewöhnlichen Windstillen über Erwarten verlängert wird, entstehen kan. Der Capitain findet sich alsdann in der kläglichen Nothwendigkeit, einen Theil seiner Sclaven selbst aufzuopfern, um die übrigen mit dem wenigen Vorrath erhalten zu können.

Wenn ein Sclavenschif in sechs Wochen von Guinea nach Westindien fähret; so wird es für eine geschwinde Reise gehalten. Gemeiniglich legen diese Schiffe bey der portugiesischen Insel St. Thomas an, theils um sich mit frischen Lebensmitteln, sonderlich mit süssem Wasser, zu versehen, welches auf dieser Insel vorzüglich gut ist; theils um den Kranken, daran es nie fehlet, eine gesundere Luft zu verschaffen. Es ist angemerkt worden, daß diejenigen Europäer, die in der ungesunden Jahreszeit an dieser Insel gelandet, und nur eine Nacht auf dem Lande zugebracht haben, fast durchgehends diese Unvorsichtigkeit mit dem

Verlust ihres Lebens haben büssen müssen; da hingegen diejenigen sich erhalten, welche sich nur des Tags über der Landluft bedienten, die Nacht aber im Schiffe zubrachten.

So werden jährlich über hunderttausend Neger von der Küste Guinea nach Westindien und America versetzt. In einer öffentlichen Anzeige wurde im Jahr 1769. die Anzahl der Sclaven angegeben, welche im Jahr 1768. durch die verschiedenen handelnden europäischen Nationen in Africa gekauft worden. Von großbrittannischen Schiffen waren drey und funfzigtausend und einhundert, und von den Colonien in America sechstausend und dreyhundert erhandelt worden; von französischen Schiffen drey und zwanzigtausend; von holländischen elftausend und dreyhundert; von portugiesischen achttausend und siebenhundert, und von dänischen eintausend und zweyhundert; welches zusammen die Summa von einhundert und viertausend und einhundert ausmacht. So groß auch diese Anzahl ist, so läßt sich doch aus der Grösse der Länder, aus welchen die Neger abgeholt werden, und aus der Menge und starken Vermehrung ihrer Einwohner begreifen, daß ohne merkliche Abnahme derselben jährlich eine solche Anzahl abgegeben werden kan. Eher hat man Ursache, sich darüber zu verwundern, daß die europäischen Colonien einen so zahlreichen jährlichen Zuwachs an Negern nöthig haben, und daß die vielen hunderttausend Neger, welche in den Diensten der Blanken sind, ihren Abgang nicht aus sich selbst ersetzen können. Der Grund hievon ist zwar einestheils in dem immer mehreren Anbau des Landes auf den westindischen Inseln, wie auch auf dem vesten

Lande

Lande von America, zu suchen; anderntheils aber läßt sich, wie mich dünkt, mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß wenn die Ehen der Sclaven in einen vernünftigen und ordentlichen Gang eingeleitet, auch mehr begünstiget, und die Rechte der Menschheit dabey mehr respectirt würden, alsdann ein solcher jährlicher Zuwachs von Negern aus Africa nicht so nöthig seyn, und die Eigenthümer grosse Summen ersparen würden. Diejenige vernünftige Schonung der Sclaven, welche ich hiezu für erforderlich erachte, und die in nichts besteht, als in der Unterlassung einer unnöthigen und für den Eigenthümer unfruchtbaren Härte der Behandlung, würde zuverläßig durch andere Vortheile reichlich ersetzt werden.

Ich redete vorhin im Vorbeygehen von den Versuchen, welche die Neger noch auf den Schiffen machen, ihrem künftigen Schicksal zu entgehen. Es sind dieselben gemeiniglich eben so unsinnig als vergeblich. Kan man aber von der Verzweiflung, daraus sie entstehen, etwas besseres erwarten? Wenn sie sich in die See stürzen, so werden sie ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen ungeachtet, mit dem Boote wieder eingeholt; und wenn sie durch Tauchen demselben entgehen, so fallen sie einem Hayfisch in den Rachen, oder kommen sonst in der See ums Leben. Wenn andere sich vorsetzlich zu Tode hungern, um nicht eines gewaltsamen Todes zu sterben, oder um der bevorstehenden Knechtschaft zu entkommen, oder auch nur, um ihrem Gram und Elend ein Ende zu machen; so ist dieses Mittel ärger, als das Uebel, dem dadurch abgeholfen werden soll. Beide Mittel sind indeß für die Capitaine Verlust; und wenn ihre Vorsicht dem erstern

noch

noch einigermassen zuvorkommen kan, so ist die Verhütung des leztern viel schwerer. Ein Capitain brachte seine zum Erhungern entschlossene Neger dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen dieser Verzweifelten in kleine Stückchen zerschneiden ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohete, wenn sie sich nicht augenblicklich zum Essen und zum Leben bequemten. Dieses schien ihnen noch weit ärger, als das ärgste, das sie sich bisher vorgestellt hatten, und sie ergaben sich in ihr Schicksal.

Die gefährlichsten Versuche der Neger sind diejenigen, welche in überlegten und abgeredeten Empörungen bestehen; dabey sie sich vornehmen, alle Blanken, die auf dem Schiffe sind, aus dem Wege zu räumen. Es sind aus der Geschichte der Reisen sehr merkwürdige Beyspiele davon bekant; und mir haben die Neger wenigstens von sieben verschiedenen Conspirationen erzehlt, die auf den Schiffen vorkamen, auf welchen sie nach Westindien gebracht wurden. Aber nur sehr selten können sie ihr Vorhaben ausführen. Unter sich selbst darüber eins zu werden, sich bey dem Mangel aller Werkzeuge ihrer Ketten zu entledigen, sich des Gewehrs der Blanken zu bemächtigen, und ihre Wachsamkeit zu berücken, sind fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Aber was dünkt dem Verzweifelten schwer? sein Muth wächst mit den Schwierigkeiten so, wie die vernünftige Ueberlegung abnimmt. Der Ausgang ist gemeiniglich für sie sehr tragisch. Entweder fallen ihrer viele vor den Waffen der Blanken; oder, wenn ihr sträfliches Vorhaben eher entdeckt wird, als sie den Anfang zur Ausführung machen können, so büssen sie ihren Frevel

vel mit entsezlichen Strafen. Für die Capitains sind dergleichen Vorfälle immer nachtheilig, sie mögen ihre Neger, die sie für baares Geld oder dessen Werth gekauft haben, in der Empörung selbst, oder durch die Bestrafung derselben verlieren.

Auser den angeführten gewöhnlichen Ursachen der Empörungen der Neger, gibt es bisweilen auch zufällige. Wenn z. B. die Herreise zu lange währt, (wie es denn schon geschehen ist, daß ein solches Schif vier Monate damit zubrachte) oder wenn die Neger zu hart und ungerecht behandelt werden, oder wenn ihnen zu viel Freyheit gelassen wird, oder die Anzahl der Blanken auf dem Schiffe zu gering ist, und dergleichen. Zu viel Zutrauen zu den Negern kan dem Capitain eben so schädlich werden, als übertriebene Härte. Ich will zur Erläuterung nur eine Begebenheit erzehlen, die sich auf die Aussage von vier Negern gründet, welche in einem Schiffe zugleich aus Guinea nach Westindien gebracht worden. Der Capitain hatte zu einem einäugigen Neger, den er zugleich mit seiner Frau gekauft, ein grosses Vertrauen, ließ ihn daher ohne Fesseln frey im Schiffe herum gehen, und hatte ihm die Versicherung gegeben, daß ihm seine Frau gelassen werden solte. Gegen dieses Versprechen nahm sie ihm der Steuermann. Diesen Frevel zu bestrafen, faßte der beleidigte Neger den Vorsatz, alle Blanken auf dem Schiffe ums Leben zu bringen. Bey finsterer Nacht machte er die stärksten der Neger von ihren Ketten los, brach mit ihnen in die Pulverkammer, wo sie zwar Gewehr und Pulver, aber zum Glück der Blanken keine Kugeln fanden. Der blinde Schuß, den der einäugige Neger auf einen

schla-

schlafenden Matrosen that, weckte die übrigen Blanken auf, welche sogleich mit scharfer Ladung viele Neger tödteten oder verwundeten, und so den Aufstand dämpften. Bey der Untersuchung gab sich der entschlossene Einäugige geradezu als den Urheber des mörderischen Unternehmens an, und wußte ihm durch die beygefügte Ursache einigen Schein des Rechts zu geben. Der Capitain muthete darauf der Frau dieses Schuldigen zu, die verdiente Todesstrafe mit dem Schwert an ihm zu vollziehen, dessen sie sich aber standhaft weigerte, und sich lieber zu jeder Todesart entschloß, als daß sie ihren eignen Mann umbringen solte. Er wurde, nachdem ihm Arme und Beine zerschlagen worden, in die See gestürzt; sie aber hatte den Trost nicht, ihm im Tode Gesellschaft zu leisten. Der Capitain selbst grämte sich über den Verlust von vierzig bis funfzig Sclaven, die ihn dieser Tumult gekostet hatte, in drey Tagen zu Tode.

Je näher das Sclavenschif den westindischen Inseln kömt, desto gelinder und gütiger werden die Neger gehalten, theils um das Furchtbare in den Vorstellungen ihres nun bald zu entscheidenden Schicksals noch mehr zu vermindern, theils durch bessere und reichlichere Nahrungsmittel ihnen ein besseres Ansehen zu geben, und sie den Käufern annehmlich zu machen. Ehe man sie ans Land setzt, werden sie beschoren, mit Palmöl über den ganzen Leib gerieben, und jedem wird zu einiger Bedeckung ein Schurz von grobem Tuch oder Leinwand gegeben. Ich habe einigemal dem Verfahren mit den eben angekommenen Bussalen (so nennt man auf den dänischen Inseln alle Negersclaven, die in Guinea geboren und gekauft sind)

sind) in St. Croix zugesehen, und ihrer Versteigerung beygewohnt. In einem geräumlichen Hofe eingeschlossen, lagen sie truppweise, vermuthlich nach ihren Landsmannschaften, beysammen. Größtentheils hatte ein Strahl von Hoffnung die finstern Gesichter der zum Verkauf aufgestellten Neger erheitert. Die Freude, von ihren auf der Insel befindlichen Landsleuten besucht zu werden, hatte unstreitig grossen Antheil daran. Durch die Unterredung mit denselben, welche sehr lebhaft war, bekamen sie ohne Zweifel eine bessere Vorstellung von ihrem künftigen Schicksal, und der Augenschein lehrte sie, daß man ein Sclave seyn könne, ohne zugleich höchst unglücklich und trostlos zu seyn. Eine neue Pfeife mit Tabak, die jedem erwachsenen Neger gereicht, und der verzuckerte Reiß, der ihnen zur Speise in grossen hölzernen Gefässen aufgetragen wurde, mag auch etwas dazu beygetragen haben. Sie lagerten sich in kleinen Haufen um diese Gefässe herum, und bedienten sich der flachen Hand statt des Löffels. Eine Menge Blanke waren zur Schau da, um diejenigen auszusuchen, die sie zu kaufen gedachten. Mir gaben verschiedene mit freundlichen Mienen und Winken zu verstehen, daß sie wünschten, von mir gekauft zu werden. Ehe der Verkauf erfolgt, haben sie eine genaue Untersuchung der Beschaffenheit ihres Körpers auszustehen, welche bisweilen von einem Wundarzt geschiehet. Ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder andern Waare nicht verschieden. Dem Meistbietenden werden sie zugeschlagen. Wenn erst die Starken und Gesunden verkauft sind, so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Da diese

armen Menschen doch nicht recht wissen, was alles das, so ihretwegen bey der Versteigerung vorgeht, zu bedeuten hat; so stehen sie dabey gemeiniglich grosse Bangigkeit aus, und erwarten den Ausgang mit Zittern und Beben. Die Höhe des Preises steigt oder fällt aus verschiedenen zufälligen Ursachen. Damals wurden die stärksten und größten Neger für zweyhundert und dreyßig bis zweyhundert und siebenzig Stücke von Achten verkauft, welches man für einen niedrigen Preis ansahe, weil er sonst auf dreyhundert Stücke stieg. Für eine Mutter mit drey bis vier Kindern werden oft bis fünfhundert Stücke bezahlt. Uebrigens ist bey dem weiblichen Geschlecht die Jugend und die gute Bildung eine Ursache des höhern Preises derselben.

Gemeiniglich bekömt der gekaufte Neger von seinem Herrn einen neuen Namen, und auf den grössern Inseln auch sein Zeichen auf die Haut gebrant. Nun ist er ein Eigenthum seines Herrn, nach dessen Befehl er alle Kräfte seines Körpers anzuwenden verbunden ist. Das lernen die Bussalen bald verstehen, und bequemen sich meistentheils ohne Widerstand zur Unterthänigkeit und Gehorsam; indem sie bey aller ihrer Tummheit und Wildheit einsehen, daß in den Umständen, darinnen sie sind, nichts anders zu thun ist, als sich unter das Joch, gern oder ungern, zu beugen. Man muß sich unter einem Bussalen gemeiniglich einen Menschen vorstellen, dessen Verstand ganz und gar nicht bearbeitet ist, und dem es auch an körperlicher Geschicklichkeit fehlt; weil er zu Hause in Unwissenheit und Unthätigkeit aufgewachsen ist. Er muß also wie ein Kind unterrichtet, und zur Arbeit nach und nach

einge-

eingeleitet werden. Ein verständiger Herr übergibt ihn daher gleich nach dem Kauf einem Paare seiner alten Neger, deren ordentliches Betragen sein Zutrauen gewonnen hat. Diese nehmen sich seiner, wie Eltern ihres Kindes an, leiten ihn in die Arbeit ein, helfen ihm das Stückchen Land bearbeiten und bepflanzen, von welchem er künftig seinen Unterhalt haben soll, und versorgen ihn so lange mit der nöthigen Nahrung, bis er sie aus seiner eigenen Plantage haben kan. Er ehrt sie dagegen als seine Eltern, nennt sie auch so, und hilft ihnen inzwischen auch auf ihrer kleinen Plantage. Zugleich lernt er die creolische Sprache, und bis dahin wird ihm manches Versehen zu gut gehalten. Von dieser gewöhnlichen Biegsamkeit der Buffalen gibt es Ausnahmen bey einigen, deren eingewurzelte Faulheit, oder wilder Eigensinn, oder auch Geburtsstolz, weder durch sanfte Behandlung noch durch harte Züchtigungen überwunden werden kan. Aus dem letztern Grunde haben sich manche Buffalen, die von einem edeln Geschlechte waren, lieber zu Tode gehungert, als zu einer knechtischen Arbeit bequemt. Es sind mir einige solche Beyspiele erzehlt worden, die auf den dänischen Inseln vorgekommen sind. „Ich bin ein Fürst, (sagte ein Neger zu seinem Herrn, der ihm eine Arbeit zumuthete;) izt bin ich zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich mich entschliessen, dir zu dienen: eher soll ein freywilliger Tod meinem Leben ein Ende machen.„ Dieses erfolgte, indem er sich aller Nahrungsmittel enthielt, und durch nichts in der Welt von seiner Entschliessung abgebracht werden konte. Auch bey Negerinnen findet sich zuweilen eine ähnliche Entschlossenheit. Voll

von dem Gedanken ihrer ehemaligen Grösse, lehnte eine Bussalin die Zumuthung ihrer Meisterin zur Arbeit ab: „Ich war weit grösser in Guinea, sagte sie, als du bist; ich hatte viel mehr Sclaven in meinen Diensten, als du hast; und izt solte ich deine Sclavin seyn? eher soll mich der Hunger tödten.„ Diesen Vorsatz befolgte sie, ganz gleichgültig gegen Schärfe und Gelindigkeit, und starb eines langsamen Todes. Indessen sind dergleichen Beyspiele nur selten.

Dritter Abschnitt.

Aeusserer Zustand und Einrichtung der Neger in Westindien.

Eine nähere Nachricht von dem Zustande der Neger in Westindien gehört wesentlich zur Absicht dieses Buchs. Ich fange mit der Beschreibung ihrer Wohnungen an. Die Neger suchen bey denselben weder Schönheit noch vorzügliche Bequemlichkeit; sondern nur, ihrer Bedürfniß auf die einfacheste Weise zu statten zu kommen. Vier in die Erde bevestigte Pfähle, die oben wie Gabeln gebildet sind, und im Viereck stehen, welche durch eben so viele horizontal liegende Hölzer oben verbunden werden, und auf welchen die Sparren des Daches ruhen, die im Firsten zusammen kommen, machen die Anlage und die Vestigkeit des Hauses aus. Der Zwischenraum der Wände wird noch mit einigen senkrechten Pfählen versehen, mit biegsamen Holze ausgeflochten, mit Laimen beworfen und mit Kuhmist abgepuzt. Wenn noch die Sparren des Daches mit Blättern von Zuckerrohr gedeckt worden, so ist das Haus im Ganzen fertig. Die Hausthür ist so niedrig, daß ein Mann, ohne sich zu bücken, nicht durchkommen kan. Durch dieselbe, und ein paar kleine Oefnungen in den Wänden, fällt das Tageslicht in die Wohnung sparsam hinein. Der Fußboden ist die blosse Erde; und die beiden schiefen Sei-

ten des Daches, welche von aussen fast bis auf die Erde reichen, machen die Decke aus. Eine Scheidewand theilt den innern Raum in zwey ungleiche Behältnisse, davon das kleinere zur Schlafkammer bestimmt ist.

Auch in Absicht der mehrern Ordentlichkeit und des bessern Ansehens der Wohnung unterscheidet sich der gesittete und christliche Neger von dem rohen und noch ungebildeten. Jener gibt nicht nur seinem Hause durch einen Anstrich von Kalk ein besseres Ansehen; sondern weiß sich auch in demselben bequemer einzurichten. Er hat, neben seinem Wohnhause, ein eigenes Kochhaus, worinn er seine Geräthschaft und Lebensmittel verwahret. Es ist nicht ungewöhnlich, in einem solchen wohl eingerichteten Negerhause einen Tisch, etliche Stühle, Kisten und andern Hausrath anzutreffen, und mehrentheils herrscht Reinlichkeit und Ordnung darinn. Zum Schlafen sind ihre Anstalten sehr leicht. Eine **Kavanne**, oder von Schilf gemachte Matte, wird auf die Erde ausgebreitet. Damit ist das Bett fertig, auf welchem der müde Neger als auf dem weichesten Lager den süssen Schlaf nach seiner harten Arbeit geniesset. Bey dem bessern Theile der Neger wird jedoch auch in dieser Absicht mehr Ordnung und Anstand beobachtet. In der innern Schlafkammer haben die Eltern eine hölzerne oder aufgemauerte Bettstelle, über welche ihre Kavanne gebreitet ist; ihre Kinder aber schlafen von ihnen abgesondert in dem Vorhause oder der Wohnstube. Manchen dient auch ihr Kochhaus zugleich zum Schlafzimmer.

Auf jeder Plantage formiren die Negerhäuser eine Art von Dorf. Ihrer sind oft funfzig, sechzig und mehrere reihenweise zusammengebaut. Jeder Familie wird

von

von ihrem Herrn ein Stückchen Land gegeben, welches sie bauen, und daraus ihren Unterhalt ziehen soll. Dasselbe ist gemeiniglich so groß, daß es dem fleißigen Wirth über das Nöthige noch einen Ueberschuß liefert, daraus er sich andre Bequemlichkeiten verschaffen kan. Diese Einrichtung entladet den Herrn von aller fernern Sorge für den Unterhalt seiner Sclaven; und diesen ist sie viel angenehmer und vortheilhafter, als wenn ihnen das Nöthige zu ihrem Unterhalt in Natura gereicht würde, welches auf einigen englischen Plantagen in St. Croix geschiehet. Denn auf seiner kleinen Plantage geniesset der Neger eine Art von Freyheit, indem er sie nach seiner eigenen Wahl bearbeitet: und da alles, was er sich aus derselben erwirbt, sein Eigenthum ist, so dienet solches gar sehr zur Aufmunterung des Fleisses und der Industrie; welches bey gedachter englischen Einrichtung nicht statt findet. Der Neger wird auch dadurch um so mehr an die Plantage seines Herrn gebunden, indem er in derselben gleichsam ein Eigenthum hat.

Vorzüglich bepflanzt der Neger seinen Garten mit Cassabi, Patatten und Jams. Ersteres ist sein tägliches Brod, dessen Stelle im Nothfall die beiden andern vertreten; auch Mayz oder Welschkorn gehört zu den nöthigsten Gewächsen des Negers. Ausser dem, was er durch mühsamen Fleiß aus seinem Lande ziehet, liefert ihm der wilde Busch eine Menge von Früchten, die ihn weiter nichts kosten, als die Zeit, die er auf das Samlen verwendet; und mit geringer Mühe und Geschicklichkeit kan er sich aus der See mit Fischen, Krebsen und Schalthieren versorgen. Insonderheit sind die Pisket vom Julii bis in den Octo-

ber in solcher Menge vorhanden, daß man sich durch blosses Schöpfen einen so grossen Vorrath davon samlen kan, als man zu seinem künftigen Gebrauch für nöthig erachtet. Diese kleinen Fische lassen sich, wenn sie getrocknet sind, gut aufbewahren. Ueberdis ziehen die fleißigen Hausmütter Geflügel, und mästen Schweine, die sie zu Gelde machen, und sich dafür andre Arten von Nahrungsmitteln und Bedürfnissen anschaffen. Wenn einige wenige Neger Hunde oder Katzen zur Speise gebrauchen; so geschiehet solches nicht aus Noth, sondern zur Befriedigung eines unordentlichen Geschmacks. Gemeiniglich ist die Jahreszeit vom September bis Ende Novembers in Absicht der Nahrungsmittel die schwerste für die Neger; aber auch nicht weniger für viele Blanke. Ein vernünftiger Herr wird seine dürftigen Sclaven in dieser kümmerlichen Zeit niemals hülflos lassen. Wenn ihn das Gefühl der Menschlichkeit nicht dazu triebe, so würde es sein Vortheil thun.

Wenn der heidnische Neger sich zu Tische setzt, so geschiehet es mit dem Nationalstolz des Africaners. Da fühlt er sich als Herr, und läßt sich von seiner Frau bedienen. Er hält es seiner Würde zuwider, sie zugleich mit sich speisen zu lassen; erst wenn der Herr mit der Mahlzeit fertig ist, darf seine Frau dasjenige verzehren, was er ihr übrig gelassen hat. Noch stolz in seinem Sclavenstande, siehet er auf seine Frau verächtlicher herab, als es sein Herr auf ihn thut. Bey den zum Christenthume bekehrten Negern verhält sich dieses, wie leicht zu erachten, ganz anders; und gewöhnlich essen die Eltern mit ihren Kindern zusammen. Man findet auch bey ihnen den Tisch mit dem nöthigen und

anständigen Tischgeräthe, als Tellern, Löffeln, Messern und Gabeln versehen. Bey alle dem wird sich doch kein Blanker so weit herablassen, daß er mit einem Neger speisen solte. Nicht sowol Ekel vor ihrer Unreinlichkeit, als vielmehr der Unterschied zwischen dem Stande des Freyen und des Sclaven, ist die Ursache davon.

Der africanische Neger ist wegen der Hitze seines Clima von Jugend auf gewohnt, fast ganz nackt zu gehen, und diese Gewohnheit wurde von den Sclaven auch in Westindien beybehalten, bis durch die Mißion, welche die Brüder auf diesen Inseln anfingen, eine merkliche Veränderung darinn veranlaßt wurde. Denn da das Evangelium in den Herzen der Neger Eingang fand, wurden sie bald von der Unanständigkeit einer meist nackten Kirchversamlung überzeuget. Die Getauften machten den Anfang, gekleidet in die Versamlungen zu kommen, und die übrigen folgten ihrem Beyspiele von selbst. So machte es sich, daß die Neger auf diesen Inseln in Absicht der Kleidung izt mehr Wohlanständigkeit beobachten.

Bey der Arbeit tragen die Neger weiter nichts, als lange Beinkleider von grober Leinwand, selten auch ein kurzes Hemd; die Negerinnen aber decken sich mit einem Rocke von ähnlichem Zeuge, auch wol mit einem Hemde und Jäckel: beide aber gehen barfuß und mit blossem Kopf, oder sie binden um diesen ein Tuch. Ihr sonntäglicher und festlicher Anzug ist viel vollständiger und besser. Der Neger erscheint mit einem weissen oder blauen Hemde, Beinkleidern, Brusttuch, kurzen Rock, und einer westindischen Mütze auf dem Kopfe; die Negerin trägt über einem weissen Hemde noch einen Rock, ein Jäckel oder Japunchen, ein Tuch um den

Hals und eines um den Kopf. Ihre Kleider sind durchgängig von weisser oder gestreifter Leinwand. Eben so gekleidet kommen die Kinder in die Kirchversamlungen.

Weisse Kleider stehen den Negern vorzüglich gut, und es ist auch in dieser Absicht ein lieblicher Anblick, einige hundert weißgekleidete Schwarze ehrerbietig und mit Andacht in einer Versamlung beysammen zu sehen. So gekleidet pflegen die Neger bey der Haltung des heiligen Abendmahls, bey Leichenbegängnissen und der feyerlichen Osterliturgie zu erscheinen. Es ist eine sehr alte Gewohnheit der christlichen Kirche gewesen, daß die Täuflinge mit weissen Kleidern bey der Taufe angezogen wurden, welche sie, zum Zeichen der ihnen in diesem Sacramente wiederfahrnen Reinigung von allen Sünden, acht Tage lang zu tragen pflegten. Da sich dieser Gebrauch, der sowol wegen seines Alterthums ehrwürdig, als für die Neger redend und bedeutend ist, auf eine sehr leichte Weise einführen ließ; so ist es izt jedem Taufcandidaten angelegen, sich auf diese wichtige Handlung mit weisser Kleidung zu versehen. Das zu ihrer Kleidung und andern Bedürfnissen nöthige Geld erwerben sich die Neger durch den Verkauf einiger Gewächse aus ihren Plantagen, und des Feder- und andern Viehes, das sie gezogen haben; oder indem diejenigen, die ein Handwerk können, in ihrer freyen Zeit sich etwas dazu verdienen. Da der Tagelohn eines solchen Negers ein Stück von Achten und drüber ist, so läßt sich die Möglichkeit begreifen, daß ein fleißiger Neger sich endlich soviel ersparen kan, als nöthig ist, so gar seine Freyheit zu erkaufen.

Vierter Abschnitt.

Geschäfte der Neger und ihre Behandlung.

Es lassen sich die Neger nach der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung in vier Classen eintheilen. In die erste gehören die **Packhausneger**; in die zweyte die **Hausneger**; die dritte besteht aus den **Ambachtsnegern**, und die vierte machen die **Kaminaneger** aus.

Die ersten werden in den königlichen Packhäusern bey der Wage und andern da vorkommenden Geschäften gebraucht, und heissen daher auch **königliche**. Auch bey Kaufleuten werden Neger zu ähnlichen Arbeiten in ihren Waarenlagern gehalten. Schon aus dem Gegenstand ihrer Beschäftigung läßt sich schliessen, daß ihre Anzahl gegen die übrigen Neger gering seyn müsse.

Viel zahlreicher ist die Classe der Hausneger. Diese werden zur Bedienung ihrer Herrschaft, zur Wartung der Kinder, zum Kochen, Waschen, Nähen, und dergleichen, auch wol, wenn ihre Treue bewährt ist, zur Aufsicht über die Lebensmittel und ähnlichen Geschäften gebraucht; wobey sie in ihrem Sclavenstande wenig Drückendes fühlen. Geschicklichkeit, Fleiß und Treue erwirbt ihnen die Gunst ihrer Herrschaft; so daß weit der größte Theil dieser Neger in erträglichern Umständen ist, als sie oder ihre Eltern

ehe-

ehemals in Guinea waren. Einige derselben haben bey ihrer Herrschaft kein eigentliches Geschäfte; sondern müssen derselben wöchentlich eine gewisse Summe Geldes liefern, welche sie auf allerley Art auswerts verdienen.

Die Ambachts- oder Handwerksneger machen wenigstens den zehnten Theil der Sclaven, sonderlich in St. Croix, aus, und sind entweder Creolen oder jung aus Guinea nach Westindien gebracht worden. Es ist von den ältesten Zeiten her gewöhnlich gewesen, daß die Herren den fähigern Theil ihrer Sclaven in denenjenigen mechanischen Künsten unterrichten liessen, deren Ausübung bey ihrer weitläuftigen Wirthschaft nöthig oder nützlich war. Eine lange Erfahrung hat bewiesen, daß es den Negern an der Fähigkeit zu dergleichen Handwerken nicht fehlet, und daß sie es darinn oft zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, in welchem sie von blanken Profeßionisten getrieben werden. So gibt es unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Böttcher, Schmiede, Schneider, Schuster, Barbierer. Mit der Geschicklichkeit dieser Neger steigt auch ihr Werth, so daß mancher für tausend Stücke von Achten nicht feil ist. Wenn sie bey ihrer Herrschaft nicht genug Beschäftigung haben; so arbeiten sie zu deren Vortheil bey andern, und bringen ihr baares Geld ein. Der Bomba, der Zuckerkoch und der Rumbrenner werden zu dieser Classe gezehlt, von denen die beiden leztern dem Bomba nicht subordinirt sind; und bey dem übrigen Ambachtsvolk ist bisweilen ein Blanker Baas oder Aufseher. So wie die Handwerksneger höher geschätzt werden, als die Feldneger; so sind auch ihre Umstände weit besser.

Es

Es wird ihnen, wie diesen, von ihrer Herrschaft ein Stückchen Land zu ihrem Unterhalt überlassen; sie haben aber, ausser dem Sonntag, noch den Sonnabend, und bey grossen Festen etliche Tage frey, und täglich wird ihnen so viel Zeit zur Erholung gelassen, als jeder freyer Handwerksmann zu haben pflegt.

Die niedrigste, aber zahlreichste und nöthigste Classe der Sclaven sind die **Kamina**- oder **Feldneger**. Unter dem creolischen Wort **Kamina** versteht man den Strich Landes, welchen eine Gesellschaft von Negern zugleich bearbeitet, und überhaupt das Feld und die Arbeit, die darauf gethan wird. Alle und jede Feldarbeit wird durch diese Neger verrichtet, und auf grossen Plantagen folgende Ordnung dabey beobachtet. Früh um vier Uhr gibt der Bomba durch das Blasen des **Tutu**, oder durch den Schall der Glocke das Zeichen zum Aufstehen, und um fünf Uhr ziehen sie unter seiner Begleitung aufs Feld, nachdem sie vorher das den Abend vorher gesamlete Futter fürs Vieh abgegeben, und ihr Frühstück zu sich genommen haben. Die Arbeit, welche ihnen vom Bomba nach der Instruction des Meisterknechts täglich angewiesen wird, währet in drey Abtheilungen gewöhnlich zwey Stunden. Um acht Uhr wird ihnen eine halbe Stunde zur Erholung gegeben; um zwölf Uhr ist die Vormittags Arbeit zu Ende, und die nachmittägige währet von zwey bis sechs Uhr, so daß sie des Mittags zwey Stunden zum Essen und zur Ruhe anwenden können. Doch müssen sie des Mittags erst ein Bündel Gras zum Futter fürs Vieh, und Abends deren zwey samlen, ehe sie an ihr Mittags- oder Abendessen denken können. Abends halten sie ihre Hauptmahlzeit; und

da kocht die Hausfrau so viel, daß es für den folgenden Mittag hinreicht. Zuweilen kommt zu ihrer gewöhnlichen Arbeit noch sogenantes **Donkerwerk** oder Nachtarbeit; als das Aufräumen des herrschaftlichen Hofs, Wasser- und Misttragen und dergleichen, womit sie oft von sieben bis zehn Uhr zu thun haben. Am schwersten haben sie es in der Kropzeit oder der Zuckerernte, welche auf grossen Plantagen oft wol ein halbes Jahr währet. Gleichwol ist auch dabey die dringende Arbeit so vertheilt, daß ein jeder die nöthige Zeit zum Essen und zur Erholung hat. So ist es gewöhnlich mit der Arbeit dieser Neger auf wohleingerichteten Plantagen beschaffen. Wie sie es aber auf einigen, sonderlich kleineren, leichter haben: so haben sie es auf andern auch wol schwerer, wo ihnen z. B. des Mittags nur anderthalb Stunden zur Erholung gestattet werden, und die Nachmittagsarbeit bis um halb sieben und noch später fortgesetzt wird.

Bey der Arbeit der Kaminaneger hat der **Bomba** die Aufsicht; dessen Amt keine Grausamkeit, aber Pünctlichkeit und Strenge, nothwendig erfordert. Ohne augenblickliche und empfindliche Züchtigungen würde das rohe Kaminavolk nicht in Ordnung und bey seiner Pflicht zu erhalten seyn. Man würde sich irren, wenn man sich diese Neger als von der Schwere ihres Schicksals niedergedrückt, finster, traurig und bey ihrer Arbeit muthlos vorstellete. Gemeiniglich sind sie dabey aufgeräumt; sie plaudern, scherzen, lachen, und singen guineische Lieder. Obgleich dieses Betragen hauptsächlich eine Folge ihres natürlichen Leichtsinns ist; so könte man doch, wie mich dünkt, auch wol den Schluß daraus machen, daß ihr Zustand für sie

in

in der That nicht so gar drückend ist, als man insgemein denket.

Wenn sie, ausser der Erntezeit, fünf und einen halben Tag für ihre Herrschaft gearbeitet haben: so können sie die übrige Zeit, nemlich den halben Sonnabend und den Sonntag zu ihrem eigenen Nutzen und zur Bearbeitung ihrer Plantage anwenden. An den drey grossen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, werden ihnen die zwey ersten Tage ganz frey gegeben. Wenn ihre freye Zeit nicht hinreicht, ihr Land mit den nöthigen Mayzpflanzen zu besetzen; so pflegen gütige Herrschaften ihnen auch wol den ganzen Sonnabend frey zu geben.

So bald sich die Fähigkeiten bey den Negerkindern äussern, werden sie zu einer denselben angemessenen Arbeit zu Hause oder im Felde angewiesen, und lernen auf diese Weise von Jugend auf sich an das Joch gewöhnen, unter welchem sie ihr Leben zubringen sollen. Wird der Greis durch die Abnahme seiner Kräfte ausser Stand gesetzt, harte Arbeiten zu verrichten; so wird ihm eine andre, wozu seine wenigen Kräfte zureichen, z. B. Wache halten, Vieh hüten und dergleichen angewiesen. Wird er aber völlig unvermögend; so ist nicht leicht ein Herr so unbarmherzig, daß er ihm nicht bis an sein Ende das Gnadenbrod geben solte.

Unstreitig ist jedem Herrn an der Erhaltung seiner Sclaven sehr viel gelegen; sie sind sein Reichthum, und bey seiner Wirthschaft unentbehrlich. Es läßt sich daher kaum denken, daß es einer vorsetzlich auf ihr Verderben antragen werde; es kan aber durch eine übertriebene Strenge in ihrer Behandlung geschehen.

Ich

Ich sage übertriebene; denn übrigens ist es wol gewiß, daß der Bussal und jeder Neger, der eine africanische Erziehung gehabt hat, und folglich von Jugend auf gewohnt ist, seinen Willen nicht anders einzuschränken, als wenn er durch Gewalt dazu genöthiget wird, kaum anders als durch Ernst und Strenge gelenkt, und zu seiner Schuldigkeit angehalten werden kan. Blosse Drohungen richten nichts bey ihm aus, wenn er nicht durch die Erfahrung inne wird, daß auf Ungehorsam und andere Vergehungen unmittelbar die Strafe folget. Für einen gütigen und menschenliebenden Herrn ist es freylich etwas unangenehmes, seine Sclaven unter einer immer gleich strengen Zucht zu halten. Es muß aber auch mancher Vater gegen seinen Sohn so verfahren, wenn er mit liebreichen Vorstellungen bey ihm nichts mehr auszurichten vermag; und selbst die Liebe zum Sohn kan ihn nöthigen, denselben, obgleich wider seine Neigung, strenge zu behandeln. Und eine solche Strenge ist es, die ich in Ansehung der Neger für nöthig halte. Dieselbe kan nicht nur mit der Menschenliebe bestehen; sondern sie wird auch gern einer sanfteren Behandlung Platz machen, wenn und wo diese zur Erhaltung der guten Absicht hinreicht. Wer aber ein Vergnügen daran findet, seine Sclaven über Vermögen anzustrengen, oder sie ohne Grund und zu hart zu bestrafen, der handelt nicht nur grausam, sondern auch unweise und seinem eigenen Vortheil zuwider. Ein einiges Versehen von dieser Art kan einen Schaden verursachen, der durch alles Nachgeben nicht wieder gut zu machen ist. Es kan aber auch eine zuweit getriebene Gelindigkeit gegen die Sclaven in ihren Folgen eben so

nach=

nachtheilig werden, als eine unmäßige Härte. Durch diese werden sie zu verzweifelten Entschliessungen gebracht; durch jene aber können sie in schädliche Ausschweifungen gerathen, so daß sie schwer wieder in Ordnung und Gehorsam zu bringen sind: denn sie dünken sich sehr leicht selbst Herren zu seyn, sobald sie ihr Joch nicht nachdrücklich fühlen. Man hört daher selbst von verständigen Negern, die eine mehrere Erkentniß ihrer selbst erlangt haben, daß ein Neger zu viele Gütigkeit nicht vertragen könne, und ihm Ernst und Strenge gesünder und nöthig sey. Die Erfahrung zeiget auch, daß unter ihnen, ungeachtet der Gleichheit ihres Sclavenstandes, der Schwächere gar oft von dem Stärkeren gedrückt wird, wenn man solches nicht durch genaue Aufsicht verhütet. Läßt aber ein nicht genug aufmerksamer Herr so etwas geschehen; so muß ein Theil seiner Sclaven durch den Uebermuth von ihres Gleichen leiden, und unter der Last wol gar erliegen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Rechten der Herren über ihre Sclaven, und von deren Ausübung.

Nach dem römischen Rechte wird ein Sclave für keine Person, im bürgerlichen Sinn, gehalten, und es kommen ihm folglich keine von denjenigen bürgerlichen Rechten zu, welche andere Mitglieder des Staats zu genieſſen haben. Die Gesetze versagen ihm ihren Schutz gegen Unrecht und Gewaltthätigkeit, und sein Zeugniß hat zur Versicherung der Wahrheit kein Gewicht. Er ist ganz unter der Botmäßigkeit seines Herrn, der mit ihm wie mit jedem andern Stücke seines Eigenthums, nach Gutfinden schalten kan.

Beynahe eben die Bewandniß hat es noch izt mit den Negersclaven in Westindien; nur mit dem Unterschiede, daß dem Herrn nicht, wie bey den Römern, auch die Macht über das Leben seiner Sclaven zukommt. Auſſer dem hat er über ihn alle die Rechte, welche ein jeder Bürger über sein Eigenthum hat; er kan ihn nach Gutfinden verkaufen, verschenken oder in Erbschaft hinterlaſſen. Aus diesem Eigenthumsrechte folget, daß der Sclave verbunden ist, seinem Herrn zu gehorchen, und seine Kräfte zur Arbeit nach dessen Vorschrift anzuwenden; und daß er sie nur alsdann zu seinem eigenen oder zu anderer Nutzen gebrauchen darf, wenn es ihm sein Herr erlaubet oder befiehlt.

Ich

Ich will mich hier in keine Ausführung über die innere Rechtmäßigkeit dieses Verhältnisses der Sclaven gegen ihre Herren, und in keine Untersuchung einlassen, in wie fern ein Sclave sich durch blos natürliche Gründe für verpflichtet halten könne, im Dienste seines Herren alle Treue zu beweisen. Es ist mir genug, zu sagen, daß die Religion unsers Heilands JEsu Christi den christlichen Sclaven ihre Pflichten gegen ihre Herren aufs deutlichste, nachdrücklichste und vollständigste vorschreibet, und dieselben aus Bewegungsgründen herleitet, die von dem Character des Herrn, und dessen härterem oder gütigerm Betragen gegen seine Leibeigene, unabhängig sind. Sie macht es dem Sclaven, der sie bekennet, zur Pflicht, seinem Herrn mit derjenigen Treue und Ergebenheit zu dienen, zu welcher er sich Christo seinem Erlöser verpflichtet fühlt. Sie zeiget aber auch den Herren, wie sie sich bey der Ausübung der Rechte über ihre Sclaven zu verhalten haben. Sie ist also das beste, ja das einzige recht wirksame Mittel, den Sclaven ihren Zustand zu erleichtern, und sie dabey zufrieden und vergnügt zu machen; und den Herren gehorsame, willige und treue Knechte an ihnen zu verschaffen. Der Beweis davon ist an denen zu Christo gebrachten Negersclaven in Westindien deutlich zu sehen; auch sind die Herren daselbst nunmehro fast durchgängig überzeugt, daß es zu ihrem Besten gereichet, wenn ihre Neger sich von Herzen zu Christo bekehren. Doch hievon wird im Fortgange dieses Werks ein mehreres zu sagen seyn.

Bey alle dem, daß die Sclaven dem Willen ihrer Herren in Absicht auf ihre Handlungen, gänzlich un-

terworfen sind, wird ihnen von denselben das Recht zugestanden, sich nach eigner Wahl zu verheirathen; und sie sehen es gern, wenn solches frühzeitig geschiehet. Die Kinder aus diesen Ehen gehören den Herren, deren Sclaven die Eltern sind. Wenn aber diese zwey verschiedene Herren haben, oder der Vater ein freyer ist; so werden die Kinder ein Eigenthum desjenigen, dem die Mutter gehört.

Da der Sclave zu einem durchgängigen Gehorsam gegen seinen Herrn in allen äusserlichen Dingen verbunden ist; so ist jeder Ungehorsam, jede Widersetzlichkeit eine Versündigung gegen seine Pflicht; und er verfällt dafür, so wie auch für andere Vergehungen, in eine von dem Herrn zu bestimmende Strafe. Der lasterhafte Character der meisten heidnischen Neger, und ihre Menge, hat in die Strafen derselben eine Härte gebracht, die mit der Grösse ihrer Vergehungen dem Anschein nach nicht immer in gehörigem Verhältniß stehet. Aber durch nichts, als durch die Furcht vor einer so unausbleiblichen als scharfen Strafe läßt sich dieses ungesittete Volk von der Ausübung seiner lasterhaften Neigungen abhalten. Der Herr des Sclaven ist sein Gesetzgeber und sein Richter. Nur diejenigen Verbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt ist, hat der Landesherr seinen Tribunalen vorbehalten; alle andere untersucht der Herr, und bestraft den Schuldigen willkührlich.

Da bey der grossen Menge der Neger, ihrer vorzüglichen Leibesstärke, und ihrer grösstentheils schlechten Denkweise, die Freyheit und das Leben der Blanken in einer sehr scheinbaren Gefahr ist; so sind die den Negern vorgeschriebenen Gesetze vorzüglich dahin gerich-

gerichtet, ihnen jede Veranlassung, ja selbst die Neigung zu benehmen, die Blanken auf irgend eine Weise zu beschädigen. Daher wird dem Negersclaven jede Vergreifung an einem Blanken, er mag zu seiner Herrschaft gehören oder nicht, als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet. So wie in diesem Falle die Qualität der beleidigten Blanken die Strafe des Negers schwerer macht; so kommt ihnen dagegen die Fürbitte derselben in vielen Fällen zu statten, und erwirbt ihnen Vergebung ihrer Vergehungen, und Erlassung der verdienten Strafe. Diese Fürbitte ist von dem grösten Gewichte, und im Erfolge wenig von dem Begnadigungsrechte verschieden. Derjenige Blanke, dessen Fürbitte die verlangte Wirkung nicht hätte, würde sich für sehr beleidiget achten. Beides hat unstreitig die Absicht, den Negern Hochachtung für alle Blanken einzuprägen; indem Beleidigungen, die ihnen angethan werden, so harte Strafen nach sich ziehen, und ihre Fürsprache so wirksam ist. Die Nothwendigkeit der strengsten Subordination bey den Negern hat das Gesetz veranlaßt, daß, wenn einer von ihnen die Hand aus Widersetzlichkeit gegen den Meisterknecht aufgehoben hat, er solche unter dem Beile des Büttels verliert. Eben diese Vergehung gegen den Bomba ist mit einer zwar geringeren, aber allemal harten Strafe belegt. Jedoch werden diese vom Gesetz verordnete Strafen aus mancherley Ursachen oft sehr gemildert. Wer kan es auch einem Herrn verdenken, wenn er seinen nützlichen Sclaven nicht gern durch das Abhauen der Hand unbrauchbar machen läßt; zumal, wenn die begangene strafwürdige That in dem oder jenem Nebenumstande einige Entschuldigung fin-

findet, oder wenn sonst der Zweck der härteren Strafe durch eine gelindere erhalten werden kan? Ueberhaupt nehmen billige Herrschaften bey einem solchen Vorfalle jederzeit Rücksicht auf die Umstände, welche die Schuld erschweren oder vermindern; und gestatten daher dem Beklagten, sich zu vertheidigen. Kan er beweisen, daß z. B. der Bomba ihm Unrecht gethan habe; so läßt ihm sein Herr Gerechtigkeit wiederfahren, und der Bomba wird abgesetzt, oder auf andere Weise gestraft. Dieses findet um so leichter statt, da der Bomba nicht weniger Sclav ist, als die ihm untergebenen.

Auf das Entlaufen der Neger ist eine Strafe gesetzt, die dem Verbrechen eben so angemessen ist, als das Abhacken der Hand, die gegen einen Vorgesezten aufgehoben worden. Einem entlaufenen Neger, der drey Monate ausgeblieben, soll ein Fuß durch den Büttel abgehackt werden; und wenn er abermals entläuft, auch der andere. Der Härte dieser Strafe ungeachtet, gibt es doch so verwegene Neger, die sich durch den Verlust eines Fusses vom Maronlaufen (so nennt man dort das Entweichen der Neger) nicht abhalten lassen. Ich kante einen dieser Unbändigen, der sich durch sein wiederholtes Weglaufen um beyde Füsse gebracht hatte. Was aber vorhin wegen der Milderung der Strafen gesagt worden, muß auch von dieser verstanden werden.

Es ist immer Grund vorhanden, von gezwungenen Sclaven zu vermuthen, daß sie auf die Erlangung der Freyheit bedacht sind. Um allen dahin abzielenden oder sonst gefährlichen Unternehmungen der Neger vorzubeugen, ist ihnen bey schwerer Strafe ver-

verboten, sowol Gewehr zu haben, als auch von den verschiedenen Plantagen zusammen zu kommen. Keiner darf sich, ohne ausdrückliche Erlaubniß, ausser der Plantage seines Herrn aufhalten, am wenigsten bey der Nacht; nur diejenigen sind davon ausgenommen, deren Weiber auf einer andern Plantage zu Hause sind. Selbst die, welche zur Kirche gehen, sollen mit einer schriftlichen Erlaubniß dazu versehen werden; welches aber nur an grossen Festtagen und zu der Zeit beobachtet wird, wenn man besondere Ursachen zu haben glaubt, schädliche Absichten der Sclaven zu befürchten.

Die Todesarten, womit die Verbrechen der Neger bestraft werden, sind nach dem Verhältniß derselben eingerichtet, und gewöhnlich von denen nicht verschieden, womit andere Uebelthäter abgethan werden. Bekennt der Beschuldigte sein Verbrechen nicht gutwillig; so ist es Herkommens, ihn durch die Tortur dazu zu nöthigen. Es sind aber auch die allerschmerzhaftesten Arten dieses zweydeutigen Mittels, die Wahrheit herauszubringen, oft unvermögend, den Eigensinn des Negers zu überwinden, der sich vorgenommen hat, nicht zu bekennen. Selbst an Beyspielen von solchen fehlt es nicht, die sogar gegen die Todesstrafe gleichgültig, und bis an ihr Ende leichtsinnig geblieben sind.

Wird ein Sclave wirklich am Leben gestraft; so will das Gesetz, daß dem Eigenthümer der Werth desselben auf Unkosten des Landes ersetzt werde. Hätte es aber dem klügsten Gesetzgeber wol einfallen können, daß diese Verordnung einem Mißbrauch unterworfen seyn könte? und scheint es gläublich, daß

jemand von einem so niederträchtigen Eigennutz besessen seyn könne, daß er seinen unschuldigen, aber unbrauchbaren Sclaven, als einen todeswürdigen Verbrecher der Strafgerechtigkeit überliefert, um das überflüßige Maul los zu werden, und noch so viel dafür zu bekommen, daß ihm der Ankauf eines brauchbaren Sclaven dadurch erleichtert würde? gleichwol bin ich von der Wahrheit einer solchen Begebenheit durch sehr glaubwürdige Zeugen versichert worden, welche hinzuthaten, daß dieser Verräther des unschuldigen Bluts mit seiner Familie in das tiefste Elend und Armuth gerathen sey.

Geringere Züchtigungen werden, nach dem Urtheil der Herren, für geringere Vergehungen, als Trotz, Ungehorsam, Faulheit, Maronlaufen und dergleichen den Negern mit der Peitsche oder mit Spitzruthen zu Theil. Eine solche Züchtigung, die man dort Sküring nennt, besteht in mehr oder wenigern Streichen, die der Schuldige auf den blossen Hintern empfängt. Nach der Grösse des Verbrechens, und billig nie nach dem Affect des Richters, steigt die Zahl der Streiche von funfzig bis hundert und zweyhundert. Für eine Todesstrafe wird es angesehen, wenn dem Schuldigen fünfhundert Streiche mit der Peitsche zuerkant werden. Wenn die Züchtigung durch den Bomba oder einen andern Neger verrichtet ist; so werden die Wunden des Gezüchtigten mit Salzlacke und spanischem Pfeffer gewaschen; wodurch zwar der Schmerz für eine kurze Zeit auf eine höchstempfindliche Weise vermehrt, aber die Heilung befördert, und schädlichen Zufällen vorgebeugt wird.

Auf=

Auſſer der Peitſche und den Spitzruthen wird auch das Tſchickefell zur Züchtigung der Neger gebraucht. Es beſteht aus einem Streifen einer rohen Kuhhaut, der zuſammengedreht und getrocknet worden. Ordentliche Strafen, oder Sküring, werden damit nicht ertheilt; ſondern man bedient ſich deſſen nur, die Neger für gelegentliche und weniger erhebliche Vergehungen zu züchtigen. Selbſt manche Herren und Frauen geben ſich die Mühe, mit einem ſolchen Werkzeuge ihren Negern ihre Unzufriedenheit zu bezeugen. Streiche, die der Sclave von ſeinem Herrn empfängt, thun ihm lange nicht ſo wehe, wenigſtens hält er ſie bey weitem nicht für ſo ſchimpflich, als die er vom Bomba bekommt. Beynahe ſchätzet er es für eine Ehre, dieſes Merkmal der Achtung ſeines Herrn auf ihn zu empfangen, und das Danki Baas (ich danke, Herr!) wird er dabey nicht vergeſſen. In der That hat die Ambition, ſo ſonderbar ſie auch unter dieſen Umſtänden ſcheinen mag, bey den Negern ſtatt. Wenn der Creol durch die Hand des ihm verächtlichen Buſſals eine Züchtigung annehmen muß; ſo iſt ihm dieſe Beſchimpfung faſt empfindlicher, als die Strafe ſelbſt; doch hält er ſich für weit mehr beſchimpft, wenn er dem Kapmann, d. i. dem Scharfrichter, zur Züchtigung übergeben wird.

Sechster Abschnitt.

Vom Entlaufen, Empörungen und Loskaufen der Neger.

Es hält ausserordentlich schwer, die heidnischen Neger zu überzeugen, daß die Rechte, welche ihre Herren über sie ausüben, gegründet sind. Sie folgen nur ihrem unbändigen Naturtriebe, und halten alle Mittel die Freyheit zu erlangen, für rechtmäßig; es sey, daß sie von ihren Herren entlaufen, und in Gebirge und Wälder fliehen, oder daß sie gar in verabredeten Empörungen ihren Herrschaften nach dem Leben stehen, und sich mit Gewalt der Dienstbarkeit zu entziehen suchen.

Man findet daher auf den grossen und kleinen westindischen Inseln, entlaufene Neger, so wie auch auf dem vesten Lande. Sie werden **Maronneger** genennt, weil sie wie die Affen im Busche leben; denn **Maron** soll einen Affen bedeuten. Die in Jamaica und Suriname haben es endlich dahin gebracht, daß sie für ein freyes Volk erkant, und auf gewisse Bedingungen Friede mit ihnen gemacht worden. Auf allen drey dänischen Inseln befinden sich dergleichen Entlaufene; die meisten aber auf St. Croix. Schon seit langer Zeit hat sich eine grosse Anzahl derselben im Gebirge gegen das Westende, auf dem hohen **Maronberg** vestgesetzt, wo sie, nebst der Lage des

Orts,

Orts, der undurchdringliche Busch und ihre Vorsicht schützet, mit welcher sie jeden Zugang mit spitzigen kleinen Pfählen von Giftholz verwahren, die sie sorgfältig zu verstecken suchen, damit der unvorsichtige Verfolger sich den Fuß daran verwunde, und durch den unleidlichen Schmerz von fernern Bemühungen, sie aufzusuchen, abgehalten werde. Solang sie nun da sind, geniessen sie zwar die Freyheit, die das Wild im Busche hat; haben aber bey weitem nicht so viel Bequemlichkeit, als auf den Plantagen. Diejenige Nahrung, die ihnen der Busch nicht liefert, müssen sie entweder bey der Nacht mit Lebensgefahr aus der See holen, oder von den Plantagen stehlen. In St. Croix sind sie so dreist, daß sie sich oft bey Tage von ihren Bergen herunterwagen, und selbst auf die Negermärkte gehen, um sich die nöthigen Bedürfnisse anzuschaffen. Unter der grossen Menge Neger kan man sie nicht so leicht erkennen; gleichwol leben sie in beständiger Gefahr, und wenn sie wieder ergriffen werden, haben sie den Verlust eines Beins oder eine andere schwere Züchtigung gewiß zu erwarten. Da ihnen dieses wohl bekant ist; so ist zu vermuthen, daß ihr Weglaufen nicht allemal blos aus Muthwillen oder Widrigkeit gegen die Arbeit herrühret, sondern öfter durch die Furcht vor verdienter Strafe, oder durch eine allzustrenge Behandlung, zuweilen auch wol durch Hungersnoth veranlaßt wird. Viele finden doch, daß ihre Buschfreyheit mit mehr Unbequemlichkeiten verbunden ist, als ihre vorige Sclaverey; und kehren daher von selbst zu ihrem Herrn zurück. Um der verwirkten Strafe zu entgehen, bemühen sie sich, die Fürbitte eines Blanken zu

erhal-

erhalten, davon sie doch nicht immer den rechten Gebrauch machen.

Das beste Mittel, den Sclaven das Entlaufen in den Busch zu verleiden, wäre wol, ihren Stand und Dienst so erträglich zu machen, daß sie ohne viel Ueberlegnng einsehen könten, daß sie ihren Zustand durch das Entfliehen ohnfehlbar verschlimmern würden. Sonst ist die Gewohnheit, daß denen, die schon mehrere Versuche zum Entlaufen gemacht haben, eiserne Ketten an die Beine, oder lange hervorstehende Haken an einem eisernen Halsband angelegt werden, welche ihnen das Durchkommen in dem dickbewachsenen Busche unmöglich machen. Bisweilen, wenn die Zahl der Flüchtigen beträchtlich anwächst, wird eine förmliche Jagd gegen sie angestellt; da sonderlich die Freyneger, die sich darauf am besten verstehen, und dazu abgerichtete Hunde haben, sie wie das Wild zusammen treiben. Nur mit denen, die auf dem hohen Maronberg in St. Croix sich aufhalten, findet dieses Treibjagen nicht statt.

Ehemals wurden viele Sclaven durch die Nähe der spanischen Insel Portoric, die von St. Thomas nur etwa acht, und von St. Croix zwölf Meilen entfernt ist, zum Entweichen verleitet. Sie bedienten sich dazu entweder heimlich genommener Boote, oder bemächtigten sich auch mit Gewalt eines Fahrzeugs, und nöthigten das Schifsvolk, sie nach Portoric überzusetzen. Man erzehlte mir ein Beyspiel von einem Neger, den die Liebe zur Freyheit so sinnreich machte, daß er sich heimlich selbst ein Fahrzeug baute, in welchem er sich mit seiner Familie der Sclaverey entziehen wolte. Er ging aber zu Grunde, weil es ihm

an

an Pech gefehlt hatte, sein Fahrzeug dicht zu machen; nur sein Sohn rettete sich mit Schwimmen. Wer von diesen Ausreissern unmittelbar zu den Freynegern in Portoric kam, wurde von diesen aufgenommen, und war sogleich frey; diejenigen aber, welche den Wachen an der Küste in die Hände kamen, erhielten ihre Freyheit erst, nachdem sie ein oder etliche Jahre da gedient hatten. Alle aber wurden den Mißionarien zum Unterricht in der christlichen Religion übergeben, und mit der Zeit getauft. Diese Gelegenheit zur Flucht ist nunmehr den Negern durch das Cartel abgeschnitten, welches zwischen Dännemark und Spanien im Jahr 1767. geschlossen worden. Dem zu Folge sollen die entwichenen Sclaven, die innerhalb eines Jahrs von dem Eigenthümer zurückgefordert werden, gegen Erstattung der Unkosten, von beiden Seiten ausgeliefert, keiner derselben aber, der kein anderes todeswürdiges Verbrechen begangen, blos wegen seiner Flucht am Leben gestraft; und denjenigen, die in der Zeit ihres Aufenthalts auf Portoric die römischcatholische Religion angenommen, die freye Uebung derselben auf den dänischen Inseln gestattet werden.

Bey dieser Art, wie die Neger ihre Freyheit zu erlangen suchen, verlieren die Eigenthümer in ihnen nur einen Theil ihres Vermögens; bey offenbaren Empörungen derselben aber wird es von ihnen darauf angetragen, die Herren um Leib und Leben, Haab und Gut zu bringen. Ein einiges Beyspiel einer solchen tragischen Begebenheit, welche im Jahr 1733. auf der Insel St. Jan vorgekommen, wird hinlänglich seyn, die entsetzlichen Folgen davon einzusehen,

und

und die Vorsicht zu rechtfertigen, mit welcher man dieselben zu verhüten sucht. Ein halbes Jahr lang war diese Insel in der Gewalt der aufrührischen Neger, welche ihren ehemaligen Herren fast noch mehr Herzeleid anthaten durch den Spott und Muthwillen, den sie mit ihnen trieben, als durch die Grausamkeit, mit welcher sie selbige und ihre Kinder ermordeten. Die Ungleichheit, welche die Blanken in der Behandlung ihrer Neger bewiesen hatten, indem sie ihnen bald zu viel Freyheit gestatteten, bald wieder zu viel Härte gegen sie ausübten, wird für eine der Hauptursachen dieser Empörung gehalten. Die Neger, welche sich dafür ausgeben, daß sie die Blanken leicht durchsehen, sich selbst aber für undurchdringlich halten, sahen hiebey die Schwäche ihrer Herren ein; und dadurch wurde ihre Verwegenheit dergestalt genährt, daß sie den Entschluß fassen konten, alle Blanke auf der Insel zu vertilgen. Eine Anzahl Neger von der kriegerischen Nation der Amina, welche nach ihrer Gewohnheit Brennholz auf die Vestung lieferten, bemächtigten sich derselben bey dieser Gelegenheit; indem sie mit den in ihren Holzbündeln versteckten Kapmessern die schwache Besatzung niederstiessen. Nachdem sie ihren Mitverschwornen durch einige Canonenschüsse das abgeredte Zeichen von dieser Eroberung gegeben; so wurde die Empörung auf der Insel allgemein. Nur wenige Blanke hatten so viel Zeit und so viel treue Neger, daß sie ihre Weiber und Kinder auf die Keyen oder Klippen des Meers in Sicherheit bringen, und sich selbst auf eine sichere Plantage an der Küste retten konten. Drey Viertheile der Blanken fielen den Empörern in die Hände, und wurden,

nachdem sie ihnen zum Spiel ihres Muthwillens gedient hatten, jämmerlich ermordet. Hätte sich der Geist der Empörung aller Neger auf dieser Insel bemächtiget; so würde wahrscheinlich kein einziger Blanker sein Leben gerettet haben. Eigentlich waren nur die aminaischen Schwarzen, deren sich aber viele hundert auf der Insel befanden, die Empörer; die meisten Creolen aber blieben ihren Herren getreu, und vertheidigten dieselben. Viele andere Neger waren neutral, und sahen die Verwirrung nur als eine günstige Gelegenheit an, dem äussersten Mangel, der sie damals drückte, aus den Vorräthen der Blanken abzuhelfen. Insonderheit verdient das Andenken jenes Sclaven erhalten zu werden, dem sein Herr eine Flinte in die Hand gab, mit der Bitte, nur seine Frau und Kinder leben zu lassen, nachdem er ihn würde erschossen haben. „Das werde ich nicht thun, antwortete er seinem Herrn, und kein anderer soll es thun dürfen, ehe als ich meinen Kopf werde verloren haben.„ Sie sind auch beide, der Herr und sein Sclave glücklich durchgekommen, welches für einen treuen Sclaven eben so schwer war, als für die Blanken; denn die Amina sahen alle für Feinde an, die es nicht mit ihnen hielten. Ich sage es zur Ehre dieses treuen Negers, daß ich die Hauptumstände dieser Begebenheit, deren Richtigkeit mir von andern glaubwürdigen Zeugen bestätiget worden, aus seinem Munde herhabe.

Solange die Aufrührer Meister von der Insel waren; so übten sie alle die barbarischen Kriegsrechte aus, wozu ein erbitterter Feind in einem eroberten Lande berechtigt zu seyn glaubet. Sie raubten, sengten,

ten, brennten, zerstörten, und lebten im Ueberfluß, ohne auf die nöthigen Anstalten zur Behauptung ihrer Eroberung zu denken. Vernünftige Ueberlegung hatte an ihrem ganzen Unternehmen keinen Antheil gehabt; und kein Verstand hätte auch zu ihrer Vertheidigung zugereicht. Daher verloren sie sogleich den Muth, als die französischen Hülfsvölker aus Martinique ankamen. Von denselben wurden sie dergestalt in die Enge getrieben, daß sie den verzweifelten Entschluß faßten, sich durch einen freywilligen Tod der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Mit dieser Gesinnung versamleten sich etwa dreyhundert dieser Frevler auf einem Berge bey **Brimsbay**, sezten sich in einem Kreise auf Betten oder Teppiche nieder, und empfingen einer nach dem andern den tödtlichen Schuß von der Hand der zwey Anführer, die sie in der Empörung erwehlt hatten, welche sich nach dieser entsetzlichen Arbeit selbst erschossen. Diejenigen, welche nicht so viel wilde Unbiegsamkeit besassen, und sich an die Blanken ergaben, oder sonst in ihre Gewalt kamen, empfingen die verdiente Todesstrafe in St. Thomas, wo ihre Köpfe lange Zeit auf Pfählen, den Negern zur Warnung, gestanden haben. So wurde diese Empörung im Monat Junius 1734. völlig gedämpft, und Ruhe und Sicherheit auf der Insel wieder hergestellt.

Wer blos auf die Anzahl der Negersclaven, darinn sie den Blanken auf den westindischen Inseln weit überlegen sind, siehet, der könte vermuthen, die Empörungen müßten ihnen sehr leicht werden, und die Blanken deswegen in beständiger Furcht schweben. In der That sind auf St. Croix zwanzig-

tau-

tausend Neger gegen zweytausend Blanke. Diese Ueberlegenheit in der Zahl, ihre mehrere Leibesstärke, ihre mehrentheils wilde Gemüthsart, und das Mißvergnügen, welches die meisten über ihren äussern Zustand empfinden, könten sie allerdings furchtbar machen, wenn man nicht solche Anstalten vorgekehrt hätte, wodurch die Vortheile der Sclaven unwirksam gemacht worden. Nur durch Nachläßigkeit im Halten über diesen Vorkehrungen wird es den Sclaven möglich, etwas gegen die Sicherheit und das Leben der Blanken zu unternehmen; und daher sind offenbare Empörungen derselben sehr seltene Begebenheiten. Auf den caraibischen Inseln wenigstens haben sie nicht viel Vernunft nöthig, um sich zu überzeugen, daß jede Art feindseliger Unternehmungen gegen ihre Herren ein für sie höchst unglückliches Ende nehmen, und ihren Zustand verschlimmern muß. Auf den grössern Inseln, insonderheit auf dem vesten Lande, könte ein solcher Frevel noch einigermassen mit der Hoffnung der Freyheit unterstützt werden, in so fern es den Aufrührern glückte, sich tiefer ins Land hinein zu ziehen, und sich an unzugänglichen Orten vest zu setzen. Am zuverläßigsten würden die Blanken gegen aufrührische Unternehmungen der Neger gesichert seyn, wenn diese durchgängig durch die Lehre JEsu Christi erleuchtet und gebessert würden. Hievon sind alle verständige Europäer auf den dänischen Inseln durch die Erfahrung überzeugt.

Daß aber Sclaven auf eine rechtmäßige Weise ihre Freyheit erlangen können, davon sind die vielen Freyneger auf den dänischen Inseln ein redender Beweis. In St. Croix machen dieselben eine eigene

Compagnie aus, dienen als Stadtsoldaten, und haben einen Hauptmann aus ihrem Mittel. Sie nähren sich von Handwerken, dem Fischfang, der Handlung; oder besitzen selbst kleine Plantagen, die sie durch Sclaven bearbeiten lassen. Wenn sie sich nicht dem Müßiggange und der Lüderlichkeit ergeben; so hat ihr Zustand vor ihrem ehemaligen guineischen viel vorzügliches. Ob sie gleich nicht alle und jede Rechte erlangen, welche den Blanken zukommen; so leben sie doch unter dem Schutze der Gesetze in völliger Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums.

Sie werden entweder von ihren Herren ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt; oder sie erkaufen dieselbe. Treue und lange Dienste sind die Veranlassung zum ersten. Diese Wohlthat wiederfährt vorzüglich einem Bomba, einer Amme, einer sehr fruchtbaren Kindermutter, und einer Negerin, mit welcher ein Blanker in einer Art von Ehe gelebt hat; entweder noch bey Lebzeiten des Herrn, oder durch sein Testament. Diejenigen, welche ihre Freyheit erkaufen, müssen sich ihr Lösegeld in ihrem Sclavenstande erwerben. Von der Möglichkeit, dieses zu thun, ist im Vorhergehenden das nöthige gesagt worden. Die Grösse des Lösegeldes richtet sich nach ihrem Alter und Brauchbarkeit; einer kömt für achthundert Stück von Achten los, da ein anderer tausend bezahlen muß. Ich habe einen Neger gekant, der sich und seine zwey Weiber frey gekauft hat. Das Freywerden wird den Sclaven dadurch erleichtert, daß er just nicht nöthig hat, die ganze Summe seines Lösegeldes auf einmal zu bezahlen. Wenn er nur erst etliche hundert Stücke auf Abschlag bezahlt; so wird er frey gegeben, da

er

er dann das Fehlende desto leichter erwerben kan. Die Unwissenheit eines armen Negers und sein Zutrauen dergestalt zu mißbrauchen, daß man ihn um die auf Abschlag bezahlte Summe bringen, und ihn einem andern Herrn verkaufen wolte, ist ein so abscheulicher Gedanke, daß er nur bey der niederträchtigsten Art von Menschen Eingang finden kan, die weit mehr verdienten in der niedrigsten Sclaverey zu leben, als die Unglücklichen, die von ihnen betrogen worden. Es ist leicht zu erachten, daß dieser Fall unter die allerseltensten gehöre; aber auch ein einiger ist zu viel.

Siebenter Abschnitt.

Von der Neger Bildung, Farbe, Fruchtbarkeit, Alter und Krankheiten.

Die Neger sind mehrentheils groß und wohlgewachsen; doch hat darinn eine von den schwarzen Nationen vor der andern den Vorzug. Die fürchterliche Gesichtsbildung mancher Bussalen ist mehr den häßlichen Schnitten, womit sie sich zeichnen, als der Natur zuzuschreiben. Hingegen hat mich der Augenschein gelehrt, daß die platte Nase und die dicken aufgeworfenen Lippen, die das Gesicht der Neger characterisiren, ein blosses Werk der Natur sind, daran die Kunst oder die Thorheit der Mutter keinen Antheil hat. Beide bringen die Kinder mit zur Welt. Die Zähne der Neger sind weiß wie Elfenbein, die Augen funkelnd, und die wollartigen Haare schwarz, kraus und kurz. Schon bey kleinen Kindern sind sie so kraus, und bey den Alten werden sie endlich schneeweiß. In Guinea pflegen sonderlich junge Leute ihre Haupthaare oft abzuschneiden, den Kopf zu waschen und mit Palmöl zu reiben. Ersteres thun sie in Westindien auch; aber an Palmöl fehlt es ihnen. Einige Bussalweibsleute bemerkte ich, denen der Kopf geschoren, und nur ein runder Büschel Haare mitten auf demselben gelassen war. Der Bart des Negers ist nicht stark,

aber

aber ganz kraus, und wird entweder mit dem Scheermesser weggenommen, oder ausgerissen.

Die Haut der Neger ist dicker und weicher, als sie gewöhnlich bey Blanken zu seyn pflegt; sie läßt sich wie Sammet anfühlen, welches doch weniger bey dem männlichen Geschlecht zutrift, als bey dem weiblichen, und sich mit dem Alter verliert. Ins Ganze genommen sind die Neger stark, können grosse Lasten tragen, und harte Arbeit lange aushalten. Durch die Erziehung werden sie so wenig verzärtelt, als ihre Gesundheit durch überflüßige und gekünstelte Speisen geschwächt wird; hingegen dient die anhaltende Arbeit dazu, ihren Gliedern Fertigkeit und Nachsatz in der Bewegung zu verschaffen.

Ihre schwarze Farbe hat viel Nachdenken verursacht, und man hat sich viele Mühe gegeben, die Ursache derselben zu entdecken, ohne bis izt darüber einig zu seyn. Der Unterschied zwischen der weissen Farbe der Europäer und der schwarzen der Africaner ist allerdings sehr auffallend. Es glauben daher einige, daß die Schwierigkeiten in der Untersuchung, woher die Schwärze der Neger rühre, hauptsächlich daher kommen, daß man dabey nur diese beide einander entgegenstehende Farben in Betrachtung ziehe, ohne diejenigen Stuffen zu bedenken, auf welchen die Natur von einer zur andern übergehe. Die Natur mache darinn so wenig als in andern Dingen einen Sprung. Zwischen einem Deutschen und Franzosen sey schon einiger Unterschied der Farbe zu merken; der Spanier sey noch dunkler von Farbe, als der Franzos; der Maur brauner als beide; und endlich der Mohr schwarz, der Neger am schwärzesten. Niemand zweifele, daß es von dem

heissen Himmelsstrich, unter welchem der Spanier wohne, herrühre, daß derselbe braunner ist, als der Deutsche. Schwarz und braun wären nur im Grade unterschieden; man könne daher wohl annehmen, daß dieser Unterschied der Farbe von dem mehr oder weniger heissen Himmelsstrich herkomme, unter welchem die verschiedenen Nationen wohnten. Andre hingegen halten die Schwärze der Neger für etwas ihnen ganz eigenthümliches, und suchen die Ursach davon entweder in ihrem Blute, oder in einem Netzchen unter der Oberhaut. Ich würde mich von meinem Vorhaben zu weit entfernen, wenn ich alle die Gründe anführen und prüfen solte, welche diese oder jene Meinung bestärken oder entkräften mögen. So viel ist gewiß, daß die Neger, ausser der Verschiedenheit ihrer Farbe, sich durch die Dicke und besondere Weichheit ihrer Haut sowol, als durch ihre wollichte Haare von allen andern noch so braunen oder schwarzen Nationen gar sehr unterscheiden. Sie kommen ohne die schwarze Farbe auf die Welt, doch nicht ohne einige Merkmaale davon. Innerhalb vier Tagen aber werden die Negerkinder, welche anfänglich so weiß oder so roth sind, als die europäischen, erst braun, nach und nach wird ihre Farbe dunkler, bis sie in drey bis vier Wochen so schwarz wird, als sie bey ihren Eltern ist. Ich habe mich von dieser Wahrheit mehrmalen durch den Augenschein versichert. Der Unterschied ist dabey nur, daß ein Negerkind desto eher schwarz wird, je früher es in die freye Luft gebracht wird. Hingegen nimmt die Schwärze ihrer Haut durch langwierige Krankheiten, und durch den Aufenthalt in einem kälteren Clima nach und nach ab.

Die

Die Neger sind ein sehr fruchtbares Volk; Mütter von zwölf bis vierzehn Kindern sind unter ihnen was gewöhnliches, und die von zwanzig nicht selten; hingegen sind der ganz unfruchtbaren Weiber sehr wenige. Mancher Neger in Westindien ist Vater von zwanzig bis dreyßig Kindern, die aber verschiedene Mütter haben. Die Niederkünfte der Negerinnen erfolgen gemeiniglich sehr leicht, und nach wenigen Tagen kan die Mutter wieder an ihre Arbeit gehen. Doch werden ihnen zwey bis drey Wochen zur Erholung gestattet, auch die erste Arbeit, die sie nach ihrem Ausgang zu verrichten haben, nach Erforderniß der Umstände erleichtert.

Bey aller Härte der Arbeit, und der dürftigen Lebensart der Neger in Westindien ist es nicht ungewöhnlich, daß sie ein hohes Alter erreichen. Ich habe selbst verschiedene gekant, die neunzig, hundert bis hundert und zwanzig Jahre alt waren. Da sie selbst ihr Alter nicht berechnen können, so muß es aus den Begebenheiten geschlossen werden, die sie erlebt haben. Der Zustand ihrer Gesundheit, wenn sie einmal in Westindien eingewohnt sind, ist ins Ganze dauerhaft und gut. Die gewöhnlichste Ursache ihrer Krankheiten besteht in der Verkältung; denn da sie an die stärkste Sonnenhitze gewöhnt sind, so verursacht der geringste Grad der Kälte eine empfindliche Veränderung in ihrem Körper. Wenn der Europäer bey einem Regen oder frischen Winde eine angenehme Kühlung empfindet, so fühlt der meist nackte Neger den Schauer, der bey heftiger Kälte uns zittern und beben macht. **Bennekoorts**, Creolfieber, Herzdrücken sind ihre gewöhnliche Zufälle. Venerische

Krankheiten ziehen sich auch viele durch ihre Ausschweifungen zu. Mit Tschicken sind sie mehr, als die Blanken, geplagt; aber nur selten bringt ein Bussal den Guineawurm aus Africa mit. Die grösten Verwüstungen richten die Pocken unter ihnen an. Man unterscheidet drey verschiedene Arten derselben. Die **guineischen** oder **Negerpocken** sind fingerbreite Beulen, die sich an die weichern Theile des Körpers am häufigsten ansetzen. Sie sind zwar nicht so allgemein, wie die gewöhnlichen, auch nicht so gefährlich; aber doch ansteckend, und da sie oft Jahre lang anhalten, so lassen sie sehr schädliche Folgen zurück. Die **Windpocken** haben weit weniger zu bedeuten; sie vergehen bald, und der Patient kömt mit ein paar Geschwüren davon. Von den **gemeinen Kinderpocken** werden unzehlige Schwarze, junge und alte, von Zeit zu Zeit hingeraft. Da die damit behafteten unter den Gesunden herumzugehen pflegen, so wird diese Seuche sehr leicht allgemein. Der Schade, der für die Pflanzer entsteht, wenn der grösste Theil ihrer Neger an dieser Krankheit liegen und sterben, solte sie längst veranlaßt haben, dem Fortgang dieses Uebels mit aller möglichen Sorgfalt vorzubeugen. In Jamaica ist mit dem Einpfropfen der Blattern ein sehr glücklicher Versuch an den dortigen Negern gemacht worden; wodurch die Europäer auch auf andern Inseln gereizt werden solten, dieses Mittel zur Erhaltung des Lebens vieler tausend Neger anzuwenden.

Dem **Kinnbackenzwang**, oder der **Klemm**, wie es die Neger nennen, sind sonderlich ihre kleinen Kinder unterworfen. Dabey schließt sich der

Mund

Mund so vest zu, daß dem Kranken keine Nahrung beygebracht werden kan. Die Ursache wird der Verkältung zugeschrieben; daher die erstgebornen Kinder sehr warm gehalten, und vor der äussern Luft bewahrt werden müssen. Bey Kindern ist dieser Zufall gemeiniglich tödtlich, und auch ein Erwachsener wird selten davon curirt. Die allerärgste Krankheit aber, womit manche Neger befallen werden, ist der Aussatz oder die sogenante **Lazaruskrankheit**, wobey der Patient bey lebendigem Leibe nach und nach verfault, und diese Beschaffenheit seines Körpers sich durch den übeln Geruch verräth. Es haben verschiedene Grade bey diesem Uebel statt, und wenn derselbe gering ist, so ist es auch nicht ansteckend; hingegen werden diejenigen, welche in hohem Grade damit behaftet sind, von den Gesunden abgesondert, und von niemand ohne Noth besucht. Ein solcher Kranker kan viele Jahre in diesem mitleidenswürdigen Zustande zubringen ohne Hoffnung, anders als durch den Tod davon befreyt zu werden.

Alle elende, gebrechliche, krüplichte, Alters oder Schwachheit wegen zur Arbeit untaugliche Schwarze heissen dort **Makronen**. Da die Neger nur bey gesundem Leibe ihren Herren nutzbar sind; so werden sie in Kraukheiten meistentheils wohl besorgt, um ihre Gesundheit aufs baldeste wieder herzustellen. Auf grossen Plantagen ist allemal ein eigenes Krankenhaus, worinn die Patienten gepflegt werden. Aber freylich muß man sich weder grosse Bequemlichkeiten in den Einrichtungen dieses Hospitals, noch sehr geschickte Aerzte dabey vorstellen. Oft vertritt eine alte Negerin, die einige Kentniß von den Kräften

etlicher Kräuter und Wurzeln hat, die Stelle des Arztes, und die Cur einer Krankheit wird ihr eben so aufgetragen, wie eine Handarbeit, die in einer gesezten Zeit fertig werden muß; aber auf grossen Plantagen wird das Leben der Neger nicht der Unwissenheit eines solchen Weibes anvertraut: sondern da ist ein blanker Arzt zur Bedienung der kranken Sclaven bestellt. Doch sind überhaupt die Anstalten zur Wartung und Cur der kranken Neger noch vieler Verbesserung fähig.

Unter den Mitteln, welche die Neger selbst in verschiedenen Anfällen von Krankheiten brauchen, merke ich nur das Schrôpfen an, welches auf der Stelle des Körpers vorgenommen wird, wo sie einen Schmerz fühlen. Beym Kopfwehe z. B. wird die Haut an den Schläfen mit einem geschärften Messer aufgeritzt, und das Blut mit kleinen Kalbaschen, die die Stelle der Schrôpfköpfe vertreten, so lange herausgezogen, bis die Heftigkeit des Schmerzes gelindert ist.

Achter Abschnitt.

Von dem moralischen Character und den Fähigkeiten der Neger.

Es ist schon gelegentlich angemerkt worden, daß der sittliche Character der heidnischen Neger grösztentheils sehr schlecht sey. Wie könte man es auch anders erwarten, da sie von Kindheit an gewohnt sind, blos dem Antriebe ihrer Leidenschaften zu folgen? solange es ihnen an der wahren Erkentniß und Liebe GOttes fehlet, bleiben sie unter dieser Herrschaft ihrer verderbten Begierden, und sind einer wahren Tugend, das ist, eines dem Willen GOttes gemässen Verhaltens in Gedanken, Worten und Thaten, eigentlich gar nicht fähig. Aber auch diejenigen Bewegungsgründe, aus welchen sonst die Menschen sich wenigstens scheinbarer Tugenden befleißigen, als Ehr- und Ruhmbegierde, Hoffnung der Beförderung und anderer äusseren Vortheile und Bequemlichkeiten, können bey Sclaven keinen oder doch sehr wenig Einfluß haben, welche von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, und, ohne bessere Aussicht aufs Künftige, in gröszter Verachtung stehen.

Ich will indeß nicht sagen, daß alle westindische Neger zu lasterhaften Thaten gleich aufgelegt, oder daß keiner derselben zu solchen Handlungen fähig wäre, die, an und für sich betrachtet, gut, und wenigstens

nigstens in den Augen der Menschen beyfallswürdig sind. Aber bey den meisten von ihnen behält doch, solange sie nicht dem Evangelio gehorsam werden, die Neigung zum Bösen die Oberhand, und wird nur durch den Mangel der Gelegenheit und der Macht in ihren Ausbrüchen eingeschränkt.

Das Eigene, wodurch sich der Character der westindischen Negersclaven vorzüglich unterscheidet, besteht in einem sehr hohen Grade des Eigensinnes, der Falschheit, und dem Geschicke, mit dem scheinbarsten Anstande zu lügen.

Ihr Eigensinn gehet oft so weit, daß nichts, selbst der Tod nicht, im Stande ist, sie von einem gefaßten Vorsatze abzubringen. Diese Sprödigkeit des Gemüths, die eher bricht, als nachgibt, äussert sich sonderlich an den Karabari, Ibo, Bibi und Aminanegern. Glückt es aber einmal, daß durch weise Strenge ihr Eigensinn besiegt wird; so werden sie hernach eben so standhaft in der Ausübung ihrer Pflicht, als sie vorher eigensinnig über ihren Einfällen hielten. Die Vestigkeit in der Entschliessung bekömt alsdann nur eine andre Richtung. Ich habe davon ein merkwürdiges Beyspiel an einer jungen Buffalin gesehen, die zum Beweis ihrer vornehmen Herkunft über den ganzen Leib sehr zierlich gezeichnet war. Kein wildes junges Pferd stellt sich vielleicht unwilliger zur Arbeit an, als diese Negerin anfänglich that. Als sie der Bomba mit einigen Peitschenhieben dazu antrieb, stürzte sie sich voll Wut von der steilen Anhöhe, auf welcher ihr die Arbeit angewiesen war, mit Lebensgefahr herunter. Nachdem ihr aber durch eine nachdrückliche Zucht

be=

begreiflich gemacht worden, daß sie mit ihrem Eigensinn nicht auslangen würde, ergab sie sich endlich in einen durchgängigen Gehorsam; und bald nachher wurde ihre Veränderung vollständig, da sie eine willige Schülerin des Evangelii wurde. Es sind mir mehrere Beyspiele christlicher Neger bekant, bey welchen ihre Natursprödigkeit durch die Kraft der göttlichen Gnade in eine Standhaftigkeit im Glauben und dem Bekentniß des Heilands verwandelt worden; so daß sie lieber alle Arten von Leiden übernahmen, als eine Untreue gegen ihre Erkentniß begingen.

Die Kunst der Verstellung und des Lügens verstehen die Neger in der Vollkommenheit. Werden sie einer Vergehung beschuldigt, die so gut als offenbar ist; so können sie sich mit einer Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die nur der Unschuld eigen seyn solte, verwundern, wie ein solcher Argwohn gegen sie habe statt finden können; und wissen sich dabey in dem, was sie zu ihrer Vertheidigung vorbringen, aufs vorsichtigste vor allem Widerspruch zu hüten.

Sclavische Demuth und Unterthänigkeit sind keine Eigenschaften, die den Negern angeboren oder eigen sind, ob sie gleich dieselbe fast durchgängig in ihrem Betragen gegen Blanke beweisen. Daß schon die Negerkinder sich ihren Herren zu Füssen werfen, und vorgeben, daß sie es sich für eine Gnade achten, ihnen zu dienen; daß sie ohne Widerrede Strafe von ihnen annehmen, und ihnen noch dazu dafür danken, das ist eine Folge des Beyspiels und des Unterrichts ihrer Eltern, die ohne wiederholte Züchtigungen nicht erhalten wird. Die unabänderliche Nothwendigkeit

und

und der Zwang macht die Neger geschmeidig; so daß sie nach und nach diejenige sclavische Art annehmen, von welcher den meisten auch alsdann noch etwas anhängt, wenn sie ihre Freyheit erhalten haben. Man kan gleichwol nicht sagen, daß der Sclavenstand, ob er wol gemeiniglich mit einer niederträchtigen Denkweise verbunden ist, sich mit einer edleren Gesinnung gauz und gar nicht vertrage; aber die Beyspiele davon sind doch sehr selten.

Zu der Beschuldigung, daß die Neger zum Stehlen geneigt sind, geben, wie mich dünkt, die kleinen Räubereyen von Eßwaaren nicht genug Grund. Diese werden hauptsächlich von Maronnegern, von andern aber nur im äussersten Mangel begangen; und wenn der Neger hinlänglich zu essen hat, so fällt ihm das Stehlen nicht leicht ein.

Hingegen sind die Neger den fleischlichen Lüsten äusserst ergeben; und es ist nicht erst nöthig zu sagen, daß man bey ihnen gar keine Begriffe von der Keuschheit und Reinigkeit des Herzens suchen darf. In den Nachrichten, welche ich vorhin von einigen africanischen Nationen gegeben habe, ist schon angemerkt worden, daß die Hurerey unter ihnen ein ungestraftes Laster, der Ehebruch aber zwar verboten, jedoch sehr gewöhnlich sey. An diese Laster gewöhnt, kommen die Neger aus ihrem Vaterlande nach Westindien, und fahren darinn ungehindert fort. In der Polygamie werden sie zwar durch ihren Stand einigermassen eingeschränkt, aber aufgehoben ist sie nicht: denn mancher Sclave hat zwey, drey Weiber; wiewol die Rechte der Ehe von beiden Seiten wenig geachtet werden. Unter der Jugend äussert sich die

Neigung zu dieser Art von Lastern sehr frühzeitig, wozu die häusliche Einrichtung der Neger, dabey keine Absonderung der Geschlechter statt findet, und der Mangel einer vernünftigen Aufsicht sehr viel beytragen.

Wer die menschliche Natur kennet, den wird es nicht wundern, daß man den Stolz und die Einbildung von sich selbst auch bey diesen so tief erniedrigten Menschen wahrnimmt. Der Neger weiß in sich selbst Vorzüge zu finden, die sonst niemand bey ihm entdecken würde. Diejenigen, welche er vor seiner Frau zu haben glaubt, setzen ihn in seiner Einbildung weit über dieselbe hinweg; und er fordert den Gehorsam von ihr mit eben der herrischen Miene, womit der Herr ihn von seinem Sclaven fordert. Der Creolneger sieht mit Verachtung auf die Bussalen herab, die er mit dem schimpflichen Namen der Salzköpfe belegt, und in Absicht des Verstandes in eine Classe mit den Ochsen setzt. Weil er in dem Lande der Blanken geboren ist, hält er sich nicht nur für vornehmer, als jene, sondern auch für viel gescheuter. Der lächerliche Stolz des Negers geht oft sehr weit; er wird großherzig und asserant, wie man in Westindien spricht, oder frech und trotzig; und würde unerträglich werden, wenn ihm nicht durch Ernst und Schärfe begegnet würde.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Neger in Guinea ihre Lebenszeit in sorgloser Unthätigkeit zugebracht haben; so muß man sich wundern, daß nicht mehrere Faule und die Arbeit scheuende unter den westindischen Sclaven sind. Aber freylich sind die Ursachen, die sie zum Fleiß und zur Sorge für ihren

Un=

Unterhalt treiben, nemlich die Furcht vor der Peitsche und der Hunger, sehr dringend. Doch gibt es gewisse Nationen der Neger, denen die westindische Arbeit unerträglich ist, und die auf keine Weise daran zu gewöhnen sind; daher sich sowol die Schifscapitains, als die Pflanzer sorgfältig hüten, Sclaven von dieser Art zu kaufen.

Starke Getränke haben über die Neger, so wie über andere ungesittete Nationen, eine unwiderstehliche Gewalt. Beide Geschlechter finden ein Vergnügen darinn, sich mit Rum auf eine Weile um ihren Verstand zu bringen. Den Unfug, den sie in diesem ausserordentlichen Zustand anrichten, geben sie, wie die nordamericanischen Wilden, kaltsinnig dem Rum Schuld, ohne sich selbst einigen Vorwurf darüber zu machen.

Die Menschenliebe des Negers erstreckt sich nicht leicht weiter, als auf sich selbst, und was ihm etwa zunächst angehört, sein Weib, seine Kinder. Sonst ist er weder zum Theilnehmen an anderer Wohlergehen, noch zum Mitleiden mit der Noth seines Nebenmenschen aufgelegt. Er achtet das Leben eines andern gering; und es kostet ihn wenig, einen Unschuldigen zu ermorden. Wie sich einige Neger gegen mich ausdrückten, war es ihnen in Guinea eben soviel gewesen, einen Menschen zu tödten, als die Hand auf den Boden zu legen. Diese lieblose und grausame Gemüthsart bringen sie mit nach Westindien, wo durch ihren Sclavenstand zwar die Wirksamkeit derselben gehemmt, das Herz aber nicht gebessert wird; daher sie bey jeder Gelegenheit zum Vorschein kömt. Ein Neger nimmt sehr gern den Auftrag an, seinen

zu

zu einer Züchtigung verurtheilten Landsmann abzustrafen, und schlägt auf ihn mit eben der Gleichgültigkeit los, als wenn er seine Kräfte an einem Stücke Holz übte. Doch ich darf, zum Beweise der Grausamkeit der Neger, nur auf die Geschichte ihrer Empörungen verweisen, wo sich dieselbe in den entsetzlichsten Wirkungen geäussert hat.

Die Neger sind nicht nur gegen andre grausam; sie sind es auch gegen sich selbst. Der Selbstmord ist unter ihnen nichts seltenes; aber freylich müssen Ursachen vorhanden seyn, welche die natürliche Liebe zu ihrem Leben bey ihnen überwiegen. Diese finden sie in ihren falschen Meinungen von dem Zustande nach dem Tode, wenn sie zu der Vorstellung von ihrem gegenwärtigen Elend hinzukommen. Ich habe schon anderwerts angemerkt, daß viele Neger die süsse Phantasie haben, daß sie entweder bald nach ihrem Tode in dem Körper eines neugebornen Kindes wieder aufleben, oder mit ihrem eigenen Körper in ihrem Vaterlande, als freye, und in weit bessern Umständen, wieder auferstehen werden. Gemeiniglich sind solche Selbstmörder neuangekommene Bussalen; denn die Neger, welche länger im Lande gewesen sind, haben jene alberne Meinungen fahren lassen. Um die Neger von der Unrichtigkeit derselben zu überzeugen, hat man, nicht ohne gute Folgen, den Kopf und die Hände der Selbstmörder in einem Käfig öffentlich aufbehalten lassen. Das weibliche Geschlecht ist eben so geneigt zum Selbstmord, als das männliche. Als ich mich in St. Croix aufhielt, erhingen sich zwey Negerinnen, welche erst kürzlich aus Guinea gebracht worden. Die eine hatte zwey Kin-

der, davon sie das eine noch stillte. Diese hatte sie einer alten Negerin auf einige Zeit in die Pflege gegeben, und inzwischen, von ihnen entfernt, irgendwo dienen sollen. Es kam ihr diese Trennung so schmerzlich vor, daß sie sich lieber entschloß, sich durch den Tod unzertrennlich mit ihnen zu vereinigen. Den Säugling legte sie nur auf die Erde hin, in Hoffnung, daß er von selbsten bald verschmachten würde; das erwachsene Knäblein aber knüpfte sie mit eigener Hand an einen Baum, an welchem sie sich nachher selbst erhenkte. Eben dieses that die andere Negerin, welche schwanger, und vermuthlich von der ersten zu dieser Gewaltthätigkeit gegen sich selbst verleitet war.

In St. Thomas habe ich eine junge Negerin öfters gesehen, welche sich durch einen langsamen Tod hinrichtete. Sie nahm keine ordentliche Speise zu sich, und wenn ihr dergleichen mit Zwang beygebracht wurde, so fraß sie doch so lange Erde und Steine, bis sie ganz abzehrte und starb. Auch da ihr Herr sie mit einem wohlverwahrten Maulkorb oder einer Larve von Sohlleder, darinn nur ein paar kleine Löcher zum Sehen und Othemholen angebracht waren, hatte versehen lassen, wußte sie es doch möglich zu machen, Erde und Sand in den Mund zu bringen, und so ihren Tod zu befördern.

Da ich bisher die Neger von ihrer schlechten Seite beschrieben habe, so wäre wol billig, sie auch von der guten zu zeigen. Aber freylich ist von Menschen, auf die der Ausdruck Pauli Eph. 5, 8. Ihr waret Finsterniß, im eigentlichsten Sinn angewendet werden muß, nicht viel Gutes zu sagen. Unsre Brüder, wel-

welche viele Arten von Heiden durch einen langen und nahen Umgang gründlich kennen, wissen vollkommen, wie viel von dem Guten und Schönen abzudingen ist, welches ihnen von einigen Schriftstellern zugeschrieben wird. Wenn man indessen unter ihren Tugenden nur solche versteht, die eine Wirkung des Instincts sind, und daran Vernunft und Religion keinen Antheil haben, so kan gern eingeräumt werden, daß auch die heidnischen Neger einige Tugenden besitzen.

Die Liebe der Ehegatten unter einander, und gegen ihre Kinder hat allerdings auch bey ihnen statt; aber Liebe gegen andre, und zärtliche Freundschaft, ist eine seltene Erscheinung.

Durch Wohlthaten kan freylich auch das Herz eines heidnischen Negers gewonnen werden, und es fehlt an Beyspielen treuer Sclaven nicht, die ihre Pflicht gegen gütige Herren bis in den Tod standhaft bewiesen haben. Diese unveränderliche Ergebenheit hat sonderlich bey Creolen statt, die von Jugend auf um ihre Herren gewesen, und alles ihrer Gunst zu danken haben.

Für alte Leute haben die Neger grosse Hochachtung, geben ihnen den ehrwürdigen Namen der Väter und Mütter, und wenn diese unvermögend sind, tragen sie gern etwas zu ihrem Unterhalt bey.

Der Fleiß, die Geschicklichkeit und Willigkeit zum Dienst werden insonderheit den Watje, Kassenti, Congo, Selungo, Fida und Papaanegern zugeschrieben, und auch beym Kauf und Verkauf derselben in Anschlag gebracht, eben so wie der Nationaleigensinn der Karabari, Ibo ꝛc. ihren Preis vermindert.

Wenn wir nun alles Gute, das ich bisher von den Negern gesagt habe, zusammen nehmen, so ergibt sich, daß der Inbegrif ihrer vernünftigen Tugenden sehr enge zusammenfällt. Es würde keinen Grund haben, wenn man diesen Mangel als eine nothwendige Folge ihres Sclavenstandes ansehen wolte; denn es ist kein Zweifel, daß die wahre Tugend sich auch in diesem, wie in jedem Stande zeigen könne. Ein Sclave, der in Demuth sein niedriges Schicksal aus der Hand der weisen Güte GOttes annimmt, der darinn seinem Herrn aufrichtig ergeben ist, dessen Nutzen nach Vermögen befördert, seine Arbeit mit Treue verrichtet, Unrecht ohne Murren leidet und mit Liebe vergilt, mit seines gleichen in Frieden lebt, und ihnen gern dienet; der stellt ohne Zweifel ein sehr hochachtungswürdiges Bild eines Tugendhaften dar. Und davon findet man, Gottlob! gar manches Beyspiel unter den christlichen Negern auf den dänischen Inseln. Aber freylich sind das keine Früchte, welche auf dem eigenen Grund und Boden des Negers von sich selbst wachsen; es sind Wirkungen der göttlichen Gnade, und Beweise, daß das Evangelium eine Kraft GOttes ist, auch die Neger die daran glauben, selig zu machen, ihre Herzen zu GOtt gefälligen, und der menschlichen Gesellschaft nützlichen Gesinnungen zu bilden.

Die Ursache von der grossen Unwissenheit der Neger in natürlichen und künstlichen Dingen ist blos in dem Mangel der Bearbeitung ihres Verstandes zu suchen. Sie äussert sich vorzüglich bey denen, die aus dem Innern von Africa her sind. Da ihrer Bedürfnisse so wenige sind, als möglich ist, so sind ihnen

die

die Künste unbekant, welche andere Nationen erfunden haben, um ihren vielfältigen Bedürfnissen zu statten zu kommen. Sie sehen daher alle Producte derselben mit dem größten Erstaunen an. Ein Brief, durch welchen man Nachrichten von einem Entfernten erhält, ist ihnen was ganz unbegreifliches, und sie rechnen ihn unter ich weiß nicht was für lebendige und verständige Substanzen, vor denen sie sich sehr in Acht nehmen. In ihrem Sclavenstande haben sie nun zwar nicht viel eigentliche Gelegenheit, ihren Verstand aufzuklären; dennoch aber wird ihre Einsicht in manchen Stücken durch das Wohnen unter den Blanken unvermerkt und gleichsam zufälliger Weise verbessert. Insonderheit geschiehet dieses bey den Creolen. Blos dadurch, daß sie vieles sehen und hören, fallen sehr viele Ungereimtheiten weg, die sie sonst glaubten. Und da der Trieb zur Nachahmung ihnen nicht weniger eigen ist, als andern Menschen, so erweckt er in ihnen manche Fähigkeiten, durch deren Anwendung sie, oft mit ziemlicher Leichtigkeit, mancherley künstliche Arbeiten lernen.

Die Neger haben gemeiniglich ein gutes Gedächtniß; daher es den Bussalen nicht schwer wird, die creolische Sprache zu lernen; und die Kinder lernen solche in einer fast unglaublich kurzen Zeit. Einer meiner Freunde nahm einen Negerknaben von St. Thomas mit nach Deutschland, der auf dieser Reise Englisch, Holländisch und Deutsch erträglich reden lernte. So gut ich mir aber auch das Gedächtniß der Neger vorstelle, so wird es mir doch schwer, zu glauben, daß, wie man hat versichern wollen, ein Neger, der mit funfzig bis sechzig Aufträgen von

zehn verschiedenen Personen, und mit dem Gelde zum Einkaufe vieler Sachen nach der Stadt geschickt wird, alles pünctlich bestellen, und einem jeden Rechnung über sein Geld ablegen werde, ohne sich um einen Heller zu irren. Da ich nie eine Probe davon gesehen habe, so darf ich zwar der Richtigkeit des Vorgebens nicht widersprechen; aber ich glaube Grund zu haben, daran zu zweifeln. Was ich von dem guten Gedächtnisse der Neger gesagt habe, muß sonderlich von jungen verstanden werden; denn manche Neger, die schon ziemlich alt aus Guinea kommen, lernen in ihrem Leben die creolische Sprache nicht.

Mit Vergnügen habe ich oft den Erzehlungen der Neger zugehört, und die Naivete, Lebhaftigkeit und gefällige Einfalt dabey angemerkt, welche der ungekünstelten Sprache der Natur eigen sind. Sie wissen mit Bewegungen der Hände und des ganzen Körpers, dem unvollständigen Ausdrucke nachzuhelfen, und die Vorstellung recht sinnlich und begreiflich zu machen.

Es sind unter den Negern, besonders unter den Getauften, verschiedene, die lesen können. Auch haben einige schreiben gelernt. Da ihnen aber dieses größtentheils ganz entbehrlich ist, und ihr gutes Gedächtniß den Mangel desselben ersetzt, so wird ihr Fleiß nicht dazu aufgemuntert. Dazu kommt, daß es aus Furcht vor dem möglichen Mißbrauch dieser Kunst von den Herren nicht gern gesehen wird.

Zu den körperlichen Fertigkeiten der Neger gehört noch, ausser dem, was hin und wieder schon angemerkt worden, ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und im Tanzen. Zur Uebung in ersterem haben sie zwar als Sclaven nicht so viel freye Zeit und Gelegen-

heit,

heit, als die Neger in Guinea; aber dem ungeachtet gibt es vortrefliche Schwimmer auch unter den westindischen Negern. Wenn ich ihnen eine Geschicklichkeit im Tanzen zuschreibe, so ist das nicht so zu verstehen, als ob sie sehr künstliche Tänze aufführen könten. Ihr Tanzen bestehet in Hüpfen, Achselnzucken und Bewegungen der Arme; wobey blos die grosse Biegsamkeit ihres Körpers, und dessen Stärke einige Aufmerksamkeit verdienet. Noch einförmiger ist das Spielen des Instruments, nach welchem getanzt wird. Ein Fell über eine kleine Tonne oder einen Kalbasch, auch im Nothfall über einen Topf gespannt, stellt eine Trommel vor, die bey ihren Tänzen gerührt wird, und nicht viel besser klingt, als wenn auf ein Brett geschlagen wird. Den Schall dieser Trommel begleiten sie mit Gesang; und wenn ein Tanz geendigt ist, geben die Zuschauer ihr Wohlgefallen mit wildem Gelächter und Jauchzen zu verstehen. Sie sind grosse Liebhaber von dieser Lustbarkeit, und es ist ihnen nicht zuviel, den Sonntag dazu zu verwenden, nachdem sie die ganze Woche hindurch mit harter Arbeit sich ermüdet haben. Doch hat diese Gewohnheit auf den dänischen Inseln sehr abgenommen, und wird mehrentheils nur noch von Freynegern beobachtet. An der Instrumentalmusik finden sie viel Vergnügen, und schon die Kinder machen sich eine Art von Geigen, indem sie etliche Pferdehaare über eine Schindel spannen, und mit einem Bogen streichen, oder mit den Fingern schlagen. Sie singen auch sehr gern, und finden bey ihrer Arbeit in dem Gesang ihrer vaterländischen Lieder eine Ermunterung.

Neunter Abschnitt.

Von der creolischen Sprache der Neger.

Unter diesem Namen verstehe ich die Sprache, welche von den Negern in St. Thomas und Jan, auch zum Theil in St. Croix geredt wird, und deren Gebiet sich nicht weiter als auf diese Inseln erstreckt. Sie ist nicht die einige creolische Sprache; denn jede europäische, die in Westindien verderbt gesprochen wird, heißt creolisch. So wird von den Negern englischer Herren in St. Croix, die mit ihnen von andern englischen Inseln dahin gekommen sind, creolisch englisch gesprochen.

Die creolische Sprache, von der ich hier rede, ist in St. Thomas entstanden, wo im Anfange des dänischen Besitzes Holländer, Dänen, Brandenburger (die meist alle plattdeutsch redten) und Franzosen unter einander wohnten. Die Neger lernten die Sprache ihrer Herren; und da die Anzahl derer, die Niederdeutsch redeten, die stärkere war, so wurde der grösste Theil ihrer Wörter mit einiger Veränderung angenommen, doch so, daß die französischen, englischen, spanischen, dänischen Worte, deren Anzahl doch gegen die niederdeutschen klein ist, nicht gänzlich ausgeschlossen wurden. Dahingegen richtete man sich in Absicht auf die Verbindung der Wörter nach der leichtesten Art, welches den Negern die Erlernung der-

derselben erleichterte. So ist der Stof der creolischen Sprache größtentheils aus der holländischen und plattdeutschen hergenommen worden. Dasjenige, worinn sie sich von derselben unterscheidet, besteht in der Verstümmelung und Verstellung der Wörter, und überhaupt in der Verkürzung, welche sich vorzüglich in der besondern Art der Abänderung und Abwandelung der Nenn- und Zeitwörter zeiget. Diese Merkmaale scheinen zwar nicht hinlänglich, um sie für eine eigene Sprache zu halten; aber da es nun schon so eingeführt ist, vom Creolischen, als einer besondern Sprache zu reden, so kan man es ohne Schaden dabey bewenden lassen.

Da es mit der Bildung dieser Sprache ohne Plan und Regel zuging, (ein Schicksal welches sie mit mehrern gemein hat) und sie sich gleichsam mit dem Raub, den sie an gar verschiedenen Sprachen beging, bereicherte; so macht das in der Rechtschreibung Schwierigkeiten. Sollen die Wörter so geschrieben werden, wie es in der Sprache Herkommens ist, woraus sie genommen worden? oder soll eine gewisse allgemeine Regel angenommen werden, wornach sie sich alle richten müssen? ersteres findet darum nicht statt, weil es nicht durchgängig bestimmt werden kan, aus welcher Sprache jedes Wort her ist. Denn viele sind im Englischen, Holländischen und Deutschen einerley, oder einander doch sehr ähnlich. Ich denke, weil bey den lebenden Sprachen überhaupt eine Art von Democratie eingeführt ist, da die meisten Stimmen, oder der Gebrauch entscheiden; so kömt wol der holländischen Sprache, welche die meisten Wörter zu der creolischen hergegeben hat, das Recht zu, daß auch ihre

Rechtschreibung in derselben beobachtet werde. Ich habe also nicht erst nöthig, die Aussprache der Selbstlauter und Doppellauter anzugeben, da nur sehr wenige von der holländischen Aussprache etwas abgehen.

Ich merkte vorhin an, daß das Eigene der creolischen Sprache in der Verstümmelung der Wörter, und überhaupt in der Verkürzung bestehe; hievon muß ich noch etwas sagen. Gedachte Verstümmelung betrift sonderlich die Zeitwörter, die ihre Endsylbe en einbüßten. Da es im creolischen durchaus auf Leichtigkeit angetragen zu seyn scheinet, so sind die zweysylbigen Verba: **Leeven, Praaten, Denken, Loopen, Saddeln** ꝛc. in einsylbige, in **Leev, Praat, Denk, Loop** und **Saddl** oder **Saal** verkürzt worden. So wird aus **politisch, polisch**, aus **Eeten, Jeet** und dergleichen.

Auch hat der Creol die Weitläuftigkeit glücklich vermieden, welche die verschiedenen Geschlechter der Hauptwörter in andern Sprachen verursachen. Er hat sie alle unter ein Geschlecht gebracht, oder er hat vielmehr von diesem Begrif, der ohnedem bey sehr vielen Hauptwörtern ganz und gar nicht statt findet, völlig abgesehen. Er behilft sich also mit dem einzigen Artikel **die**, setzt ihn zu allen Hauptwörtern, und braucht ihn von der einfachen und mehreren Zahl durch alle Casus unverändert. Es dient ihm dieser Artikel noch, sowol das Deutsche **dieser, dieses** als **welcher, welches** auszudrucken.

Bey den Haupt- und Beywörtern ist alle die Weitläuftigkeit, welche die verschiedenen Fallendungen in beiden Nummern in andern Sprachen verursachen, abgeschnitten worden. Sie bleiben durch alle Casus

unverändert, und die Bedeutung der mehrern Zahl wird blos durch Zusetzung des Wortes sender, oder der Sylbe en, oder nur des Buchstabens s, erhalten. Z. B. die Boom, der Baum; die Boom sender, die Bäume; die Heeren; die Negers.

Die Verhältnisse, welche sonst durch die Fallendungen angegeben werden, können gleichwol hinlänglich im Creolischen ausgedruckt werden. Der Genitivus wird in beiden Zahlen durch Vorsetzung des Wörtleins van angezeigt; und wenn das Wort, von welchem er regirt wird, ihm nachsteht, so thut in der einfachen Zahl die Nachsetzung von si, und in der mehrern von sender, eben den Dienst. Der Dativus wird bisweilen mit na angedeutet, aber auch ohne dieses Hülfswörtlein blos aus dem Zusammenhang geschlossen, wie der Accusativus. Der Ablativus wird immer durch ein Vorwort kentlich; oder eigentlich ist er ganz überflüßig.

Wenige Beywörter leiden nur alsdann einen Zusatz von einer Endsylbe, wenn ein höherer, oder der höchste Grad ihrer Bedeutung ausgedruckt wird. Z. B. groot, grooter, grootste. Gewöhnlicher aber werden diese Stuffen durch Vorsetzung der Wörtlein meer und meest ausgedrückt. Wenn aber der Begrif der Kleinheit zu dem Begrif eines Wortes kommen soll, so wird, wie im Holländischen, die Sylbe je oder tje daran gehängt. Z. B. Kindje, Jongetje.

Alle Zeitwörter werden durchaus nur im Infinitivo gebraucht, und ihre Form leidet gar keine Abänderung; die verschiedenen Bedeutungen aber werden durch den Zusatz einiger Hülfswörtlein bestimmt.

Das

Das einige Zeitwort ben, seyn, ausgenommen, welches in allen Zeiten, die gegenwärtige ausgenommen, wees hat.

Die Fürwörter der Personen sind: mi, joe, em, ons, jender oder jen, und sender oder sen.

Im Präsens des Indicativus werden diese Pronomina blos vor den Infinitivus gesetzt. Z. B. mi ha, joe ha, em ha, ons ha, jender ha, sender ha. Ich habe, du hast. ꝛc. Wird ihm das Hülfswörtlein a vorgesetzt, so wird es zum Imperfectum; mi a ha, ich hatte. Ka gibt ihm die Bedeutung der vergangenen Zeit, mi ka ha, ich habe gehabt; a ka, der lang vergangenen; mi a ka ha, ich hatte gehabt; und durch Vorsetzung von sal wird die zukünftige Zeit angezeigt, mi sal ha, ich werde haben. Wenn moe oder moet dazu gesetzt wird, so ist der Conjunctivus fertig; und das Gerundium wird blos durch Vorsetzung des Wörtleins voor gebildet; voor ha, zu haben. Wer also die fünf Hülfswörtlein, a, ka, a ka, sal und voor am rechten Orte anzubringen weiß, der hat das ganze Geheimniß der creolischen Conjugationen weg. Das Paßivum wird verschiedentlich ausgedruckt. Entweder wird es active gegeben, z. B. anstatt er wird durchgängig geliebt, sagt man: alle haben ihn lieb. Da kein Leiden ohne eine thätige Ursache ist, muß dieses allemal möglich seyn, ob es gleich oft sehr schwer ist. Oder das Paßivum wird mit Zusetzung des Zeitworts kom, werden, ausgedruckt. Z. B. die Goed kom bederf, das Gut wird verderben; oder durch die Hülfswörter ka, sal ka. Z. B. die Meester no ka kleed, der Herr ist nicht angezogen.

Bey den Fürwörtern der Personen fällt nicht nur jede innere Abänderung weg, wie bey allen Nennwörtern; sondern sie dienen auch als solche, die einen Besitz anzeigen. Mit dem Wörtlein mi druckt der Creol alles aus, wozu der Deutsche die Wörter, ich, meiner, mir, mich und mein, meine, meines, meinen, braucht. So ists mit allen übrigen persönlichen Fürwörtern; blos em, er, sie, ausgenommen, an dessen Stelle das Possessivum si, sein oder ihre, gebraucht wird.

Dadurch wird nun zwar die Anzahl der Wörter sehr vermindert; aber dagegen den Mißdeutungen Raum gemacht. Joe Tatta heißt: du Vater, dich Vater, dein Vater, deinen Vater; blos aus dem Zusammenhang der Rede muß der rechte Sinn jedesmal geschlossen werden. Wenn es also dem Gedächtniß dabey einigermassen leicht gemacht worden; so hat dagegen der Verstand und das Nachdenken desto mehr zu thun bekommen.

Noch ist der creolischen Sprache eigen, daß die Zeitwörter, nur etliche wenige ausgenommen, in der gegenwärtigen Zeit nach dem Fürwort der Person, oft einen Zusatz mit dem Wörtlein le bekommen. Z. B. **mi le see**, ich sage; **jender le kik**, ihr sehet. Auch zum Infinitivus wird oft **voor** überflüßig gesetzt. Z. B. **mi no kan voor lees**, ich kan nicht lesen.

Das Zeitwort wird oft zweymal hinter einander gebraucht, und da davorgesetzt, um etwas mit Nachdruck zu sagen. Z. B. **voor wagoed joe no loop?** warum gehst du nicht? Antwort: **da loop mi le loop**, ich gehe ja.

Für ben, seyn, ist es sehr gewöhnlich ka zu brauchen. Z. B. mi ka moe, anstatt mi ben moe, ich bin müde.

Die Syntax der Vorwörter, welche im Lateinischen, Griechischen, und selbst im Deutschen so viele Schwierigkeit verursacht, fällt da ganz weg. Es ist dieses eine nothwendige Folge von der Unterdrückung aller Fallendungen.

Die Bindewörter **entweder** und **zwar** fehlen im Creolischen, und man kömt ohne sie zurecht. Daß wird, wie im Englischen, oft weggelassen. **Maak joe kom klaar**, mache, daß du fertig werdest.

Die Construction oder die Folge der Wörter kömt fast völlig mit der französischen überein, und der natürlichen Ordnung der Begriffe am nächsten. **Mi no kan maak die sender jender help**, je ne puis pas faire cela sans votre aide. Sie ist nichts weniger, als willkührlich; selbst die Armuth der Sprache macht, daß man sehr pünctlich in der Ordnung seyn muß, in welcher die Worte hinter einander folgen müssen. Da z. B. **ons** sowol **uns** als **wir** bedeutet, so ist leicht einzusehen, daß nur die Stelle dieses Fürworts seine jedesmalige Bedeutung entscheidet. Z. B. **die God, die ka maak ons**, heißt: GOtt, der uns gemacht hat; hingegen: **die God, die ons ka maak**, würde heissen: GOtt, den wir gemacht haben. **Wie veracht em**, wer ihn verachtet. **Wie em veracht**, wen er verachtet. Man siehet zugleich daraus, daß Wörter, wie die Zahlen, durch ihre Stelle bedeutend werden können.

Bey den Fragen bleibt die Folge der Wörter in eben der Ordnung, als wenn man nicht fragt. Der

Ton

Ton der Aussprache muß also angeben, daß gefragt wird, wenn nicht ein ausdrückliches Fragwort dabey vorkommt. Joe hoor? verstehst du? hoeso joe roep die? wie nennest du das?

Die ercolische Sprache hat, wie jede andre, ihre besondere Redensarten. So sagen z. E. die Neger: Honger, Dorst le vat mi, der Hunger, Durst ergreift mich. Sonst brauchen sie das Wort Honger, um ein grosses Verlangen auszudrucken. Mi ha goe honger voor kik joe, mich verlangt sehr, dich zu sehen. Das ungeduldige schmerzliche Verlangen drucken sie durch raas, rasen aus. Em raas goe voor em; er verlangt mit Ungeduld, ihn zu sehen, oder ihn bey sich zu haben. Sein Geld durchbringen, heißt bey ihnen: Eet si stuver, sein Geld aufessen. Mi hert le bran, mein Herz brennt, deutet bey ihnen einen grossen Grad des Zorns an. Donker sal vang ons na pad, die Nacht wird uns unterwegs fangen, überfallen. Slaap a dief mi, der Schlaf hat mich bestohlen, ich habe mich verschlafen. Die Sen loop na water, die Sonne geht zu Wasser, geht unter.

Vieldeutige Worte gibt es im Creolischen, wie in andern Sprachen; und wie könte es bey ihrer Armuth anders seyn? so hat z. B. das Wort fraai, gut, nicht wenigere Bedeutungen, als dieses deutsche Wort; und wird überall gebraucht, um etwas anzuzeigen, das so ist, wie es seyn soll. Das Vorwort na heißt zu, an, in, auf, bey und nach.

Doch gibt es auch einige wenige überflüßige. Z. B. nach dem Namen wird noch das Fürwort der Person gesetzt. Mi God en Heiland, em alleen

ben

ben mi betrouw, mein GOtt und Heiland, Er allein ist meine Zuversicht, und dergleichen.

Einige Sprüchwörter der Neger mögen hier noch ihre Stelle finden, weil sie die Denkweise und den Geschmack dieser Nation verrathen. Hoor ha no door, das Ohr hat kein Thor, daß man es verschliessen könte. Gras le groei na dood man si door, an eines verstorbenen Mannes Thür wächst Gras; Witwen und Waisen werden wenig geachtet. Hond ha vier voot, no kan loop twee pad, der Hund hat vier Füsse, und kan doch nicht zwey Wege zugleich gehen. Man muß eines nach dem andern machen. Siekte kom mee kawai, en loop weeraan mee voet, die Krankheit kommt zu Pferde, und reiset zu Fusse wieder ab. Kakerlak no hat recht na hoenerkot, der Kakerlak gehört nicht ins Hühnerhaus; die Geringen sollen sich nicht unter die Vornehmen mengen. As Kukubak vlieg, em weet, na wat bom em sal vlieg, wenn der Kukubak fliegt, so weiß er, nach welchem Baum er fliegen will. Ich weiß wohl, was ich thue. Hangman no sal verloor si recht, wer hängen soll, wird nicht ersaufen. Een vinger no kan vang loes, ein Finger kan keine Laus fangen. Ich muß Hülfe haben. As volk ka quaat na joe, sender gie joe makoet voor tap water, wenn man dir nicht gut ist, so gibt man dir einen Korb zum Wasserholen. Da no eenmaal volk kan sni haar, haar sal groei weeraan, man kan die Haare nicht nur einmal abschneiden, sie wachsen wieder. Es ist nicht ganz vorbey; es wird schon wieder kommen; und dergleichen mehr.

Vie=

Viele Neger reden diese Sprache zwar gut, aber sehr schnell; und nach ihrer guineischen Mundart sprechen sie die Wörter sehr undeutlich aus, als ob ihnen die Hälfte im Munde stecken bliebe. Es gehört daher eine lange Uebung, und bisweilen doch noch ein Dollmetscher dazu, sie recht zu verstehen, sonderlich wenn sie guineische Wörter darunter mengen.

Zu beredtsamen Vorträgen, sonderlich in Religionsmaterien, ist diese Sprache nicht reich, nicht bearbeitet genug; man muß zufrieden seyn, wenn man nur das Nöthige auf eine hinlänglich deutliche Weise sagen kan. Ihre Armuth zeigt sich sonderlich beym Uebersetzen der heiligen Schrift und deutschen Lieder. Da die Religion JEsu nie in dieser Sprache war vorgetragen worden, so fanden die Mißionarii anfänglich einen grossen Mangel an den dazu nöthigen Ausdrücken, welche sie erst aus der holländischen und deutschen Sprache einführten. Und weil die mangelhafte creolische Art zu conjugiren beym Uebersetzen viele Zweydeutigkeiten übrig ließ; so waren sie genöthiget, die Tempora paßiva eben so zu formiren, wie im Deutschen oder Holländischen, wodurch jenem Mangel abgeholfen wurde. Da die Sprachen der Nationen mit ihren Kentnissen in einem nothwendigen Verhältniß stehen, und jene nie weiter gehen, als diese reichen; so muß bey der Erweiterung und Besserung der Kentnisse der Neger auch nothwendig ihre Sprache gewinnen. Und da sie, wenigstens den Bussalen, eine fremde Sprache ist, so hat die Verbesserung derselben wenig Schwierigkeit. Aber auch die Creolen lernen sehr gern von den Mißionarien, weil ihnen die Sachen wichtig sind, zu deren richtigerm

Ausdruck die Verbesserungen vorgenommen werden. Es muß aber damit um ein gut Theil weiter gehen, wenn diese Sprache zur Poesie und zu guten Uebersetzungen geschickt werden soll; sie muß nicht nur reicher an Ausdrücken, sondern auch durchaus biegsamer werden. Ersteres wird durch Einführung fremder Wörter erhalten, wozu man durch den Ursprung dieser Sprache und die bisherige Gewohnheit berechtiget ist; zu diesem ist der wichtigste Schritt durch Einführung einer bestimmtern Art zu conjugiren gethan worden.

Zur Probe mag das apostolische Glaubensbekentniß mit der Erklärung aus Luthers kleinem Catechismus dienen.

Der erste Artikel des christlichen Glaubens.

Mi le geloof na God die Vader, die almagtig Maaker van hemel en aard.

Erklärung.

Mi le geloof, dat God ka maak mi en allemaal skepsels, dat em ka gie mi lief en siel, hoogo en hoor en allemaal leden, en bewaar sender nochal, daartoe kleer en skoen, jeet en drink, hoes en woonplek, wief en kinders, planty, beesten en allegaar mi goed: dat em besorg mi rieklik en daglik mee allemaal, wat mi mankeer voor onderhou die lief en die leev, dat em defendeer mi tegen allemaal risiko, en bewaar mi voor allemaal quaat: en allemaal die alleen ut vaderlik godlik goedigheet en barmhertigheet, sonder allemaal mi verdienst en waardigheet: voor allemaal die mi ben verpligt voor dank en loov em, en voor dien

en wees em gehoorsaam voor die. Die ben waarwaar.

Der andere Artikel.

Mi le geloof na Jesus Christus, si eenig-geboren Soon, ons Heer, die ka ontfang van die heilig Geest, ka pari van die Jongvro Maria, ka lyd onder Pontius Pilatus, ka slaa na kroes, ka dood, en ka begraav, ka vaar neer na die hel, die derde dag ka hoppo weeraan van die dooden, ka vaar op na hemel, set na die rechter hand van God die almagtig Vader, van waar em sal kom voor hou recht over die levendig en dooden sender.

Erklärung.

Mi le geloof, dat Jesus Christus, die waarachtig God, ka pari van die Vader na eewigheet, en ook waarachtig mensch, ka pari van die Jongvro Maria, ben mi Heer, die ka verlos, ka erwerf, en ka win mi verloor en verdoemd volk van allemaal sondo, van die dood, en van die macht van die duvel, no mee goud of selver, maar mee si heilig duur-bar bloed, en mee si onskuldig lyden en dood, voor mi sal wees si eegendom, en na si riek leev na onder em en dien em na eewig gerech-tigheet, onskuld, en saligheet, gliek as em ka hoppo van die dood, le leev en regeer na eewigheet. Die ben waarwaar.

Der dritte Artikel.

Mi le geloof na die heilig Geest, een heilig christlik kerk, die gemeente van die heilig sen-der, die pardon van die sondo sender, die

opstanding van die vleesch, en een eewig leev. Amen.

Erklärung.

Mi le geloof, dat mi no kan geloof na mi Heer Jesus Christus, of kom na em ut mi eegen verstand of kracht; maar die heilig Geest ka beroep mi door die Evangelium, ka verlecht mi mee si gaven, ka maak mi heilig na die recht geloof, en ka bewaar mi na die: gliek as em le beroep, le gaar, le verlecht en maak heilig die heel Christenheet op aarde, en bewaar em bi Jesus Christus na die recht eenig geloof; na welk Christenheet em vergie elk dag na een riek maat allemaal sondo na mi en na allemaal gelosig volk, en em sal maak wakker na die laatst dag mi en allemaal dooden, en sal gie mi en allemaal die gelosig volk sender na Christus een eewig leev. Die ben waarwaar.

Zehn-

Zehnter Abschnitt.

Gebräuche und Gewohnheiten der Neger in Westindien.

Soviel es der Sclavenstand zuläßt, halten die Neger in Westindien über ihren vaterländischen Gebräuchen und Gewohnheiten; und es ist ihnen nichts weniger als gleichgültig, daß dieselben durch die Abhängigkeit, in welcher sie stehen, theils eingeschränkt, theils gänzlich aufgehoben werden.

Ich habe anderwerts angemerkt, daß die Sclaven die Freyheit haben, sich nach eigener Wahl zu verheirathen. Wenn sich also der Neger entschlossen hat, eine gewisse Person zu heirathen, so sucht er zuerst, wie es in Guinea gewöhnlich ist, die Einwilligung ihrer Eltern zu erhalten, und dann erst der Person selbst. Ob sich gleich die Herren in dergleichen Geschäfte nicht mischen, und nur darauf sehen, daß ihre Neger nicht lange ledig bleiben, ohne sich viel drum zu bekümmern, mit wem sie sich verheirathen; so ist es doch nicht ungewöhnlich, daß der Freyer mit Genehmigung seines Herrn sich verheirathet. Haben alle diese Personen ihre Einwilligung gegeben, so wird die Heirath ohne weitere Ceremonie vollzogen. Der vermögende Neger stellt zur Feyerlichkeit dieses Vorgangs ein Gastmahl an, das mit einem Tanze geschlossen wird. Wohnt er mit seiner Frau auf einer

und derselben Plantage, so nimmt er sie zu sich in sein Haus; wenn sie aber auf einer andern wohnt, und einem andern Herrn gehört, so bauet er ihr ein eigenes. Er ist verbunden, sie mit Kleidern zu versorgen; sie aber ihm mit Kochen, Nähen, Waschen und dergleichen zu dienen. Daß ihre Ehe lebenslang dauren soll, ist keine nothwendige Bedingung ihrer Verbindung; doch wird das Gegentheil auch nicht ausdrücklich vestgesetzt. Wenn die Frau dem Manne nicht gut genug kocht, ihn nicht willig genug bedient u. d. g. so hält er sich schon für berechtigt, ihr den Abschied zu geben. Hingegen sagt auch diese dem Manne den Kauf auf, wenn er sie nicht gehörig kleidet, ihr kein Haus bauet, oder wenn sie eifersüchtig über die Nebenweiber wird. Ja manche scheidet sich wol von ihrem Manne um eines Schnupftuchs willen, das sie nicht von ihm erhalten kan.

Dieser Unordnung, die gleichwol nicht durchgängig bey den heidnischen Negern statt hat, ist durch die bessere Erkentniß, welche die Neger dieser Inseln durch den Dienst der Mißionarien erlangt haben, gar sehr viel abgeholfen worden. Die Neger, welche zur Brüderkirche gehören, erscheinen nach ihrer Verlobung vor der Gemeine, und nachdem sie in einer Rede angewiesen worden, ihren künftigen Ehestand auf eine GOtt gefällige Weise zu führen, und öffentlich versprochen haben, einander bis an den Tod getreu zu bleiben, werden sie von dem Mißionarius getraut, und der Kirchensegen über sie ausgesprochen.

Bey der Geburt eines Kindes leget bisweilen der heidnische Vater seine Freude darüber durch eine Lustbarkeit an den Tag, die er deßwegen anstellt. Um

die

die Erhaltung ihrer Kinder sind sie sehr besorgt, und ihr Aberglaube macht, daß sie sich sehr fürchten, sie möchten durch Zauberkräfte um ihre Gesundheit und Leben gebracht werden. Der achte Tag soll für die Kinder vorzüglich gefährlich seyn; daher wird die Wöchnerin mit ihrem Kinde den ganzen Tag, sonderlich aber die Nacht hindurch, sorgfältig bewacht. Ist diese furchtbare Nacht glücklich vorübergegangen, so rechnen sie drauf, daß das Kind vor gefährlichen Zufällen künftig bewahrt bleiben werde.

Das Erziehungsgeschäfte macht den Negern wenig Mühe; denn es bezieht sich blos auf die Ernährung der Kinder. Ohne Sorge für die Bildung ihres Verstandes und Herzens, überlassen sie dieselbe der Natur; und hindern diese wenigstens nicht, ihren Leib stark und gerade zu bilden. Lange bleiben die Kräfte der Kinder nicht ungebraucht; so bald sie zu einer Arbeit fähig sind, werden sie auch dazu angewendet.

Die heidnischen Neger leben völlig ohne Religionsübung. Ihre Götter haben sie in Guinea zurückgelassen; und bey ihrer Einschiffung für Westindien ist sorgfältig verhütet worden, daß sie keine Fetisse mitnehmen konten. Sie haben auch keine Priester, und es würde ihnen auch kein öffentlicher Götzendienst erlaubt werden. Wenn man bedenkt, mit welchem blinden Eifer oft das dummste Volk an seiner Religion hängt, von der es vielleicht gar nichts versteht; so kan man nicht anders vermuthen, als daß dieser Mangel der Religionsübung vielen Negern sehr wehe thun müsse. Daher kommt es, daß es doch einige treue Diener der Götzen möglich zu machen gewußt, einen

Fetiß oder Schambu mit aus ihrem Vaterlande zu bringen; oder sie haben sich erst in Westindien etwas dazu erwehlt. Da hat etwa einer ein menschenähnliches Bildchen in einer Schachtel, dem er jeden Morgen seine Ehrerbietung bezeigt; oder es sind Muscheln, Corallen, Kalbasche, Federn u. d. g. die die Neger verehren, und sonderlich in Krankheiten Hülfe davon erwarten, gerade wie sie es in Guinea gewohnt waren. Aber izt sind nur seltene Spuren dieses Aberglaubens übrig.

Es wäre fast ein Wunder, wenn von den guineischen Zaubereyen nichts mit nach Westindien hinüber geschlichen wäre. Aber nachdem ums Jahr 1701. nach der Erzehlung des P. Labats *) ein Neger um der Zauberey willen auf St. Thomas lebendig verbrant worden, so ist daran gar nicht zu zweifeln; wenigstens ist gewiß, daß man damals auf dieser Insel die Zauberey dieses Negers für eine Wirkung dämonischer Kräfte und des Todes würdig hielt. Noch gibt es viele Neger, welche glauben, daß einem eine Krankheit angezaubert werden könne; und an solchen fehlt es auch nicht, die sich dafür ausgeben, daß sie die geheime Kunst verstehen, die Urheber solcher Bezauberungen, die Diebe u. d. g. zu entdekken. Ich halte die Gaukeleyen nicht des Erzehlens werth, unter welchen dergleichen vermeintliche Zauberer ihre Betrügereyen verbergen, und auf Unkosten der Unwissenheit und des Aberglaubens sich auf eine leichte Weise etwas verdienen. Ihr Vortheil bringt

es

*) Die ausführliche Geschichte davon kan nachgesehen werden in Nouv. Voyage aux Isles de l'Amer. T. II. p. 64.

es mit sich, daß sie denen, die sich in Krankheiten ihres Raths bedienen, weiß machen, sie wären bezaubert worden; denn für die Bemühung, die schädlichen Zaubermittel, als die Ursache der Krankheit, zu entdecken, und ihnen ihre Kraft zu benehmen, lassen sie sich bezahlen. Aber unglücklich ist die Negerin, auf welche eine weisse kranke Frau den Verdacht wirft, daß sie von ihr bezaubert sey! Auch zur Zeit meines Aufenthalts auf diesen Inseln gab es verschiedene vermeinte Zauberer, unter welchen ein alter lahmer Neger berühmt war. Gesänge und alberne Ceremonien, die man für zauberisch hielt, waren die Mittel, womit er sich in seiner Dürftigkeit was verdiente. Er fand diese Lebensart so bequem, daß die Ermahnungen, seine Betrügereyen fahren zu lassen und sich zu bekehren, fruchtlos waren. Er glaubte, er thue nichts böses, denn seine Kunst gereiche niemand zum Schaden.

Es ist unter den Negern auf allen drey dänischen Inseln, und auch anderwerts, eine Art von Taufe gewöhnlich, welche vorzüglich von den Congonegern auf Verlangen an den Bussalen verrichtet wird. Die Ceremonien sind dabey nicht durchaus einerley; aber gemeiniglich wird dem Täufling Wasser auf den Kopf gegossen, etwas Salz in den Mund gegeben, und in congoischer Sprache über ihn gebetet. Vor der Taufe muß ein erwachsener Bussal für die Sünden, die er in Guinea begangen hat, mit fünf bis sechs Peitschenhieben, die er vom Täufer empfängt, büssen. Nach derselben wird von Vermögenden eine negerische Gasterey angestellt; der Täufer aber bekömt für seine Bemühung etliche Reale.

Diese Taufe, welche die Congoneger unstreitig den portugiesischen Priestern abgelernt haben, bezieht sich ganz und gar nicht auf die Religion. Den armen Bussalen, die in Westindien ganz fremde ohne Vater, Mutter und Anverwandte sind, soll dadurch nur zu einer Art von Pflegeeltern geholfen werden. Vermögende Neger und Negerinnen nehmen diejenigen, welche sie auf diese Weise taufen lassen, zu Kindern an; und sie werden, nebst dem Täufer, von ihnen **Taufväter** und **Taufmütter** genant. Als Eltern sorgen sie möglichst für sie; und wenn sie sterben, so ist es ihre Schuldigkeit, ihnen einen Sarg und Sterbekleid zu verschaffen. Gewöhnlich begräbt der Täufer diejenigen, die er getauft hat; er singt bey dem Grabe, und hält an die Begleiter eine kurze Anrede. Bisweilen sind bey einer solchen Taufe auch etliche Pathen, welche ebenfalls die Verbindlichkeit auf sich nehmen, für den Getauften zu sorgen.

Mit den Begräbnissen heidnischer Neger wird es verschiedentlich gehalten. Der arme kömt ohne Umstände, ohne Sarg, blos in eine **Kavanna** gewickelt, in die Erde. Dem Vermögenden wird nicht nur ein Sarg gemacht, der bisweilen mit Leinwand ausgeschlagen ist; sondern er bekömt auch ein weisses Sterbekleid. Ehe er in die Erde kömt, wird von den Leichenbegleitern ein Schmaus gehalten, der dem Verstorbenen desto mehr Ehre macht, je mehr Rum oder Killdevil dabey aufgeht. Dabey wird getanzt, und ein rasender Lärm gemacht, den die besoffene Gesellschaft bisweilen die ganze Nacht hindurch fortsetzt. Alsdann erst wird die Leiche beerdiget. Ein Mißionarius, der eben von Antigo zurückkam, beschrieb

mir

mir das Leichenbegängniß eines Negers, dem er daselbst zugesehen hatte. Eine Menge Neger folgte dem Sarge unter beständigem Singen und Tanzen, und dem Lerm der Trommeln und Kalbasche. Diese waren mit einem Stiel oder Handgrif versehen, und machten, wenn sie geschüttelt wurden, mit den Erbsen oder Steinchen, die darinn waren, ein starkes Geräusch. Die Trommeln bestanden aus kleinen viereckichten Kasten, die mit einem Felle überspannt waren. Nach diesen tanzten sonderlich die Negerinnen, welche dabey gräßliche Bewegungen des Leibes machten. Als sich der Zug dem Grabe näherte, stellten sich die Träger, als wenn der Todte keine Lust hätte, sich da verscharren zu lassen. Bald wurden sie, wie es schien, gegen ihren Willen von dem Wege ab, in die Prikkelbeersträuche gezogen, und von den Stacheln dieser Pflanzen jämmerlich zerstochen; bald schossen sie wieder einmal so schnell fort, daß sie beynahe zu Boden stürzten. Jedesmal, wenn der Todte nicht fort wolte, kam eine alte Negerin zum Sarg, klopfte daran, redete mit der Leiche, und tanzte alsdann mit den abscheulichsten Geberden. Nachdem der Sarg endlich mit vieler Mühe ins Grab gebracht worden, wurde es schnell mit Erde zugeworfen, damit der widerspenstige Todte nicht Zeit haben solte, sie wieder herauszuwerfen. Damit hatte die Comödie ein Ende.

Zum Begräbniß der Schwarzen sind bey den Plantagen eigene Plätze bestimmt; doch werden auch viele nicht weit von ihren Häusern beerdigt.

Etwas vom Christenthum war unter den Negern dieser Inseln, noch ehe die evangelischen Brüder ihre

Mißion

Mißion da anfingen. Anfänglich haben die römisch-catholischen Geistlichen, welche von Portoric aus ihre Glaubensgenossen auf diesen Inseln besuchten, auch einige Neger in den Grundsätzen ihrer Religion unterrichtet, und getauft. Und noch izt fahren sie in diesen Bemühungen fort. Die Anzahl ihrer Getauften ist aber klein. Auf St. Croix halten sich auch verschiedene Neger zu der römischcatholischen Kirche. Die Lehrer der evangelischlutherischen und reformirten Kirchen auf diesen Inseln sind zwar eigentlich zur Besorgung des Kirchendiensts bey den Blanken berufen; sie haben aber auch heidnische Neger unterrichtet, und verschiedene getauft; und fahren darinn, so viel es ihr Amt und Einrichtung zuläßt, noch immer fort. Die eigentliche und wirksamste Anstalt zur Bekehrung der Neger auf diesen Inseln haben die evangelischen Brüder durch ihre im Jahr 1732. auf St. Thomas angefangene Mißion gemacht. Die Geschichte derselben wird in dem zweyten Theil dieses Buches erzehlt. Ich habe die Hoffnung, daß jeder Liebhaber unsers HErrn JEsu Christi und der Ausbreitung seiner seligmachenden Erkentniß, der diese Geschichte liest, sich mit mir über das grosse Werk GOttes unter den armen schwarzen Heiden freuen, und zum Lobe GOttes und zur Theilnehmung an demselben durch Gebet und Fürbitte, werde ermuntert werden.

CARAIBISCHE INSELN

MAR DEL NORD ODER WESTLICHER CARAIBISCHE OCEAN

CARAIBISCHE SEE ODER DER KRAAL

GROSSE ANTILLEN.

Seal Key
West Caicos
Abrollio Schoal
North Riff
South Riff
Ien Cap
B. de Mancenille
P. Plate
Scot s. Bay
S. Jago
HISPANIOLA oder SAINT DOMINIGUE
C. Churchill
Golfo von Samana
C. del Engano
S. Domingo
B. de Neiba
C. Lobos
Monica
Mona
Soana

Zacheo
P. del Aguada
C. Roxo
St. Germain
St. Juan
PORTO RICO
P. de Loguilla
Basage
Jungfern
Tortola
Anegada
Gorda
Sombrero
Anguilla
St. Martin
Barbuda
St. Bartholomeo
Porto ker Oere
St. THOMAS
Caravella
St. JAN
Krabbeneyland
S. CROIX
Saba
S. Eustachius oder Statius
S. CHRISTOPH oder St. KITS
Nieves
St. Johnstown
ANTIGOA
Redondo
Montserrat
GARDELOUPE
Desirade
Marigalante
Santos oder die Heiligen
Dominike
MARTINIKE
Santa Lucia oder Aluſia
S. Vincent
BARBADOS
Bridgetown
Bekia
Granadinen
GRANADA
Klein Tabago
TABAGO
Aves

C. de Vela
Monjes
Aruba
Curacao
Bonaire
Aves
Portete
Conquibacoa
C. Roman
GULF von VENESUELA
Paraguana
Coro o. Venesuela
Guatapore
Maracaibo
Mara-caibo L.
Baracoa
Gibraltar
TERRA FIRMA
P. Rivaleta
P. Taranno
G. Triesto
P. Cabelo
C. Blanco
Caraccos
Guiara
Jago de Leon
Nueva Valentia
Lago Tocariqua
Roca
Orchilla
Blanco
die 7 Tage
Tortuga
Margarita
Cola
Testigos
White Klip
Perlen bank
Gudapud
Cona
P. Caracolus
S. Jago
Otchieradon
Comanagotta
Comana
Verina
Gulf von Curiaco
S. Iosepho
Gr. Boca
S. Ioseph
TRINIDAD
Ouria Arche R.

Paul. Kilfner sc. Norimbergae.

Rondomlelyk
Klein Hans Lolk
Grosse Nordseite
Gros Hans Lolk
Kleine Nordseite
englische Keyen
Carrettbay
Bras
Grosse Nordseite Bay
Deck Eyland oder Verde
Westende
Bordeaux Pl.
Magens Pl.
Iohns Pl.
Isles
chemal. Salzpfanne
Sandbay
Sorgenfrey
Heerlin Pl.
Tannet Pl.
Lerkland Pl.
Lande Man Pl.
Teyerkey
Henslers Plantagen
Fortuna
Suhm
Carrettbay
Malleville
S. Pieter
Panuel
Winberg
Innens Pl.
Runels Pl.
Comen-dants Pl.
Westende Punt
Kl. S. Thomas oder Savanneyland
Runels Pl.
Zegers Pl.
Perl
Monrenac
S. Marcus
Misgen
Gerd. de Wint
Lilienfchild
Lerk
Thoma Pl.
Clausens Pl.
Lerk
ehemal. Salzpfanne
Binnewater oder Langbay
Ostende
Ein Stück von S. IAN
Tropico
Aroits Pl.
Holenbergs Pl.
Kraghs Pl.
Vitendals Pl.
Tutu
Langmath
Wildhagens Pl.
Petersen Pl.
Bourgens Pl.
Beverhouts Pl.
Hospital
Neu Herrnhut
Brock
Heerlin Pl.
Roode Hoek
Kl. S. Iames
Ian Kramews Bay
Menebeck
S. Iurris
Lorenz
Königberg
Bethel
Vitghl
Vessiups Pl.
Kl. Cruxbay
Moskite Bay
Gerd. de Wiont
Schimmelmanns Pl.
Holenberg Pl.
Hund Eyland
Schwarz Punt
Niesky
Tappus
Flaggs-berg
Loirp
Uhrbay
Grofs S. Iames
Hafen
Prinz Roberts Klippen
Fransmansbay
Moskite Bay
Grofs Krumbay
Orcant loch
Pokro
Ref. Kirche
Bethania
Grofs Cruxbay
Klippen
Klein Saba oder Sabbath
Watereyland
Blinde Klippen
Bockeneyland
DIE INSEL
SANCT THOMAS
mit den mehresten
Plantagen
1767.
Caravella oder Fransmanuar
Fransmanns Klippe oder Vogel Klippe
Eine deutsche Meile.
Paul. Küffner fc. Norimberga.

DIE INSEL
SAINTECROIX
mit den Namen der Plan,
tagen die beſtændig ſind.
*Plantage mit einer Zuckermuhle.
1767.
Hams Bloff
Hams Bay
Wills Bay
Bullers Bay
Cane Bay
Klein Cane Bay
Sprat Hole
Salt Revier Bay
Westende Bay
Reff
Grünkey
Diedrichs Pl.
Bockeneyland
Said Piint
Lang Piint Bay
Breids Bay
Negerbay
Königsbay
Lemon Tree Bay
Takes Bay
Lang Point
Wachthaus Piint
Maschenilbay
Springbay
Storpande Bay
Red Bay
Graſs Bay
Turners Hole
Grape Tree Bay
Graſs Point
Isaacs Bay
NORDSEITE QUARTIER I.
NORDSEITE QUARTIER II.
WESTENDE QUARTIER
PRINZENS QUARTIER
KOENIGS QUARTIER
KOENIGIN QUARTIER
PRINZESSIN QUARTIER
COMPAGNIE QUARTIER
OSTENDE QUARTIER I.
OSTENDE QUARTIER II.
Eine deutſche Meile.
Paul. Küffner ſc. Norimberga.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oldendorp, Christian Georg Andreas

C. G. A. Oldendorps Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan

Bd.: 1

Barby 1777

H.ref. 755 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11129612-8
VD18 90260759